

Universitätsbibliothek Wuppertal

Grundfragen der Homerkritik

Cauer, Paul

Leipzig, 1923

Erstes Buch. Textkritik und Sprachwissenschaft

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-5305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-5305)

ERSTES BUCH

TEXTKRITIK UND SPRACHWISSENSCHAFT

W o der Handel
viel, da ist er
Verfasser selbst in
Zeit hält sich die
für alle und alle
entscheidender Maß
möglichste Schwere
ist. Bei Homer ist es
in Form des Dichters
auf verweisen zu se
von den Verfassern ge
hört, gelehrt und
sagen zu, wie in den
des Dichters! Das
zu den Dichtern ist
hat zu den Dichtern
nicht in Form der Dicht
das ist ein neuer Maß
den Dichtern. Die
sagen in Form der
entscheidender Maß
zu den Dichtern

Wo der Herstellung eines Textes wissenschaftliche Arbeit gewidmet wird, da ist immer das natürliche Ziel, ihn so zu drucken, wie der Verfasser selbst ihn niedergeschrieben hat. Für Schriftsteller der neueren Zeit läßt sich das mit ziemlicher Vollkommenheit erreichen; aber auch für alte und älteste schwebt es doch als Aufgabe vor, die überall den entscheidenden Maßstab abgibt, und deren Lösung eigentlich nur durch tatsächliche Schwierigkeiten oder praktische Rücksichten beeinträchtigt wird. Bei Homer ist es prinzipiell unmöglich die Aufgabe so zu fassen. Die Person des Dichters selbst ist in Dunkel gehüllt. Und wenn wir darauf verzichten es zu durchdringen und in unbestimmter Mehrzahl von den Verfassern sprechen, so bleibt doch die Frage: haben sie überhaupt geschrieben, oder war es ihnen genug zu sinnen und zu sagen? Irgend einmal sind ja die beiden Epen aufgeschrieben worden: waren die, welche das taten, selbständige Dichter oder nur die Ordner des Überkommenen? Und was war auf sie gekommen: schon unsere Ilias und Odyssee in ihren Hauptteilen, oder zerstreute Elemente älterer Poesie, aus denen etwas Zusammenhängendes erst geschaffen werden mußte? Im Grunde ist das eben jene Frage, ob die Dichter geschrieben haben, nur in anderer Wendung. Sie wird uns später um ihrer selbst willen beschäftigen. Hier sollte sie nur daran erinnern helfen, daß die Aufgabe der Textkritik bei Homer nicht nur schwer zu lösen sondern fast noch schwerer zu stellen ist. Wir werden uns nicht wundern dürfen, wenn sie im Laufe der Untersuchung ihren Platz und ihre Gestalt ändert.

ERSTES KAPITEL HANDSCHRIFTEN

Für die Befestigung und Verbesserung der unentbehrlichen Grundlage, die alle Arten von Homerkritik in der handschriftlichen Überlieferung suchen müssen, haben die letzten Jahrzehnte Bedeutendes geleistet. Unabhängig von Arthur Ludwich, dessen kritische Ausgabe 1907 mit dem zweiten Teile der Ilias vollendet wurde, haben in England Walter Leaf und, in dessen Sinne weiter arbeitend, Thomas W. Allen die Handschriften der Ilias nach neuen Gesichtspunkten untereinander verglichen und zu gruppieren gesucht. Durch die Papyrusfunde sind unsere bisherigen Ansichten über die Geschichte des Homertextes zunächst erschüttert und dann dauernd auf eine neue Grundlage gestellt worden, auf deren Verbreiterung und Befestigung wir noch hoffen dürfen.

Ludwichs Odyssee erschien 1889 und 1891. Drei Hdss. erklärte er auf Grund sorgfältiger Prüfung, worüber die Praefatio berichtete, für älter als — von den Papyris abgesehen — alle übrigen der Odyssee; nach ihnen im wesentlichen hatte er den Text hergestellt¹⁾. Es waren dies: ein Mediceus (Laur. 32, 24) des zehnten Jahrhunderts, ein Laurentianus (52) derselben Zeit und ein Palatinus (45) aus dem Jahre 1201. Danach sah die Varietas lectionis ziemlich anders aus als bei La Roche (1867/8), der Text selbst war nicht wesentlich geändert. Wenn bis dahin Immanuel Bekkers Ausgabe von 1843 als beste Darstellung des überlieferten Textes gegolten hatte, so zeigte sich jetzt, daß sie dieses Vertrauens in hohem Grade würdig gewesen war. Zu einer gleichen Ansicht gelangte für die Ilias Hefermehl in seiner Anzeige der Ludwichschen Ausgabe (BphW. 1908 Sp. 678).

1) Auf sie bezieht sich die Leydener Dissertation von P. C. Molhuysen, *De tribus Odysseae codicibus antiquissimis* (1896), deren Verfasser alle drei vollständig verglichen hat und manche Nachträge zu Ludwichs Apparat bringt. Allen hat dann für seine 1908 (in der Bibliotheca Oxoniensis) erschienene Odyssee-Ausgabe weitere Hdss. in ansehnlicher Zahl herangezogen. In der Praefatio gab er eine Einteilung aller in 17 Familien; darauf folgte 1910 eine begründende Darlegung des gegenseitigen Verhältnisses und des Wertes der angesetzten Gruppen in dem Aufsatz *‘The Text of the Odyssey’* (Papers of the British School at Rome V 1).

Für die Odyssee waren die neu herangezogenen Hdss. den früher benutzten auch darin ähnlich, daß doch keine von ihnen eine Schreibweise zeigte, die im Druck einfach hätte beibehalten werden können. Der Laurentianus 52 (F) z. B., dieselbe Hds., der wir eine so wertvolle Lesart wie das später noch zu würdigende ὡς ἔφατ', αὐτὰρ οἱ αὖτις πόρον 1360 verdanken, ist doch an metrischen Anstößen reich und bedarf, wenn danach ein lesbarer Text gedruckt werden soll, durchaus der emendierenden Hand des Herausgebers. Eine Sonderstellung nimmt die Hds. der Bibliothek Rylands in Manchester ein, deren Bruchstücke Hunt veröffentlicht hat²⁾. Es sind kleine Reste von μ—ο und σ—υ, zusammenhängende Partien aus φ—ω, geschrieben gegen Ende des 3. oder zu Anfang des 4. Jhdts. nach Chr. Die wenigen Schreibfehler sind von zweiter Hand größtenteils berichtigt. Das Material ist Pergament; der Entstehungszeit nach gehört diese Hds. eher mit den Papyris zusammen.

Für die Ilias haben wir den vorzüglichen Venetus A; ganz ohne Fehler ist jedoch auch dieser nicht. Nur ein paar Proben: Πηλέως υἱέ Π 21, τοῦ γ' ἰθὺς βέλος πέτετ(ο) Υ 99, ἀπ' ὀφθαλμῶν ἐκέδασ' ἀχλὺν Υ 341, τεταρπύμεθα Ψ 10 (anders 98), ὅτι τάχιστα Ψ 11 (anders 403), Βορέης, Βορέη als Versanfang³⁾ 15. Ψ 195, παρὲξ ἐλάσσησθα Ψ 344, μέγα (für μέλαν) δέ ἐ κόμα Ψ 693, οὔτ' Ὀδυσσεύς Ψ 119, αὐτ' ἔριψε Ψ 842 (anders 845), μύσαν ὄσσ' ὑπὸ βλεφάροισιν Ω 637. Man möchte auch Αἴαν' Ἰδομενεὺ τε Ψ 493 zunächst mitrechnen; denn wenn hier vom Schreiber Länge des α ausdrücklich markiert ist, so geht daraus nur hervor, daß er selbst sich des Anstoßes bewußt war, ebenso wie in der zu Ψ 697 (κάρη βάλλονθ' ἐτέρωσε) beigeschriebenen Variante βάλονθ'. Nicht immer war eine Korrektur glücklich. Α 333 steht δουρὶ κλυτὸς Διομήδης mit übergeschriebenem εἰ, aber Κ 230 δουρὶ κλειτὸς Μενέλαος mit übergeschriebenem υ. Δ 542 war die ursprüngliche Lesart des Venetus χειρὸς ἐλοῦσ' ἀτὰρ βελέων; daraus hat der Korrektor gemacht ἐλοῦσα αὐτὰρ, also nicht bemerkt, daß seine beiden Verbesserungen einander aufheben. Der Syrische Palimpsest hat Ὀδυσσεύς statt Ὀδυσσεύς Ψ 709. 719. 755, aber ποσί statt ποσσί Ψ 749, Ἀχιλλῆος statt

2) Catalogue of the Greek Papyri in the John Rylands Library, Manchester. Vol. I (1911) edited by Arthur S. Hunt. Nr. 53. 3) Wilamowitz, Sitzgsber. preuß. Akad. 1910 S. 377, erinnert daran, daß der Dichter mit seiner nordionischen Heimat rechne; so dürfe man ihm ein attisches Bopphs nicht aufdrängen. Daß die Ionier die beiden letzten Silben zusammenzogen, sei klar; wie sie die erste aussprachen, sei des Suchens wert. Nun hat Ψ 195 der Heidelberger Papyrus (3. Jhd. vor Chr.; herausgegeben von Gerhard 1911) ein BOPEAI, das durch zweimalige Korrektur in BOPPHI geändert ist. Hatte der Korrektor recht? und hatten wir recht, als wir es, nach dem Vorgange von Sachs (1856), ebenso machten? Darüber kommt auch Wackernagel, der ja Attizismen bei Homer grundsätzlich anerkennt, sorgfältig abwägend zu keiner bestimmten Ansicht (SUH. 151 f.). — Über Αἴαν (so) am Versanfang vgl. Kap. 7.

²Ἀχιλλῆος Ω 309. — Das sind bekannte Erscheinungen, an die hier nur kurz erinnert werden sollte; möge man die Beispiele hinzunehmen, die — unter etwas anderem Gesichtspunkte — van Leeuwen in den Vorbemerkungen seiner 2. Ausgabe (1912; p. XXVII sq.) zusammengestellt hat. Es ist klar, daß man auch der besten Überlieferung gegenüber nicht ganz ohne metrische Korrekturen auskommt und daß im Grunde nur über das Maß solcher Korrekturen gestritten wird.

Als beste Überlieferung erweist sich der Venetus *A* durch die Korrektheit des eigenen Textes; wertvoller noch ist er durch den Reichtum an Nachrichten über die Textkritik der Alten. Daß beide Vorzüge unmittelbar zusammenhängen, möchte man annehmen; der Tatbestand spricht aber dagegen. Ludwig hat gezeigt (AHT. I 131—146), daß Text und Scholien in dieser Handschrift ursprünglich gar nicht zusammengehörten, vielmehr Randbemerkungen und beigeschriebene Varianten oft einen andern Text voraussetzen, als den dem sie jetzt beigeschrieben sind. Unter 104 Stellen im ersten Gesange der Ilias, für welche Aristarchs Lesart überliefert ist oder erschlossen werden kann, sind 32, an denen der Venetus *A* im eignen Texte diese Lesart nicht hat (AHT. II 177 ff.). Und unter den 72 Fällen, in denen er zu Aristarch stimmt, kommt es nur einmal vor, daß er mit dieser Übereinstimmung unter den Hdss. allein steht (A 241 τόρε); in allen übrigen Fällen gibt es mehrere — meistens ist es die große Mehrzahl, oft die Gesamtheit —, die Aristarchs Lesart ebenfalls in ihrem Texte haben. Man darf also schließen: wenn von der venezianischen Hds. nur der Text, ohne alle Scholien und beigefügte Varianten, erhalten wäre, so würden wir in ihr zwar eine brauchbare Vulgata, doch keinen Anhalt haben, um der alexandrinischen Textgestalt näher zu kommen.

Walter Leaf⁴⁾ war es, der diesen Schluß zog, und aus ihm die Frage ableitete: gibt es andere Urkunden, die uns in dieser Beziehung bessere Dienste leisten? Er ging auf zwei untereinander nahe verwandte Codices zurück, deren hervorragenden Wert zuerst C. A. J. Hoffmann behauptet und begründet hatte⁵⁾, Lipsiensis 1275 und Vindobonensis 5, beide aus dem 14. Jhdt., und verglich sie mit denjenigen beiden, die in La Roches Apparat nächst *A* den ersten Platz einnahmen, Laurentianus 32, 3 (*C*) und Laurentianus 32, 15 (*D*), beide aus dem 11. Jhdt. Um einen sicheren Maßstab für die Schätzung einer Hds. zu gewinnen, suchte er jedesmal festzustellen, wie viele unter den ihr eigentümlichen Lesarten auf alte Überlieferung zurückgingen. Und hierfür gab es mehrere Anhaltspunkte.

4) Leaf, The manuscripts of the Iliad, Journal of Philology 18 (1889) S. 181 ff. und 20 (1892) S. 237 ff. 5) Hoffmann, Das 21. und 22. Buch der Ilias, nach Hdss. und Scholien herausgegeben. Clausthal 1864.

Eine Lesart konnte (1) durch Didymos oder Aristonikos als alt bezeugt sein, und zwar entweder so, daß sie einem der drei großen Alexandriner zugeschrieben war (1 *a*), oder so, daß sie nur irgendwie von Didymos oder Aristonikos erwähnt war (1 *b*); sie konnte aber auch auf andere Weise als alt erkennbar sein (2), indem sie z. B. mit ἐν ἅλλῳ oder γράφεται im Venetus *A* beigeschrieben war oder in einem Grammatikerzitat bei Eustathios vorkam. An dritte Stelle kamen dann Lesarten, die, an sich brauchbar, einer Hds. eigentümlich, sonst aber nicht bezeugt waren. Nach dieser Methode gewann Leaf in bezug auf 1 und 2 folgendes Bild:

	1 <i>a</i>	1 <i>b</i>	2	zusammen
<i>C</i>	2	3	2	7
<i>D</i>	10	5	13	28
Vind. 5 u. Lips.	42	12	37	91

Die Inferiorität von *C*, der Vorzug der beiden von Hoffmann empfohlenen Hdss. sprang in die Augen. Leaf hatte gewiß recht: die bisherige Überschätzung der Hds. *C* beruhte darauf, daß sie einen leidlich korrekten, bequem benutzbaren Durchschnittstext darstellt, während jene beiden durch eine Menge von Fehlern entstellt sind, zwischen denen man das Gute erst mühsam heraussuchen muß. Aber diese Mühe lohnt sich. Wenn ein Text unter den Lesarten, die er mit keinem andern gemein hat, so viele nachweislich alte enthält, so ist die Vermutung berechtigt, daß auch unter den übrigen ihm eigentümlichen Lesarten manche altüberlieferte versteckt sein werden. Dieser Gedanke trägt weiter: mit der von Leaf angegebenen Betrachtungsweise ist ein Mittel gewonnen, um überhaupt die Ilias-Hdss. auf ihren Wert und auf ihre gegenseitigen Beziehungen zu prüfen.

Leaf selbst hat die Arbeit noch ein Stück gefördert. Er hat für sich alle Stellen gesammelt, an denen in den Scholien oder bei Eustathios eine alte Variante bezeugt ist — »rund 2000« —, und hat auf diese Stellen hin mehrere Hdss. durchgesehen, wobei besonders zwei Pariser (Grec 1805 und Supplément grec 144) als wertvoll anerkannt wurden. In großem Umfang hat dann Allen die Aufgabe ergriffen und hat 79 italienische Hdss. der Ilias nach der Leafschen Methode durchforscht und zu gruppieren gesucht⁶⁾. Abgesehen von wenigen, die sich durch ungewöhnliche Selbständigkeit oder ungewöhnliche Kontamination der Einordnung entzogen, glaubt er 15 Familien unterscheiden zu können, und vermutet, daß auch die außeritalischen Hdss. unter eine oder die andere dieser Familien fallen werden. Insbesondere gilt ihm das (S. 112)

6) T. W. Allen, *The text of the Iliad*, Class. Rev. XIII (1899) p. 110—116. Daran schließen sich weitere höchst wertvolle Aufsätze von ihm in demselben und in den folgenden Bänden der gleichen Zeitschrift. — Seine entsprechende Arbeit für die Odyssees, oben Anm. 1.

von jenen beiden, Lipsiensis 1275 und Vindobonensis 5, die der von ihm angenommenen Familie *h* nahe stehen und wesentlich dazu beitragen können, deren gemeinsamen Charakter kenntlich zu machen. Diese Gruppe — der Allen aus Italien 8 Hdss. zurechnet, unter ihnen als älteste einen Marcianus (458) des 12. oder 13. Jhdts., mit Ξ 419 beginnend — überragt auch hier, wie früher bei Leaf, alle andern an altem Besitz; im einzelnen sind natürlich die Zahlen etwas verändert, da Allen eine viel größere Menge von Hdss. in die Vergleichung hereingezogen hat, so daß manche Lesart, die früher isoliert erschien, jetzt in mehreren Exemplaren auftritt. Auch in der Klassifizierung der Lesarten hat Allen etwas geändert, indem er die Kolumnen 1 *a* und 1 *b* zusammenfaßte und in Kolumne 2 als alt-bezeugt auch solche Lesarten rechnete, die in einem Papyrus sich finden. Danach hatte die Familie *h* unter 184 ihr eigentümlichen Lesarten 49, die von Didymos und Aristonikos erwähnt werden, und 7, die durch die Randscholien in *A*, durch Eustathios oder einen Papyrus als alt erwiesen sind (etwas anders später; s. S. 22). Die vier an Wert zunächst stehenden Familien hatten zwar von der zweiten Art durchschnittlich ebensoviel, von der ersten aber, also Lesarten die als Bestandteile ältester kritischer Wissenschaft gesichert sind, zusammen nur 12, gegen 49 in *h*. Wir dürfen hoffen, daß auch unter den übrigen für *h* charakteristischen Lesarten, die durch kein Parallelzeugnis äußerlich gestützt sind, Brauchbares und Gutes sich finden werde.

Dieser Hoffnung widerspricht Arthur Ludwig, der aus den Vorarbeiten seiner eignen Ilias-Ausgabe heraus »Beiträge zur homerischen Handschriftenkunde« veröffentlicht hat⁷⁾. Er rühmt die Verdienste der beiden Engländer, findet aber Allens Einteilung vorläufig nicht überzeugend und hegt namentlich Zweifel gegen die praktische Verwendbarkeit von *h*, weil in dieser Gruppe »die nichtsnutzigsten Fehler und abscheulichsten Interpolationen« in einer Üppigkeit wuchern, daß man »sich immer erst »durch einen Wust von offenkundigen Nichtsnutzigkeiten hindurchquälen »müsse, ehe man auf ein Goldkörnchen stoße, dessen Echtheit unbestreitbar sei«. So ist es freilich. Aber daraus folgt doch nur, daß es schwer ist den Archetypus von *h* wiederherzustellen; der Wert dieser Urhandschrift bleibt unberührt. Welche von den für *h* charakteristischen, d. h. sonst nirgends oder nur versprengt vorkommenden Varianten echt erscheinen und Vertrauen verdienen, muß in jedem einzelnen Falle sorgfältig geprüft werden; die bloße Tatsache, daß eine Lesart in *h* erhalten ist, spricht noch nicht für sie. Wer sich also streng eine »Rekonstruktion des bestbeglaubigten Textes« zur Aufgabe gemacht hat, muß auf die Benutzung

7) In einer Festschrift für C. F. W. Müller, enthalten im 27. Supplementbande von Fleckeisens Jahrbüchern (1900) S. 31—81.

von *h* verzichten; wer aber darüber hinaus den Text zu emendieren wünscht und sich vor »inneren Gründen« nicht fürchtet, für den bietet *h* eine unverächtliche Fundgrube.

Einen ersten Anhalt für unser Urteil geben gewisse Lesarten, über deren Ablehnung allerdings kein Zweifel sein kann. Σύν τε δὲ ἐρχομένω — καί τε πρὸ δ τοῦ ἐνόησεν (K 224), dafür hat *h* ἐρχομένων, weil dem Schreiber die eigentümlich homerische Satzfügung nicht vertraut war. Für νηῶν ἐκφορέοντο (T 360) setzte er aus gleichem Grunde ἐκ νηῶν ἐφέροντο, für δεινὰ δ' ὁμοκλήσας προσέφη im Nachsatze (Π 706) δεινὸν ὁμοκλήσας. Wo Achill vom Strome bedrängt wird, Φ 241 f., ὅθι δ' ἐν σάκει πίπτων ῥόος· οὐδὲ πόδεσσιν εἶχε στηρίξασθαι, δ δὲ πετέλην ἔλε χερσίν, gab der Subjektswechsel und gleich danach das scheinbar neu einführende δ δὲ Anstoß; der Urheber von *h* glich beides aus und schrieb εἶα für εἶχε. Ω 392 ἐπὶ νῆας (statt ἐπὶ νηυσίν) ἐλάσσας zeigt den nach späterer Denkgewohnheit korrekteren Kasus, I 354 ἴκοιντο (für ἴκανεν), N 329 ἀφίκοιτο (für ἀφίκοντο), K 239 μηδ' εἰ βασιλεύτερος εἴη (für ἐστίν) eine Vorliebe für den obliquen Modus in der Satzfügung. Wenn von denen, die an die Arbeit gehen, H 417 f. gesagt wird: τοὶ δ' ὠπλίζοντο μάλ' ὤκα, ἀμφοτέρων, νέκυάς τ' ἀγέμεν, ἕτεροι δὲ μεθ' ὕλην, so ist die Ungleichmäßigkeit ἀμφοτέρων . . . ἕτεροι δὲ der homerischen Redeweise ebenso natürlich, wie sie dem Regelbewußtsein eines Pedanten widerstrebt: *h* hat ἀμφοτέροι. Umgekehrt ist Z 261 (ἀνδρὶ δὲ κεκμηῶτι μένος μέγα οἶνος ἀέξει), P 21 f. (συδὸς κάπρου ὀλοόφρονος, οὗ τε μέγιστος θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι περὶ σθένει βλεμναίνει) das charakteristisch anschauliche Adjektiv durch das alltägliche Adverb ersetzt: μάλα ἀέξει, μάλιστα βλεμναίνει. Fast in der gesamten Überlieferung lautet I 73: πᾶσά τοι ἔσθ' ὑποδείξῃ, πολέεσσι δ' ἀνάσσεις; Aristarch schrieb πολέσιν γὰρ ἀνάσσεις in seinen beiden Ausgaben, wie Didymos bezeugt, der verständig bemerkt: ἔχει δὲ τι Ὀμηρικὸν καὶ ἡ διὰ τοῦ "δέ" (so hat auch Ludwig gedruckt). Durch γὰρ wird das Verhältnis der Begründung deutlicher, und so steht in *h*. Dagegen Z 447 (εὖ γὰρ ἐγὼ τόδε οἶδα κτλ.) hat der Halbdenker, wer immer für *h* die Verantwortung trägt, den kausalen Zusammenhang — »nur für die Ehre kämpfe ich« — nicht verstanden und ihn beseitigt: εὖ μὲν ἐγὼ τόδε οἶδα. Zur Unzeit klug war er auch I 558, meinte, ein Mann, der die Braut dem Gotte streitig zu machen wagte, müsse mehr durch Schönheit als durch Stärke sich ausgezeichnet haben, und schrieb κάλλιστος für κάρτιστος.

Reichlich sind, wie wir sehen, die Proben dafür, daß in *h* der Ausdruck ins Ebene und nüchtern Verständige gezogen ist; auch χεῖρε statt χεῖρα N 783, ἐγχιρμφθεῖς statt ἐγχιρμψας Ψ 334 gehören dazu. Wenn im Gegensatz hierzu *h* dann und wann einen Ausdruck bietet, der grammatisch

oder stilistisch vom Gewöhnlichen abweicht, so ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß er nicht gemacht sondern aus älterem Bestande übernommen wurde. Ξ 382 lautet in der großen Mehrzahl der Hdss.: ἐσθλὰ μὲν ἐσθλὸς ἔδυε, χεῖρα δὲ χείρονι δόσκειν. Niemand würde daran Anstoß nehmen. Wenn wir aber in $\hbar$ lesen: χέρηι δὲ χείρονα, so empfinden wir sofort, daß das unmittelbare Übergehen von der Person des einen zu der des andern der Sprache Homers viel gemäßer ist als ein strenger Parallelismus; Leaf hat deshalb recht getan, in seiner Ausgabe so zu drucken. Οὔτε ποτ' ἀντεφέροντο μάχη (E 701), συμφερόμεσθα μάχη (A 736) sind wieder an sich ganz in Ordnung. Doch $\hbar$ u. a. haben an beiden Stellen den Akkusativ; so muß gefragt werden: welcher Kasus macht in dieser Verbindung den Eindruck des Ursprünglichen? welcher läßt sich psychologisch aus den Gedanken oder der Gedankenarmut eines Abschreibers besser erklären? Die Antwort kann kaum zweifelhaft sein: μάχη ist abgeschliffen, μάχην als Objekt kraftvoll vorgestellt. — Εἰ μὲν δὴ μ' ἐθέλεις τελέσαι τάφον Ἑκτορι δίψ, ὦδε κέ μοι ῥέζων, Ἀχιλεῦ, κεχαρισμένα θείης: so sagt Priamos Ω 660 f. Mehrere Gruppen von Hdss., unter ihnen $\hbar$, bieten ῥέξας. In welcher Richtung ist ein Abirren in der Überlieferung leichter zu verstehen? Nach dem Typus λάθε βιώσας ist griechisch gedacht ῥέξας θείης; das Partizip enthält nichts von dem Begriff der Vorzeitigkeit. Wie schwer es uns heute fällt, das feine Element der Aktionsart in den Formen des Aoriststammes zu empfinden, wissen wir aus Erfahrung; die durchgedrungene Variante ῥέζων scheint anzuzeigen, daß schon im späteren Altertum die Auffassung der Zeitformen sich vergrößert hatte. Nun haben wir umgekehrt M 101 (Σαρπηδὼν δ' ἡγήσατ' ἀτακλειῶν ἐπικούρων) den Aorist, wo wir das Imperfekt erwarten, weil es in den vorangehenden Gliedern derselben Beschreibung durchweg gebraucht ist: εἶπετο 91, ἦρχε 93, ἦν 95, ἦρχεν 98. Wenn hier in $\hbar$ ἡγεῖτο steht, so sieht das zunächst wie eine syntaktische Korrektur aus, und dann wäre der Text von $\hbar$ wieder, wie in den zu Anfang besprochenen Fällen, der spätere. Aber ἡγεῖτο ἀτακλειῶν gibt den Hiatus in der trochäischen Cäsur des dritten Fußes; Ahrens und Nauck haben gezeigt, daß dieser berechtigt war, doch aus Unverstand vielfach von Grammatikern und Abschreibern getilgt worden ist, indem sie Flexionsformen änderten, Flickwörtchen einsetzten⁸⁾. So werden wir Nauck zustimmen, wenn er auch an unserer Stelle ἡγεῖτο für das Bessere und Echte hielt. — Kasus und Numeri von ἕκαστος, wo es in der Apposition steht, sind in den Hdss. oft verwechselt, worüber ich früher (Fleckeisens Jahrb. 125 [1882] S. 241 ff.) einige Beobachtungen und Folgerungen mitgeteilt habe.

8) Ahrens in seinen Homerischen Exkursen, Philol. 6 (1851) S. 11—27; jetzt Kl. Schr. I S. 123 ff. Nauck, Krit. Bem. VIII, BPt. 26 (1880) S. 210—219.

Nur genaue Besinnung auf den sachlichen und logischen Zusammenhang kann jedesmal entscheiden. Danach habe ich 187 f., wo von den sieben Feldwachen erzählt wird — καὶ δὲ μέσον τάφρου καὶ τείχεος ἴξον ἰόντες· ἐνθα δὲ πύρ κήαντο, τίθεντο δὲ δόρπα ἕκαστος — den Plural gefordert und in meiner Ausgabe geschrieben; dasselbe hätte Σ 299 geschehen sollen, wo das vorhergehende ἐν τελέεσσι deutlich die Gliederung nicht in Personen sondern in Gruppen von Personen gibt. In *h* findet die Änderung an beiden Stellen auch eine äußere Stütze.

Auch in bezug auf die Wortwahl bietet *h* manchmal etwas minder Gewöhnliches, das eben dadurch den Eindruck der Echtheit macht. So könnte ἐς θάλαμον κατεδύσετο Ω 191 das Ursprüngliche sein statt κατεβήσετο. In diesem Falle wäre freilich mit der Änderung nichts gewonnen. Aber διαπρὸ αἰχμῇ ἱεμένη ῥήξ' ὁστέον (M 184 f.) ist anschaulicher als das stereotype αἰχμῇ χαλκείῃ; obendrein steht eben dieses Beiwort im vorhergehenden Vers an derselben Stelle, so daß man leicht sieht, wie es von da hier eingedrungen ist. Ὅρινομένους ὑπὸ καπνοῦ ist nicht so treffend und charakteristisch gesagt wie ἀτυζομένους; so haben Θ 183 alle Hdss., I 243 nur einige, zu denen (nach Monro und Allen) die von *h* gehören. — Wie Priamos sieht, daß der geliebte Sohn dem gefährlichen Feinde stand halten will, ὥμωξεν δ' ὁ γέρων, κεφαλὴν δ' ὅ γε κόψατο χερσὶν ὑπὸς ἀνασχόμενος; so pflegt hier (X 33 f.) gelesen zu werden. In *h* heißt es λάζετο χερσίν: das ist an sich schwächer; aber es malt rührender die Bestürzung des Greises, und läßt Spielraum zu einer Steigerung am Schluß der Rede: ἦ ῥ' ὁ γέρων, πολιάς δ' ἄρ' ἀνὰ τρίχας ἔλκετο χερσὶ τίλλων ἐκ κεφαλῆς (77 f.). Daß Abschreibern κεφαλὴν λάζετο ungewohnt vorkam, zeigt die Erklärung ἦψατο, die in einer Handschrift (Marc. IX 2) in den Text gedrungen ist; so könnte (trotz Ψ 686) auch die Vulgata dem Wunsche zu helfen entsprungen sein.

Solches Bestreben braucht nicht immer zu etwas Verkehrtem geführt zu haben; innerhalb einer Sprache, die so viel Konventionelles enthält wie die homerische, konnte es auch dem Abschreiber einmal gelingen, durch leichte Änderung einen gefälligen Wechsel, vielleicht gar einen charakteristischen Zug hervorzubringen. Was H 186 in *h* steht, φέρων ἀν' ὄμιλον Ἀχαιῶν, klingt weniger steif als die herrschende Lesart, die den Ausgang von 183 wiederholt, φέρων ἀν' ὄμιλον ἀπάντη. Aber wer möchte entscheiden, ob durch unbewußtes Zurückgleiten des Auges die Wiederholung oder durch wählerische Rücksicht die Abwechslung entstanden sei, ob Ἀχαιῶν oder ἀπάντη der Dichter gesagt habe? — Meriones heißt Π 619 δουρικλυτός, N 266 πεπνυμένος in demselben Formelverse (τὸν δ' αὖ . . . ἀντίον ἤυδα); da er in Π das Wort nimmt, um dem Äneas gegenüber seine Kraft im Speerkampf zu rühmen, in N,

um einen Vorwurf zurückzuweisen, den er aus den Worten des befreundeten Führers Idomeneus herauszuhören meint, so sind beide Epitheta gut an ihrem Platze. Aber wie N 254? Da kommt er, sich eine Lanze zu holen. Vortrefflich wäre δουρικλυτός, nach *h*, weniger lebendig⁹⁾ πεπνυμένος nach den übrigen, zu denen ein Papyrus gehört. Das Bessere kann das Ursprüngliche sein; aber es kann auch anders gegangen sein. — Menelaos schilt N 620 ff. in längerer Rede die Troer, die ihm durch Entführung seiner Gemahlin schweren Schimpf angetan haben und jetzt die Schiffe der Achäer zu verbrennen trachten; während es sogar im Genusse — Schlaf, Liebe, Tanz und Gesang — für Menschen eine Grenze der Sättigung gibt, sind die Troer unersättlich im Kampfe. Dieser Gedanke bildet den Anfang wie den Schluß der Rede (621. 639). Wenn in solchem Zusammenhang mit dem Zorne des Zeus gedroht wird, ξειλίου, ὅς τέ ποτ' ὕμιν διαφθέρσει πόλιν αὐτήν (625), so ist der Sinn deutlich: die frechen Angreifer sollen selbst ins Unglück gestürzt werden. Demgegenüber erscheint πόλιν αἰπήν, mit üblichem Beiwort, hier nichts-sagend. Aber so haben *A* und die weitaus meisten Hdss., nur wenige, darunter die wichtigste der *h*-Familie (Lips. 1275), αὐτήν. Und diesmal ist es mir doch sehr wahrscheinlich, daß der sinnreichere Wortlaut vom Dichter herrührt, das geläufige Epitheton einem Abschreiber aus der Feder lief. Wir müßten sonst den Urheber von *h* für einen Mann halten, der auf Grund eindringender psychologischer Betrachtung in selbständigen Konjekturen glücklich war; und das würde zu der Vorliebe für das Gewöhnliche nicht stimmen, die wir vorher bei ihm kennen gelernt haben.

Auf Grund psychologischer Erwägung möchte ich noch an zwei Stellen die Form des Gedankens, die in *h* überliefert ist, als die ursprüngliche in Anspruch nehmen. Achill schließt sein Gebet für Patroklos mit dem Wunsche (Π 246 ff.): αὐτὰρ ἐπεὶ κ' ἀπὸ ναυφί μάχην ἐνοπὴν τε δῖται, ἀσκηθῆς μοι ἔπειτα θοᾶς ἐπὶ νῆας ἵκοιτο τεύχεσσι τε εὖν πᾶσι καὶ ἀρχεμάχοις ἐτάροισιν. Wenn einige, unter ihnen *h* und der Syrische Palimpsest, ἱκέσθω schreiben, so könnte das ja willkürliche oder unwillkürliche Vergrößerung sein. Aber wir wissen durch Aristoteles (Poet. p. 1456^b, 15 f.), daß Protagoras an μῆνιν αἶδε θεᾶ Anstoß nahm, weil der Dichter im Gebete den Imperativ anstatt des Wunschmodus angewandt habe; einen Versuch, dies zu rechtfertigen (κατὰ τὴν ποιητικὴν ἢ τοι ἄδειαν ἢ συνήθειαν), haben die Scholien (*A*) zu A 1 erhalten. Dieses Bedenken hat also die alten Erklärer beschäftigt. Nun ist die

9) Darauf hat Karl Franke hingewiesen: De nominum propriorum epithetis Homericis (Greifswalder Dissert. 1887) S. 28. Durch diese treffliche Arbeit ist die hier angewandte Betrachtungsweise zuerst angeregt worden.

zweite Person des Imperativs in Gebeten, und zwar nicht bloß bei Anrufung der Musen, ganz gebräuchlich; in dritter steht — außer ἐχέρω Γ 282, das von anderer Art ist — naturgemäß der Optativ, wofür Beispiele leicht zu finden sind. Aber der Sohn der Göttin ist gewöhnt, daß Zeus ihn hört (236 f.); und vollends jetzt ist er sich bewußt etwas zu leisten (239 f.), und meint dafür auch etwas fordern zu können. Die Vermutung ist wohl nicht zu kühn, daß das kraftvolle ἰκέσθω vom Dichter beabsichtigt war und auf Grund undichterischer Bedenklichkeit in ἴκοιτο korrigiert worden ist. — Priamos klagt über die gefallenen Söhne (Ω 498 ff.): τῶν μὲν πολλῶν θοοῖρος Ἄρης ὑπὸ γούνατ' ἔλυσεν· ὃς δέ μοι οἶος ἔην, εἴρυτο δὲ ἄστῃ καὶ αὐτούς, τὸν σὺ πρῶην κτείνας ἀμυνόμενον περὶ πάτρης. Wenn dem in *h* u. a. καὶ αὐτός gegenübersteht, so scheint auf den ersten Blick die Vulgata den besseren, ja ein *ipse quoque*, »ebenefalls«, überhaupt keinen rechten Sinn zu geben. Aber »selbständig« geht leicht in den Begriff »allein« über; und so wird ja αὐτός schon bei Homer gebraucht: ἔχει δέ τε κίονας αὐτός α 53; Τυδείδης δ' αὐτός περ ἑὼν προμάχοισιν ἐμείχθη Θ 99 (vgl. auch Ζ 218. ψ 171). Das ist etwas ganz anderes: »Der mein einziger war und auch allein die Stadt beschirmte.« Leaf hatte vollkommen recht: einen so vortrefflichen Gedanken möchte man selbst durch Konjekturen, wenn es darauf ankäme, herstellen. Für den Wert der Überlieferung, der wir ihn verdanken, legt er — καὶ αὐτός — das wirksamste Zeugnis ab.

Um so weniger ist es zu verstehen, daß Allen und Monro dem Beispiele Leafs nicht gefolgt sind und doch αὐτούς gedruckt haben. Ja, was soll man dazu sagen, daß sie an keiner der hier herausgehobenen Stellen die Lesart von *h* in den Text gesetzt haben? Wichtiger freilich bleibt die theoretische Frage: wie kommt es, daß jene alten Varianten und diese guten Lesarten sich im Texte gewisser Hdss. erhalten haben? wo liegt der Ursprung dieser Familie? — Leaf hielt es für möglich, daß *h* der Abkömmling einer alten, vielleicht voraristarchischen Ausgabe sei (JPh. 18 [1890] p. 204). Da wäre es doch seltsam, daß sich von dieser Ausgabe sonst keine Spur und keine Erwähnung erhalten hätte. Auch ist die Menge der bewahrten alexandrinischen Lesarten, so sehr *h* damit andre Gruppen von Hdss. überragt, doch an sich nur gering; man würde nicht verstehen, wie in einer aus ältester Quelle direkt abgeleiteten Textgestalt gerade diese paar versprengten Reste des früheren Bestandes übrig geblieben sein sollten. Dieses Bedenken spricht freilich auch gegen die zweite an sich mögliche Annahme: daß *h* auf die Textesrezension eines Späteren zurückgehe, der, ähnlich wie der Verfasser des Viermänner-Kommentars, Ausgewähltes aus alter grammatischer Wissenschaft für sich oder seine Leser nutzbar machen wollte. Die tatsächliche

Planlosigkeit der Auswahl bliebe wieder unbegreiflich. So ist Allen zu einer dritten Hypothese gelangt: irgendein früher Abschreiber hätte Varianten am Rande notiert; ein späterer oder mehrere spätere hätten hier und da, ohne bewußtes Prinzip, nur etwa durch die äußere Form der Randbemerkung veranlaßt, diese als Korrektur genommen und in ihrer eigenen Abschrift verwertet; so sei allmählich eine kleine, scheinbar willkürliche Auswahl alter Lesarten in den Text gedrungen¹⁰⁾.

In *h* finden sich nach Allens letzter Zählung 221 charakteristische Lesarten, unter ihnen 71 (statt 56), die alten Varianten entsprechen (vgl. oben S. 16). Diese lassen sich nach der aufgestellten Theorie erklären, die übrigen — mehr als zwei Drittel der Gesamtzahl — zunächst nicht. Wie wir gesehen haben sind unter ihnen einige vortrefflich, so daß sie den Stempel der Ursprünglichkeit an sich zu tragen scheinen und gleicher Herkunft wie jene 71 sein könnten; andre deuteten auf nüchtern verstandesmäßige Überarbeitung hin, also auf ein bewußtes Eingreifen. Im ganzen glaube ich deshalb, daß für die Sonderstellung von *h* die volle Erklärung erst noch gefunden werden müßte, wenn auch zu vermuten ist, daß sie in der von Allen eingeschlagenen Richtung liegen wird (wir werden im folgenden Kapitel auf diesen Punkt zurückkommen). Möglich wäre es ja, daß durch eine überraschende Entdeckung uns ein Originalstück einer mit dem Archetypus von *h* verwandten Textgestalt beschert würde. Die Papyrusfunde haben uns schon manche unverhoffte Aufklärung gebracht, freilich auch manches neue Rätsel aufgegeben.

Einzelne Papyrus-Hdss. — und zwar gerade die älteren, aus der Ptolemäerzeit — bieten einen Text, der in seinem Bestand an Versen von der herrschenden Überlieferung stark abweicht; die Frage, wie das zu erklären sei, soll uns im zweiten Kapitel beschäftigen. Zunächst fassen wir vorzugsweise die weit überwiegende Menge solcher Papyri ins Auge, die sich der Vulgata anschließen, in der Art ihrer Varianten und in manchen einzelnen derselben mit den Hdss. des Mittelalters übereinstimmen und deshalb derjenigen Stufe in der Geschichte des Homer-textes zugerechnet werden können, die wir für die Archetypi dieser Hdss. ansetzen müssen^{10a)}. Von unmittelbarer Verwandtschaft mit *A*

10) Class. Rev. 14 (1900) p. 290 f. Gegen Einwendungen von Leaf hat Allen diese Erklärung verteidigt in dem Anm. 1 zitierten Aufsatz p. 16 ff. 10a) Arthur Ludwig hat im J. 1900 in den »Beiträgen zur homerischen Handschriftenkunde« (Fleckeisens Jahrb. Suppl. 27 S. 34—36) ein genaues bibliographisches Verzeichnis aller auf Homer bezüglichen Papyri zusammengestellt. In seinem kritischen Apparat sind die Lesarten leider nur zusammenfassend mit II bezeichnet; Genauerer bietet die Ausgabe² von Monro und Allen (1908), einiges auch van Leeuwen (1912/13).

oder einer der von Allen angenommenen Familien ist noch nicht viel zutage getreten¹¹⁾.

Auch auf dieser Stufe gibt es in nicht ganz geringer Menge Schreibungen, die, indem sie das Metrum verletzen, Korrektur fordern. Daß ein größeres Stück so annähernd frei davon ist wie Mus. Brit. 732 (Hunt JPh. 26 [1899] p. 25—59), umfangreiche Abschnitte aus N und Ξ (1. Jhdt. nach Chr.), oder die Odyssee-Hdss. der Rylands-Bibliothek (oben S. 13), erscheint als Ausnahme. Und doch begegnen auch dort Ξ 235 πειθεο ἔγω, 209 ομοιω[θη]ναι φ[ιλοτη]ι, wo noch zwei der ältesten Zeugnisse denselben oder einen ähnlichen Überschuß von Silben bieten. Anderwärts finden sich, um einige Beispiele anzuführen: εχεαν für ἔχεαν Σ 347, ικανον μετα für ἴκοντο μετά Γ 264, αινηνεσ für Ἐνιήνες B 749, ειλασσωμεσθα ανακ[τ]α A 444, wo unsere Hdss. teils ἱλασόμεσθα teils ἱλασσώμεθ' haben. Der in unerträglicher Gestalt überlieferte Vers η 89 (ἀργύρεοι δὲ σταθμοὶ ἐν χαλκῷ ἔστασαν οὐδῶ), den zu ändern sich auch Arthur Ludwich entschlossen hat, zeigt in einem Leipziger Papyrus (III, aus dem 4. Jhdt.; Blaß Ber. Sächs. Ges. d. Wiss. 1904 S. 211 f.) eben jene Form und Folge der Wörter. Ob ein bei Z 449 einmal an den Rand geschriebenes ευμελίοιο Erklärung zu [ευμελι]ω sein soll oder Variante, ist nicht sicher (Oxyrh. 445). Möglich wäre auch das zweite; ein Vindobonensis (49) hat ευμελίοιο im Text, obwohl es vor Πριάμοιο eine Silbe zu viel ergibt. Auf der andern Seite wird der Vers unvollständig durch Schreibungen wie εκδυοντο für ἔξεδύοντο Γ 114, βοωπι ποτνια Σ 357, was übrigens hier und O 49 auch in A u. a. so geschrieben ist und von Aristophanes gebilligt wurde. Manchmal ist der Fehler von derselben oder einer späteren Hand korrigiert: τροιηθεν μολοντα Ω 492 im Bankesianus in τροιηθε geändert, in αθηναῖς Z 291 die Silbe ναι eingeklammert (Fayûm Towns and their Papyri [1900] p. 93), in ἀμφ οδυσσηα χ 281 das erste σ (Oxyrh. 448); anderseits in οσομενη Ω 172 ein zweites σ eingeschoben (Kenyon, Classical Texts from Papyri in the Brit. Mus. [1891] p. 100ff.; Nr. 128), [ο]νειδειον Φ 393 aus ονειδεον hergestellt (Grenfell and Hunt, New class. Fragments [1897] p. 5 ff.). Freilich kommt auch das Umgekehrte vor, daß ein Fehler erst hineinkorrigiert ist: χρυση, wie E 724 der Vers verlangt, in χρυση geändert (Oxyrh. 760), desgleichen χρυσηι in χρυσηι Ω 699 (Pap. Mus. Brit. 128, Class. Texts [1891] p. 100ff.), ähnlich wie an der vorher erwähnten Stelle (χ 281) im Harleianus dem richtigen Ὀδυσῆα noch ein σ übergeschrieben ist. Im

11) Auf eine Ausnahme hat Allen (Class. Rev. 13 [1899] p. 115) hingewiesen. Ein paar andere sind hinzugekommen. Ein Bruchstück aus Z (Oxyrh. 445) zeigt in Text und Scholien Verwandtschaft mit dem Venetus A; Stücke aus χ und ψ (Oxyrh. 448) stimmen mit zwei Hdss. (Vindobonensis 133 und Monacensis 519 B) in bemerkenswerter Weise überein.

ganzen finden wir — auch abgesehen von stärkeren Proben individueller Nachlässigkeit (Oxyrh. 446, N 58—99) — in den Papyris bestätigt, woran wir uns bei den Pergamenthandschriften erinnert haben: daß die Schreiber, und vermutlich ebenso die Leser, in früheren Zeiten an unmetrischen Silbengruppen weniger Anstoß nahmen als wir tun würden.

Fruchtbarer ist natürlich die Betrachtung der sprachlich guten und in positivem Sinne lehrreichen Lesarten, die wir den Papyris verdanken. Wenn wir, wie billig, den schon früher bekannten Bankesianus, andererseits den um 300 nach Chr. geschriebenen Pergament-Codex der Rylands-Bibliothek mitrechnen, so gibt es jetzt neun Stellen, an denen diese alten Niederschriften eine Konjektur bestätigen, die dem Digamma zuliebe gemacht war.

B 213 ὅς ῥ' ἔπεα, dafür ὅσσ' ἔπεα Pap. Mus. Brit. 126 (Kenyon, Class. Texts p. 81 ff.). Der Text, dem 4. oder 5. Jhd. nach Chr. angehörig, mit Akzenten und Lesezeichen, war flüchtig und mit manchen Mißverständnissen geschrieben, die dann von einer zweiten Hand nur zum Teil korrigiert worden sind. Dabei ist ὅσσ' stehen geblieben; es soll ὅς bedeuten, was Bentley gefordert, Bekker² (ὅς *f*έπεα) und Nauck geschrieben haben.

B 316 hat derselbe Papyrus τὴν δ' ἐλιζάμενος, unmetrisch geschrieben für τὴν δὲ ἐλιζάμενος, während in allen übrigen Hdss. δ' ἐλελιζάμενος steht. Durch die Lesart des Papyrus wird wieder Bentleys Korrektur bestätigt, welche diesmal auch Bekker² und Nauck nicht angenommen hatten; Payne Knight und Cobet waren die Entschlossenen gewesen, van Leeuwen und Mendes da Costa (schon 1887) mit Recht ihnen gefolgt.

B 795 ist τῷ μιν ἐισαμένη in allen Hdss. überliefert. Heyne forderte *φ*εισαμένη, Bekker² schrieb ἐ*f*εισαμένη, Nauck τῷ μιν εἰσαμένη. Und so, ohne Vorsilbe, steht es in einem Oxforder Papyrus, den Petrie im J. 1889 herausgegeben, Leaf für seine Ausgabe (I² p. XXVI) selbst verglichen hat.

Γ 103 οἴσετε δ' ἄρν' wurde von Heyne und Payne Knight durch Tilgung des δ' dem *f* entsprechend geändert. Bekker² ist ihnen gefolgt, während Nauck die Korrektur nur unter dem Text erwähnt. Wieder jener Papyrus (Mus. Brit. 126) hat richtig οἴσετε ἄρν'. Eine einzelne dieser Schreibungen könnte man bei der schon erwähnten Flüchtigkeit der Schrift für zufällig halten; drei zusammen, innerhalb weniger hundert Verse, stützen sich gegenseitig.

Z 493 πᾶσιν, ἐμοὶ δὲ μάλιστα, τοὶ ἱλίῳ ἐγγεγάσιν: statt dessen in einem alten Zitat (Epiktet diss. III 22, 108) μάλιστα δ' ἐμοί, τοί, und so haben nach Hoffmanns Vorgang Bekker² und Nauck drucken lassen. Ein Papyrus des 2. oder 3. Jhdts. nach Chr. (Oxyrh. 445), in dem die Worte ebenso, ohne Kürzung des οἱ vor ἱλίῳ, gestellt sind, hebt jeden Zweifel an der Richtigkeit der Korrektur.

Ψ 198 — — — — — ὠκέα δ' ἱρίς

ἀράων αἰούσα μετάγγελος ἦλθ' ἀνέμοισιν.

Der Ausgang des ersten Verses ist einheitlich so überliefert; um des für ἱρίς angenommenen *f* willen forderte Bentley ὠκα δὲ ἱρίς, und ihm ist Payne Knight gefolgt, während Bekker² und Nauck bedenklich blieben. Die Verbindung ὠκέα ἱρίς schien durch Fälle wie O 172, auch B 786. E 368. A 195 u. a. gestützt zu werden. Nachdem jetzt in einem Papyrus des 3. Jhdts. vor Chr. (Hibeh 22, ergänzt durch die von Gerhard herausgegebenen Heidelberger Stücke) die Lesart ΩΚΑΔΕΙΡΙC als überliefert zutage getreten ist, werden wir kaum zweifeln können, daß sie, auch in dem späten 23. Gesange, die echte ist. Die Berechtigung des *f* im Anlaute des Namens der Göttin hat Menrad eingehend begründet: »Über die neuentdeckten Homerfragmente«, Sitzungsber. der Bayer. Akad. phil.-hist. 1897 II S. 328 ff.

Ω 320 διὰ ἄστεος ist aus dem Bankesianus bekannt und seit lange richtig verwertet, gegenüber dem unmetrischen δι' ἄστεος einiger Hdss. und der Vulgata ὑπὲρ ἄστεος. Auf diese Stelle müssen wir in anderem Zusammenhange (Kap. 4) zurückkommen.

Υ 372 θάμβος δ' ἔλε πάντας ἰδόντας oder πάντας Ἀχαιοὺς, dafür hat ein Genfer Papyrus (Nicole, Revue de Philol. 18 [1894] p. 102) θάμβησε δὲ λαὸς Ἀχαιῶν. Er bestätigt also diejenige Lesart, durch die ein Anstoß beim *f* vermieden wird. Wenn er sie zugleich modifiziert, so könnte das, was er bietet, auch an sich als das bessere erscheinen; denn die nicht gerade schöne Wiederkehr des ἔλε innerhalb von zwei Versen (372. 374) wird beseitigt, worauf Blaß, Interpolationen S. 14, rühmend aufmerksam gemacht hat. Es kann aber auch umgekehrt sein und der erste Herausgeber recht haben, daß die Scheu vor Eintönigkeit einem Schreiber Anlaß zur Korrektur gegeben hätte. Nach dem, was Kurt Witte (Singular und Plural [1907] S. 79 f.) über das sekundäre Auftreten des Singulars von λαός bei Homer gelehrt hat, wird man geneigt sein der zweiten Erklärung den Vorzug zu geben (vgl. unten Kap. 6).

Χ 234 haben fast alle Hdss. ὄφρ' εἰδῆς, eine Wiener des 13. Jhdts. (Nr. 133) ὄφρα ἰδῆς. Ohne dies zu beachten, forderte Cobet MCr. 302 ὄφρα φιδῆς; danach haben van Leeuwen und da Costa ὄφρα φιδῆς gedruckt. Jetzt erscheint in der alten Pergament-Hds. der Rylands-Bibliothek ὄφρα ἰδῆς.

Zu den im vorstehenden gesammelten Fällen gesellt sich ein ähnlicher aus Hesiods Ἀσπίς, wo in V. 15 Gottfried Hermann statt des Versausganges οὐ γάρ οἱ ἦεν gefordert hatte οὐ δέ οἱ ἦεν, und dieses nun in einem Papyrus aus der Zeit um 400 nach Chr. zu lesen steht (Paris supplém. Grec 1099). Durch das alles wird die sprachgeschichtliche Textkritik, soweit

sie darauf ausgeht die Wirkungen des *f* wiederherzustellen, in erfreulicher Weise gestützt. Das Entsprechende kann man in bezug auf die Behandlung kontrahierter Vokale leider nicht sagen. Außer den schon erwähnten beiden Fällen, in denen das *ε* von χρυσή nachträglich eingeschoben ist, findet es sich auch von erster Hand geschrieben in einem kleinen Stück aus dem 3. Jhdt. vor Chr. (Brit. Mus. 689^b; Grenfell a. Hunt, New classical fragments [1897] p. 5): [χ]ρυσεν Δ 111; und auf demselben Blättchen steht Δ 113 [σα]κεα, in Übereinstimmung mit fast allen Hdss., statt des durch den Vers geforderten σακη. Vollends hart ist die Synizese ἦμος δ' ἑωσφόρος Ψ 226 auf einem Papyrus derselben Zeit, eben jenem, der uns das ὤκα δὲ ἱρις erhalten hat, und nicht minder τοῖς δ' Ἀγέλεως μετ' ἐε[ιπεν] χ 247 in der Pergament-Hds. Rylands. Dagegen ist erwünscht, auf dem Leipziger Papyrus (III) des 4. Jhdts. nach Chr., τηλεθόντα η 114, allerdings nur als Bestätigung dessen, was an dieser Stelle auch die meisten Hdss. haben. Den Versschluß ἡδὲ ἴανον ω 209 änderten van Leeuwen und da Costa (1892), nach 1187. ο 557, in ἡδ' ἐνίανον; heute lesen wir so in Rylands Hds. — Weiter verdient hervorgehoben zu werden, daß Ω 192, wo κεχάνδει handschriftlich überliefert und auch für Aristarch bezeugt ist, ein Papyrus des 1. Jhdts. vor Chr. (Brit. Mus. 128) das von Fick (in seiner Ausgabe 1886) eingeführte ο in der Stammsilbe hat: [κεχ]ονδει. Wie πέπονθα zu πείσομαι ἔπαθον, so stellt sich κέχονδα zu χείσεται σ 17, ἔχαδε Δ 24 u. s., so daß Wackernagel recht hat, wenn er vermutet, daß κεχανδότα Ψ 268. δ 96 nur auf einem Textfehler beruhe (BphW. 1891 S. 1476). Derselbe Gelehrte fand durch eben diesen Papyrus Ω 681 seine Forderung (KZ. 28 [1887] 132) von πυλαουρούς für πυλαωρούς unterstützt.

Viele werden Κ[λυται]μήστρης willkommen heißen, das A 113 einer der Oxyrhynchus-Papyri (Nr. 748, 3. Jhdt. nach Chr.) bietet, das älteste Beispiel dieser Schreibung in griechischen Handschriften, in denen sonst erst im 10. und 11. Jhdt. Κλυταιμήστρα neben Κλυταιμνήστρα auftritt. In den besten lateinischen Hdss. freilich ist *Clytaemestra* oder *Clytemestra* die vorherrschende Form; und die attischen Vasen lassen durchweg und zwar in zahlreichen Beispielen das *v* weg. So ist die Vermutung entstanden, Κλυταιμήστρα sei der eigentliche und echte Name; und man muß fast fürchten für rückständig zu gelten, wenn man an *μν* festhält. Auch Paul Kretschmer hat sich, in seiner Untersuchung über den Dialekt der Vaseninschriften¹²⁾, der neueren Ansicht angeschlossen. Ebenso möglich bleibt

¹²⁾ Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht (1894) S. 167. In einer Anzeige dieses Werkes (WklPh. 1895 S. 1165) habe ich die oben vorgebrachten Bedenken zum erstenmal ausgesprochen. In ähnlichem Sinn hat dann Arthur Ludwig (Kritische Miscellen, Königsberger Prog. 1897) zu der Frage Stellung genommen.

doch, daß $\mu\nu$ lautlich in der Sprache des täglichen Lebens zu μ geworden wäre¹³), wofür ja andere Beispiele aus dem Griechischen der Vasen vorliegen: Μήσιλ(λ)α, Ἀ[γ]αμέμνω[ν]. Die Entscheidung muß von einer anderen Seite her kommen. Papageorgios, der erste entschlossene Vertreter der Schreibung ohne ν , erinnerte an das Epitheton δολόμητις, das Klytämnestra bei Homer einmal hat (λ 422), und an die Worte Agamemnons in der Unterwelt (λ 429): οἷον δὴ καὶ κείνη ἐμήσατο ἔργον αἰεκές. Aber der angeführte Vers kann auch ohne etymologische Beziehung sehr wohl verstanden werden, ebenso wie ω 199: οὐχ ὡς Τυνδαρέου κόρη κακὰ μήσατο ἔργα, oder ähnliche Wendungen bei Äschylos (Agam. 1054 ff. τί ποτε μήδεται; | τί τόδε νέον ἄχος μέγα | μέγ' ἐν δόμοισι τοῖσδε μήδεται κακόν; — Choeph. 91 ἦτις δ' ἐπ' ἀνδρὶ τοῦτ' ἐμήσατο στύγος). Daß dergleichen gesagt werden konnte, lag in Charakter und Handlung begründet; auch Ägisthos heißt in der Odyssee δολόμητις, fünfmal. So ist es mir nicht möglich, mit Bruhn (Einleitung zur Elektra [1912] S. 48 f.) in den angeführten Stellen aus Homer und Äschylos einen Beweis für die Existenz der Namensform Κλυταιμνήστρα zu finden. Er selbst hatte in seinem Kommentar zur Taurischen Iphigenie (1894) hervorgehoben, daß die Königin vom Chor (208) bezeichnet wird als ἡ μναστευθεῖσα ἔξ Ἑλλάνων, ohne Nennung ihres Namens; daraus ergebe sich klar, daß dem Euripides die Form Κλυταιμνήστρα, nicht Κλυταιμήστρα geläufig gewesen sei. Gewiß ist das richtig: hier wollte der Dichter nicht von einer schon vorher genannten Person etwas erzählen, sondern durch seine Worte den Namen der Person ersetzen. Und ganz etymologisch mutet doch an, was wir im Prolog des Orestes lesen, 19 ff.: γαμεῖ δ' ὁ μὲν δὴ τὴν θεοῖς στυγουμενὴν | Μενέλαος Ἑλένην, ὁ δὲ Κλυταιμνήστρας λέχος | ἐπίσημον εἰς Ἑλλήνας Ἀγαμέμνων ἄναξ. So glaube ich nach wie vor, daß durch Bruhns glückliche Beobachtung die Frage entschieden ist, und zwar für Κλυταιμνήστρα, während er selbst dies nur für Euripides gelten läßt, für Äschylos und Sophokles sich an die Schreibung des Laurentianus, ohne ν , gebunden hält.

Dem syntaktischen Gebiete gehört Γ 54 χραῖσμοι an, wie in einem Papyrus aus Oxyrhynchus (Nr. 751) von zweiter Hand statt χραῖσμη hergestellt ist. Den Optativ hatte bisher nur eine Mailänder Hds.; Bekker² aber schrieb so, um die konditionale Entsprechung herzustellen: οὐκ ἂν τοι χραῖσμοι κίθαρις τὰ τε δῶρ' Ἀφροδίτης ἢ τε κόμη τό τε εἶδος, ὅτ' ἐν κονίησι μιγείης. Doch an einer ganz ähnlichen Stelle ist der Konjunktiv durch seine längere Form, die der Vers verlangt, gesichert,

13) Nachmanson, Über die Lautverbindung $\mu\nu$, Glotta IV (1912) S. 245—248, zeigt, wie unbequem diese Verbindung den Griechen war; er erwähnt auch Ἀγαμέμνων, sagt jedoch nichts über Κλυταιμνήστρα.

Λ 386f.: εἰ μὲν πειρηθείης, οὐκ ἂν τοι χαρίσμησι. Auch p 540 liegt die gleiche Gedankenverbindung unzweifelhaft vor. Danach sehe ich keinen Grund, von der so gut wie einstimmigen handschriftlichen Überlieferung dem Papyrus zu liebe abzuweichen, um so weniger als auch er ursprünglich den Konjunktiv hatte; die Korrektur kann durch eben die grammatische Erwägung veranlaßt worden sein, die später Bekker² anstellte. — Für ἡ ῥά νύ μοί τι πίθοιο; H 48 (= Ξ 190) hatte Nauck nach dem Muster von Δ 93 ἡ ῥά κέ μοι vorgeschlagen, was die beiden Holländer schon 1887 in den Text setzten. Nun bietet in Ξ der Papyrus Mus. Brit. 732 HPANMOI. Dabei können wir bleiben; van Leeuwens Annahme (Ilias² p. XXXVIII), daß ἡ ῥά ἂν μοι schon Verderbnis gewesen sei für ἡ ῥά κέ μοι, ist möglich, aber nicht nötig. — β 102 (= ω 137) κεῖται in einem durch αἶ κεν eingeleiteten Satz und ε 395 dasselbe in einem von ὅτ' ἂν beherrschten Gedanken haben Wolf und G. Hermann in κῆται geändert; so bietet jetzt für ω Rylands Hds. — Isoliert stand bisher der Gebrauch des Mediums von ἔπω in der Verbindung ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτὸν Τρῶες ἔποντο(ν) Λ 473 f.; deshalb wurde dafür von La Roche u. a., auch von mir, aus Λ 483 das Aktiv eingesetzt. Jetzt bringt ein Papyrus (Oxyrh. 550) zu Λ 563—565 (ὥς τότ' ἔπειτ' Αἴαντα Τρῶες ὑπέρθυμοι . . . νύσσοντες . . . αἰὲν ἔποντο) die Variante: ὥς ῥα τότ' ἀμφ' Αἴαντα κτλ., die mit Recht von Blaß gelobt wird. Denn das anschauliche ἀμφ' Αἴαντα ἔποντο, am Anfang und am Ende einer ausgeführten Schilderung, ist dem homerischen Denken gemäßer als das logisch zusammengehaltene Αἴαντα . . . νύσσοντες . . . ἔποντο. Von hier aus findet dann aber das Medium auch in 474 seine Bestätigung. — Ein Bruchstück (α 81—102) aus dem 2. Jhdt. vor Chr., das in den Tebtunis Papyri erscheinen sollte und von Allen für seine Odysseeausgabe schon benutzt ist, hat α 85 ὁτρύνομεν ὅτι τάχιστα, was, verglichen mit Ψ 71 (θάπτε με ὅτι τάχιστα, πύλας Ἀΐδαο περήσω) und den dort zur Erklärung dienenden Stellen Z 340. Ξ 129 f., sehr den Eindruck des Ursprünglichen macht.

In bezug auf den Wortgebrauch bieten die Papyri besonders an drei Stellen interessante Abweichungen. Auf die eine, χ 130 ἀρχου τη[ς] statt ἀρχ' αὐτῆς (Pap. Oxyrh. Nr. 448), hat Blaß hingewiesen: diese Lesart werde allen denen willkommen sein, die das αὐτοῦ attischen Gebrauches aus Homer austreiben wollen (Archiv III [1906] S. 265). In der Tat könnten wir uns freuen, die dem Epos ursprünglich fremde und erst in jüngeren Partien aufkommende Verwendung von αὐτοῦ im Sinne von *eius* hier beseitigt zu sehen; doch kann ou für av in einer wenn schon im ganzen guten Abschrift des 3. Jhdts. nach Chr. auch auf Zufall beruhen. Sollte, wie beim f, die Zahl der Beispiele sich mehren, so würde dieser

Zweifel gehoben sein. — Hibeh-Pap. 20, von Grenfell und Hunt etwa 280—240 vor Chr. angesetzt, ergibt in einem seiner Bruchstücke, das nur wenige Buchstaben der Zeilenmitten E 796—803 enthält, für 797 die Ergänzung: [ἀσπίδος ἀμφιβρότ]ης, [τῷ τείρετο, κάμνε δὲ χεῖρα]. Da stand also nicht, wie in allen Hdss. εὐκύκλου, sondern, wie B 389. M 402. Y 281, und wie an unsrer Stelle Eustathios als Variante gibt, ἀμφιβρότης, was in den sachlichen Zusammenhang viel besser paßt und deshalb von Robert (Studien zur Ilias [1901] S. 177) gefordert worden war. Darauf hat Bolling AJPh. 35 S. 129f. hingewiesen. — Nicht minder bedeutend ist eine Variante in einem Papyrus des 3. Jhdts. nach Chr., der aus Δ größere Stücke bewahrt hat (Mus. Brit. 136; Kenyon, Classical texts from Papyri etc. [1891] p. 93 ff.). In der Ἐπιπώλησις schilt Agamemnon, Δ 338 ff.:

ὦ υἱὸς Πετewo διοτρεφέος βασιλῆος,
καὶ σύ, κακοῖσι δόλοισι κεκασμένε, κερδαλέφρον,
τίπτε καταπτύσσοντες ἀφέστατε, μῖνυτε δ' ἄλλους;

Der Papyrus hat λόγοισι für δόλοισι, und das sieht wirklich wie etwas Altes und Gutes aus. Der Gedanke wird schärfer, wenn gerade ein Vorzug, die Redegewandtheit, zum Vorwurf gewendet wird. Und daß die Gelehrten des Altertums an dem seltenen λόγος bei Homer Anstoß nahmen, wissen wir auch sonst. In der Odyssee zwar (μαλακοῖσι καὶ αἰμυλίοισι λόγοισι α 56) ist es unbeanstandet geblieben; in der Ilias aber gab es zu ἔτερπε λόγοις O 393 die Variante ἔτερπε λόων, deren Zweck deutlich ist. So läßt sich vermuten, daß auch Δ 339 λόγοισι das Ursprüngliche war.

Im übrigen wird man nicht allzu bereit sein dürfen, neue Lesarten deshalb zu bevorzugen, weil sie durch einen Papyrus bezeugt sind. Oft sind es wirklich keine Verbesserungen, wie οὐκ ἀγαθὴ πολυκοιρανίη B 204 statt des kräftigeren ἀγαθόν (Pap. Hibeh Nr. 19), ἀλλ' ἀκέων für ἀλλὰ ἐκών Z 523 (Pap. Oxyrh. 445), ἡμαρ für ἄλκαρ Λ 823 (Genfer Pap.; Nicole, Revue de philol. 18 [1894] p. 107), ἐλαύνων für ἐλαύνειν, das erst von zweiter Hand wiederhergestellt ist, Ψ 434 (Mus. Brit. 128). Und auch, wo auf den ersten Blick die Variante etwas Ansprechendes hat, ist Vorsicht geboten. Λ 525 mag ἐπιμῖξ ἵπποι τε καὶ ἄνδρες (Pap. Oxyrh. 550) manchem natürlicher erscheinen als ἵπποι τε καὶ αὐτοί; und ἵππους τε καὶ ἀνέρας ἀσπιδιώτας steht B 554. Π 167. Doch auch die Gegenüberstellung von αὐτοί ist nicht unerhört (αὐτῶν τε καὶ ἵππων B 762); und das Schlichtere kann so gut wie vom Dichter auch vom Abschreiber eingesetzt worden sein. Patroklos hat in seiner Kindheit einen Spielgefährten erschlagen, dann, flüchtig, bei Peleus Aufnahme gefunden. Daran erinnert die Seele des Verstorbenen im Traum den Achilleus (Ψ 87f.): ὅτε παῖδα κατέκτανον Ἀμφιδάμαντος νήπιος, οὐκ ἐθέλων, ἀμφ' ἀστραγάλοισι χολωθείς. Wenn dafür in einigen Hdss. und nun in einem

Papyrus (Oxyrh. 447) νήπιον steht, so wird man anerkennen müssen, daß dadurch ein neuer und rührender Zug in den Gedanken hineinkommt: die Harmlosigkeit des Unglücklichen, der dem Jähzorn des Knaben zum Opfer fiel, während νήπιος neben οὐκ ἐθέλων und nach vorhergehendem με τυτθὸν ἐόντα (85) entbehrlich erscheint. Anstoß aber gibt es nicht, und so wird man doch vielleicht vorziehen bei der Vulgata zu bleiben. Im ganzen ist unser Vertrauen zu dieser, und zwar gerade zu ihrer reinsten Darstellung in *A*, durch die Lesarten der Papyri eher bestärkt als erschüttert worden.

ZWEITES KAPITEL

DIE VULGATA

Wolf glaubte, daß der in unsern Handschriften mit durchschnittlicher Übereinstimmung erhaltene Homertext auf der Rezension des Aristarch beruhe (Proleg. 256 sq.). Von neueren Forschern hat besonders Nauck diese Ansicht festgehalten und lebhaft vertreten. Er erinnerte gern (z. B. praef. Od. I p. X) an Proben der Verehrung, die Aristarch bei späteren Grammatikern genoß, und die stellenweise bis zum Aufgeben des eignen Urteils geführt hat. Zu περύγος B 316 lautet ein Scholion A (und fast wörtlich ebenso T): »περύγος παροξυτόνως. καὶ ὁ μὲν κανὼν θέλει προπαροξυτόνως ὡς »δοίδυκος«. ἀλλ' ἐπειδὴ οὕτως δοκεῖ τονίζειν [so T; στίζειν A] τῷ Ἀριστάρχῳ, πειθόμεθα αὐτῷ ὡς πάντῳ ἀρίστῳ γραμματικῷ. Und etwas Ähnliches finden wir, ebenfalls in A, zu ψευδέσσι Δ 235 bemerkt. Hier wird erst aus Herodian mitgeteilt, daß Aristarch ψευδέσι las wie σαφέσι, Hermappias dagegen ψεύδεσι wie τείχεσι, weil Homer niemals ψευδής außerhalb der Zusammensetzung (φιλοψευδής, ἀψευδής) gebraucht habe; und dann folgt das Urteil: καὶ μᾶλλον πειστέον Ἀριστάρχῳ ἢ τῷ Ἑρμαπίᾳ, εἰ καὶ δοκεῖ ἀληθεύειν. Das ist ja deutlich und aufrichtig gesprochen; und wenn alle Nachfolger Aristarchs so dachten, dann hat Nauck recht. Aber davon wissen wir nichts; die Person des Grammatikers, dessen Bekenntnis hier vorliegt, ist an beiden Stellen unbekannt. Es ist auch an der ersten nicht etwa Herodian; denn der wußte, weshalb Aristarch περύγος schrieb. Einzelte Äußerungen irgendwelcher unverständigen Epitomatoren oder gar eines einzigen dürfen wir doch nicht so verallgemeinern, daß wir um ihretwillen annehmen, Aristarchs Urteil sei für alle Folgezeit maßgebend geblieben. Das tat aber Nauck, wenn er (Mél. Gr.-Rom. III [1868] p. 14) meinte, die »Verirrungen der aristarchischen Kritik« hätten deshalb so viel geschadet, »weil die aristarchische Festsetzung des homerischen Textes »in einem der kritischen Methode ermangelnden Zeitalter fast kanonisiert »wurde«. — Auf der entgegengesetzten Seite steht Arthur Ludwich. Frühere Äußerungen von ihm (AHT. II 198. 211) mußte man so verstehen, daß er dem Aristarch jeden Einfluß auf die Vulgata absprechen

wolle. Später hat er, angesichts der ersten Papyrusfunde, die Frage in einem Programm und in einer größeren Monographie¹⁾ aufs neue behandelt und im Zusammenhange damit sein Urteil etwas modifiziert. Es lautete jetzt dahin (Homervulg. S. 15): daß der Text der homerischen Gedichte »im großen und ganzen ungeschädigt, aber auch ungeläutert durch das alexandrinische Fegefeuer hindurchgegangen« sei. — Eine mittlere Stellung schien Wilamowitz einzunehmen, der in der »Einleitung in die griechische Tragödie« (1907 = Herakles I, 1889; S. 138) auf diesen Punkt zu sprechen kam: Aristarchs »Ausgaben« seien bald verschollen, sein Einfluß aber notorisch sehr groß gewesen. Neuerdings erklärt er (IIH. 7): »von einer Vulgata im 3. Jhdt. oder gar früher zu reden«, sei unmöglich. »Vor Zenodotos liegt ein Chaos, eine Masse ganz gewaltig »abweichender Handschriften, unter ihnen aber auch recht zuverlässige. »Daß er und erst recht Aristophanes die besten ausgewählt haben, dürfen »wir glauben; jedenfalls haben sie uns den Text geschaffen, im Homer »gar nicht anders als in allen alten Dichtern.« Damit ist der Eindruck, den man aus den Scholien zunächst empfängt, treffend bezeichnet, eben in seiner Zwiespältigkeit; und darin liegt ein Stachel, weiter zu forschen. Das Bedürfnis danach ist verstärkt worden auch durch die Schrift von Nicolaus Wecklein, Über Zenodot und Aristarch (aus den Berichten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1919), in der ein halbes Tausend Homerstellen mehr oder weniger eingehend behandelt werden. Er glaubt, daß »Aristarch von der attischen Überlieferung weniger abhängig war als Zenodot und die handschriftliche Vulgata« (S. 79, vgl. 63), tritt einer Überschätzung Aristarchs und Unterschätzung Zenodots mehrfach entgegen, bringt aber die entscheidenden Fragen nicht zur Lösung, auch nicht zu klarer Formulierung.

Daß es schon vor den Alexandrinern etwas gab, was »Vulgata« — *Graeco eius rei vocabulo* — genannt wurde, beweisen die Stellen, an denen als Quelle einzelner Lesarten ἡ κοινή oder αἱ κοιναί oder αἱ δημώδεις zitiert werden (AHT. I 14 f.). Den herkömmlichen Text eines verbreiteten Volksbuches zu beeinflussen ist immer schwierig. Aristarch hatte obendrein zahlreiche Gegner und hat mit manchen seiner Doktrinen nicht einmal die allgemeine Billigung der Gelehrten gefunden, geschweige denn des großen Publikums. Didymos hätte sein Werk, eine Wiederherstellung der aristarchischen Rezension, wohl kaum unternommen und jedenfalls hätte es ihm nicht so viel Mühe gemacht, wenn nicht schon in seiner Zeit Aristarchs Lesarten zu einem guten Teil vergessen gewesen wären. Endlich ist es ja Tatsache, daß keine der vorhandenen Homer-

1) Über Homerzitate aus der Zeit von Aristarch bis Didymos. Königsberger Vorles.-Verz. Okt. 1897. — Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen. 1898.

Hdss., auch keine von denen die mit kritischen Zeichen versehen sind, genau den aristarchischen Text bietet. Es kommt darauf an, zu ermitteln, ob die voraristarchische Vulgata ebenso oder anders zu seiner Ausgabe gestanden habe wie die spätere.

Mit großem Fleiß hat Ludwig den Stoff zusammengebracht. Als Repräsentanten der alten Vulgata nahm er die Homerzitate bei Platon, Aristoteles und Äschines, für die nacharistarchische eine gleiche Zahl von Zitaten im Lexikon des Apollonios Sophistes. Bei jenen dreien fand er 30 Zitate, innerhalb deren aristarchische Lesarten bezeugt sind, bei Apollonios ebenso viele auf den ersten 18 Seiten der Bekkerschen Ausgabe. Unter jenen 30 Stellen sind 8 oder 9, für die wir auch Zenodots Lesart kennen²⁾; unter den 30 Beispielen aus Apollonios Sophistes ist das 7 mal der Fall. So kann neben Aristarch auch Zenodot an der früheren wie an der späteren Vulgata gemessen werden. Das Ergebnis ist dieses:

Aristarch stimmt mit der älteren Vulgata 19 mal, stimmt nicht 11 mal.

Zenodot stimmt mit der älteren Vulgata 2 mal, stimmt nicht 6- oder 7 mal.

Aristarch stimmt mit der jüngeren Vulgata 17 mal, stimmt nicht 13 mal.

Zenodot stimmt mit der jüngeren Vulgata 2 mal, stimmt nicht 5 mal.

In der Tat ein überraschend klares und einfaches Bild: Zenodots Verhältnis zur späteren Vulgata ist ebenso ungünstig wie das zur früheren, Aristarch steht zu beiden gleich günstig. Oder mit andern Worten: die Vulgata, die nach Aristarch galt, stimmt zwar in der Mehrzahl der Fälle mit seinem Text überein, aber nicht in einer größeren Zahl als die, welche vor ihm gegolten hatte. Damit scheint bewiesen: Aristarchs kritische Tätigkeit ist an der herrschenden Überlieferung des Homertextes spurlos vorübergegangen.

Aber reichte zu einem so weittragenden Schluß das Material wirklich aus? Die Zitate bei Platon und Aristoteles mögen als Beispiele der Vulgata ihrer Zeit gelten; Apollonios jedoch war selbst Grammatiker, der hoffentlich über manches seine eignen Ansichten hatte: mit welchem Rechte nehmen wir seinen Homertext als Repräsentanten des zu seiner Zeit herrschenden? Und weiter, dürfen wir diesen Text der heutigen Vulgata gleichsetzen? — Unter den 13 Stellen, an denen Apollonios von Aristarch abweicht, sind nur 7, an denen alle unsere Hdss. ebenso von Aristarch abweichen. Für die 6 übrigen Stellen liegt die Sache anders, wie nachstehende Tabelle zeigt.

2) Zweifelhaft ist A 16, wo die Annahme, daß Zenodot Ἀρτεῖδας gelesen habe, nur auf Kombination beruht.

	Aristarch.	Apollonios.	Unsere Handschriften.
Δ 117	μελαινέων	μελαινάων	μελαινέων drei Hdss., darunter A, die andern μελαινάων.
E 757	κατερά ἔργα	ἐργ' αἰδήλα	ἐργ' αἰδήλα zwei, alle übrigen κατερά oder κρατερά ἔργα.
I 698	μηδ' ὄφελος	μη ὄφελος	μηδ' ὄφελος oder μη δ' ὄφελος die Mehrzahl, μη ὄφελος A und andre.
O 394	ἀκέσματ'	ἀκήματ'	ἀκέσματ' Lips., die übrigen ἀκήματ'.
Ω 347	αἰσυμνητήρι	αἰσυητήρι	αἰσυητήρι A Syr. Lips. u. a., αἰσυμνητήρι Gruppe k, Townl. u. a., αἰσυμητηρι Pap. Bankes ² .
ι 144	περὶ νηυσί	παρὰ νηυσί	geteilt zwischen παρὰ oder παρα und περὶ oder περι.

Hiernach muß man sagen, daß die Gestalt der Überlieferung, die in unsern Hdss. erhalten ist, sich näher an Aristarch anschließt, als die Ausgabe nach der Apollonios zitierte: Aristarch erscheint im Vordringen begriffen. Aber auch für diesen Schluß, wie vorher für den entgegengesetzten, ist das Material doch zu wenig umfangreich. Ludwig verdient deshalb Dank, daß er die Vergleichung auf eine breitere Grundlage gestellt hat.

In dem bereits (S. 32) erwähnten Programm hat er aus der Zeit von Aristarch bis Didymos von sechs Schriftstellern (Dionysios Thrax, Philodemos von Gadara, Cicero, Nikolaos von Damaskos, Diodorus Siculus, Dionysios von Halikarnaß) alle Homerzitate gesammelt und die Form, in der sie dort überliefert sind, einerseits mit den Lesarten der Alexandriner, soweit solche sich feststellen lassen, andererseits mit der heutigen Vulgata zusammengehalten. Dabei ergibt sich:

Von Zenodot kommen 30 gesicherte Lesarten in Betracht. 28 mal weichen die Zitate von ihm ab, 2 mal stimmen sie mit ihm überein oder berücksichtigen seine Lesart; unsere Vulgata weicht 25 mal von ihm ab, stimmt an zwei anderen Stellen mit ihm überein, in 3 Fällen schwankt sie.

Von Aristarch kommen 76 gesicherte Lesarten in Betracht. 30 mal weichen die Zitate von ihm ab, 44 mal stimmen sie mit ihm überein, in 2 Fällen schwanken sie; unsere Vulgata weicht 26 mal von ihm ab, stimmt 42 mal mit ihm überein, in den übrigen Fällen schwankt sie. Ludwig faßt das Resultat so zusammen: »Wo auch immer die alexandrinischen Kritiker aus äußeren oder inneren Gründen die Vulgata korrigieren zu müssen glaubten, blieben ihre Bestrebungen in der Regel

»ohne praktischen Erfolg.« Ganz klar ist das wieder nicht: »wo auch immer« und »in der Regel« passen schlecht zueinander. Die Hauptsache aber ist richtig: die Vulgata der Zeit zwischen Aristarch und Didymos steht zu den Alexandrinern ziemlich in demselben Verhältnis wie die heutige; und damit ist bewiesen, daß Didymos und Aristonikos keine erkennbaren Wirkungen in der Textgestalt der gebräuchlichen Homer Ausgaben hervorgebracht haben.

Eigentlich aber war es nicht dies, worauf es ankam; die wichtigere Frage war: ob Aristarch selber solche Wirkungen ausgeübt habe. Um dies zu beurteilen, müssen wir noch einmal auf die Homerzitate des 4. Jhdts. vor Chr. zurückgreifen. Unter 30 waren 11, die von Aristarchs Text abwichen: wie sehen die Stellen heute in den Hdss. aus? Diese Vergleichung hat Ludwig nicht angestellt, obwohl sie unerläßlich war, um den Wert der von ihm gefundenen Zahlenverhältnisse zu kontrollieren. Hier ist die Übersicht:

	Zitate vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
A 15	ἐλίσσεται	λίσσεται	λίσσεται A und zwei andere, die übrigen ἐλίσσεται.
B 196	διοτρεφέων βασιλῆων	διοτρεφέος βασιλῆος	διοτρεφέων βασιλῆων Gruppe h u. a., διοτρεφέος βασιλῆος A u. a.
H 64	πόντος ὑπ' αὐτοῦ	πόντον ὑπ' αὐτῇ	πόντος A u. a., πόντον Lips. u. a.
Θ 108	μήστωρα	μήστωρε	αὐτῇ h u. a., αὐτῆς A u. a. μήστωρα Vindob. 5 u. a., μήστωρε A und die Mehrzahl.
I 310	ὥσπερ δὴ κρανέω	ἥ περ δὴ φρονέω	ὥσπερ eine Hds., ἥ περ alle ändern. κρανέω A u. a., φρονέω Gruppe h u. a.
I 653	φλέξαι	σμούξαι	σμούξαι oder σμυξαι alle, γρ. φλέξαι A.
K 252	παρώχηκεν	παροίχωκεν oder παρώχωκεν?	παρώχωκεν wenige; παρωχηκε(ν) die übrigen, darunter A.
T 92	τῆς	τῇ	τῆς viele, τῇ A u. a.
Υ 218	πολυπιδάκου	πολυπίδακος	πολυπίδακος A Lips. und die meisten, πολυπιδάκου andere; γρ. πολυπιδάκου A.
Ψ 77	οὐ γὰρ ἔτι	οὐ μὲν γάρ	οὐ μὲν γάρ alle, γρ. οὐ γὰρ ἔτι A.
Ω 82	μετ' ἰχθύσι πῆμα	ἐπ' ἰχθύσι κῆρα	ἐπ' ἰχθύσι κῆρα.

Die Sache liegt demnach so: an keiner Stelle ist die voraristarchische Gestalt des Textes einfach herrschend geblieben; an 5 Stellen (Θ 108. I 653. Υ 218. Ψ 77. Ω 82) überwiegt jetzt die aristarchische Lesart; die übrigen 6 Stellen schwanken, wobei denn in der Regel *A* mit Aristarch geht. Auf der anderen Seite ist unter den 19 Stellen, an denen die frühere Vulgata mit Aristarchs Text übereinstimmt, nur eine einzige (I 203: κέραιε), an der einige unserer Hdss. von ihm abweichen: er hat also eigentlich nur Gewinn zu verzeichnen. Ich meine, man kann deutlich sehen, wie die aristarchischen Lesarten allmählich vordringen und Terrain gewinnen.

Dieses Resultat läßt sich nun noch von einer andern Seite her prüfen. Ludwig hat (AHT. I 13) die Stellen gesammelt, an denen in den Scholien Lesarten der κοινὰί oder δημῶδεις, also der älteren Vulgata, in ausgesprochenem oder stillschweigend verstandenem Gegensatz zu Aristarch angeführt werden. 25 sind es³⁾; und allerdings zeigen in der Mehrzahl von ihnen auch unsere Hdss., entweder alle oder die meisten von ihnen, eben die Lesart, die Aristarch verwarf. Aber wir haben auch Beispiele des Gegenteils:

	Vulgata vor Arist.	Aristarch.	Unsere Handschriften.
N 289	οὐ κεν	οὐκ ἄν	οὐ κεν zwei Hdss. (auch <i>h</i> ?), die übrigen οὐκ ἄν.
X 478	ἐνὶ οἴκῳ	(κατὰ δῶμα)	κατὰ δῶμα fast alle, ἐνὶ οἴκῳ eine Hds.
Ω 7	ἔργα	(ἄλγεα)	ἄλγεα.
Ω 214	οὐ τι	(οὐ ἐ)	οὐ τι Pap. Bankes, sonst οὐ ἐ.
ε 34	ἡματι εἰκοστῷ	(ἡματι κ' εἰ- κοστῷ)	ἡματι κ' (γ' zwei Hdss.) εἰ- κοστῷ.
ε 217	εἰς ὧπα	εἰς ἄντα	εἰς ἄντα.
λ 74	κακκῆιαι	κακκῆαι	κακκῆαι fast alle, κακκῆιαι eine Hds.

Bei den Lesarten der mittleren Kolumne, die ich eingeklammert habe, ist nicht mit ausdrücklichen Worten bezeugt, daß sie die des Aristarch gewesen seien; Ludwig schließt dies aber gewiß mit Recht aus der Art, wie Didymos die Abweichung des Vulgärtextes erwähnt. Wir haben also 7 Stellen, an denen die Lesart der älteren Vulgata zurückgetreten, die Aristarchs in den Hdss. zur Herrschaft gekommen ist, und zwar in zwei Fällen ausnahmslos, in den übrigen mit ganz geringer Einschränkung.

3) Die Zahl würde um 1 größer sein, wenn es feststünde, was allerdings wahrscheinlich ist und seit Spitzner wohl allgemein angenommen wird, daß N 613 ἀφίκοντο in der κοινῇ stand, während Aristarch ἐφίκοντο vorzog, was auch unsre Handschriften haben. Dies wäre dann ein achter Fall, in dem die Vulgata zugunsten Aristarchs aufgegeben worden ist.

Durch dieses Ergebnis wird das vorige nur bestätigt: die Übereinstimmung der Vulgata mit Aristarchs Lesarten ist nach seiner Zeit größer als vor seiner Zeit; wir sehen, daß er Einfluß auf sie geübt hat.

Nachdem diese Vergleichen hier zum ersten Male veröffentlicht worden waren, hat die letzte von ihnen auf eigne Hand auch Allen angestellt⁴). Da er die Ilias für sich behandelt, andererseits den Vertretern der alten Vulgata auch diejenigen Ausgaben zugerechnet hat, die in den Scholien als minderwertig (αἱ εἰκαιότεραι, τὰ φαυλότερα) bezeichnet werden, so ist er zu anderen Zahlen gekommen, nach denen sich auch das Verhältnis etwas ändert. Nach meiner Zählung ist in 72 von 100 Fällen die antike Vulgata in der modernen erhalten, nach Allen in 60 von 100 Fällen. Bei dem geringen Umfang des Materials ist die Prozentrechnung hier an sich von zweifelhaftem Werte. Wir begnügen uns zu sagen, daß in überwiegendem Grade sich der gebräuchliche Homertext vom Altertum durchs Mittelalter hindurch behauptet hat, während in einer Minderzahl von Fällen Lesarten der Grammatiker — Zenodot, Aristophanes, Aristarch — eingedrungen sind⁵). Doch wie ist das gekommen? Hat irgend jemand eine Ausgabe veranstaltet, in der eine Auswahl solcher Lesarten dem Text eingefügt wurde? oder hat es mehrere solche Rezensionen gegeben? Gegen beides spricht die geringe Zahl der aufgenommenen Varianten, und die Unmöglichkeit in ihrer Auslese einen Plan zu erkennen. Allen nimmt deshalb auch hier zum Zufall seine Zuflucht und meint, daß die Entwicklung der Vulgata sich in derselben Weise vollzogen habe wie die des Textes von *h*: beigeschriebene Varianten wurden später von Abschreibern in einzelnen Fällen mißverständlich als Korrekturen angesehen und in den Text gesetzt. Angenommen, dies sei richtig, so bleibt weiter die bei solcher Annahme auffallende Tatsache zu erklären, daß in der Regel alle oder die weitaus meisten unsrer Hdss. in der Aufnahme einer aristarchischen Lesart übereinstimmen. Dies kann doch nicht auch eine Folge des Zufalls sein. Es läßt sich verstehen nur unter der Voraussetzung, daß unsere sämtlichen Handschriften und dazu die große Mehrzahl der bisher bekannt gewordenen Papyri aus einer einzigen Quelle geflossen sind, daß sie alle von einer Ausgabe herkommen, die in der Zeit kurz nach Aristarch sei es geschrieben oder doch damals am Rande mit den Varianten versehen worden ist, von denen eine im wesentlichen gleiche, durch den Zufall bestimmte geringfügige Auswahl nachher durch alle Zweige der Überlieferung sich verbreitet hat.

4) Allen, The ancient and modern vulgate of Homer. Class. Rev. 13 (1899) p. 334 ff. Fortgesetzt in dem späteren Aufsatz The text of the Iliad, ebenda 14 (1900) p. 384 ff. 5) Welchen Anteil jeder der drei an diesem Erfolge hat, ist von Allen in zwei weiteren Aufsätzen dargelegt worden: Class. Rev. 13 (1899) p. 429 ff. und 14 (1900) p. 242 ff.

Allen zieht mit Entschiedenheit den Schluß, der zu dieser Hypothese führt (14 S. 386); und man wird ihm hier kaum ausweichen können. Ja, es läßt sich eine wenn auch unscheinbare Tatsache hinzufügen, die uns in ähnlichem Sinne zwingt. Gegen Ende von Γ, wo Paris durch Aphrodite dem sicheren Verderben entzogen ist, nun Menelaos θηρὶ ἔοικώς in die Scharen der Troer eindringt um ihn zu suchen, da heißt es (451 ff.):

ἄλλ οὐ τις δύνατο Τρώων κλειτῶν τ' ἐπικούρων
 δεῖξαι Ἀλέξανδρον τότ' ἀρηιφίλῃ Μενελάῳ.
 οὐ μὲν γὰρ φιλότῃ γ' ἐκεύθανον, εἴ τις ἴδοιτο.
 ἴσον γάρ σφιν πᾶσιν ἀπήχθετο κηρὶ μελαίνῃ.

Der Gedanke ist klar; nur ἄν fehlt in 453 (»aus Liebe würden sie ihn nicht verborgen haben«), und die Form ἐκεύθανον ist anstößig. Wie zu πύθομαι (ἐπυθόμην) πυνθάνομαι, zu φεύγω (ἔφυγον) φυγγάνω, zu τεύξομαι (ἔτυχον) τυγχάνω gehören, so müßte als Nebenform von κεύθω (κύθε γ 16, κεκύθωσι Z 303) κυνθάνω gefordert werden — wenn es nicht bei Hesychios (κυνθάνει· κρύπτει) überliefert wäre. Setzt man es ein, so bleibt doch psychologisch zu fragen, durch welche Ablenkung jemand dazu gebracht worden sein soll, statt einer so natürlichen Form eine so abnorme zu schreiben; und der logische Mangel, im Ausdrucke der Bedingtheit, bleibt auch. Beidem zugleich wird abgeholfen, wenn wir die Korrektur annehmen, die Heyne im Kommentar empfiehlt, Düntzer allein unter allen Neueren zu würdigen gewußt hat: ἔκευθον ἄν. Aus Versehen hat ein Abschreiber die benachbarten Silben on und an vertauscht. — Hiergegen macht ein amerikanischer Gelehrter, George Melville Bolling⁶⁾, beachtenswerte Einwendungen. Die Bildung κευθάνω sei vielleicht nicht gut, aber nicht unmöglich, wie u. a. ληθάνω zeige. Vor allem aber: ἄν stehe zwar oft im Attischen, doch niemals bei Homer, hinter dem Verbum; auch κέν erscheine an dieser Stelle immer nur so, daß mit dem Verbum der Satz beginne (z. B. E 273. Θ 196. Γ 53 u. ö.), und selten am Ende des vierten Versfußes, nie vor einem Sinneinschnitt in der bukolischen Diärese. Man muß zugeben: θηοῖό κεν αὐτὸς ἐπελθών (Ω 418) und, worauf Bolling hinweist, ἔλοιμί κεν ἢ κεν ἀλοίην (X 253) sind unserm ἔκευθον ἄν || εἴ τις ἴδοιτο nicht völlig gleich; sie kommen ihm aber doch recht nahe. Viel stärker ist der Anstoß, wenn die Modalpartikel fehlt. Den Vorschlag, eine Vermischung zweier Sätze anzunehmen und ein bedingtes »sie würden nicht verborgen haben« zu ergänzen, hat man längst gemacht; aber dabei tritt das Fehlerhafte des Gedankens nur um so deutlicher hervor. Eine Korrektur, die solchen

6) Bolling, The archetype of our Iliad and the papyri. AJPh. 35 (1914) p. 125 ff.

Mangel und eine Abnormität der Wortbildung zugleich beseitigt, darf nach wie vor als gesichert gelten. Wer ihr aber zustimmt, der muß, da alle unsere Exemplare den Fehler haben, weiter den Schluß ziehen, daß sie alle von der Niederschrift dessen herkommen, der persönlich diesen Fehler begangen hat. Damit wird er in eine sehr frühe Zeit hinaufgerückt, in der *Α* und *Η* sich noch nicht getrennt hatten, wozu es dann stimmt, daß »ἐκεῦθανον· ἐκρυπτον« sich auch unter den Glossen des Hesychios findet. Ob ein Papyrus einmal für die Gemeinsamkeit an dieser Stelle eine genauere Zeitgrenze liefern wird, müssen wir abwarten, einstweilen versuchen, welche Aufklärung von andern Seiten her aus dem Bereiche solcher Überlieferung zu gewinnen ist.

Bisher haben uns nur Lesarten beschäftigt; bei den Papyris tritt das Verhältnis der ausgelassenen oder zugesetzten Verse in den Vordergrund. In dieser Beziehung schien es, als sollten durch das von Mahaffy im J. 1891 mitgeteilte Bruchstück⁷⁾ alle früheren Ansichten umgestürzt werden. Es waren, zu beiden Seiten eines Kolumnenzwischenraumes, die Ausgänge der Verse Λ 502—517 und die Anfänge der Verse 518—537; ein Vers unserer Vulgata fehlte, 4 andere zeigten sich die ihr fremd sind, und 2 weitere mußten, nach den erhaltenen Anfangsbuchstaben zu schließen, im vollständigen Text ganz anders gelautet haben als wir sie kennen. Da alle datierbaren Urkunden, die mit diesem Blatte gleichzeitig gefunden waren, der Zeit zwischen 285 und 221 vor Chr. angehörten, so mußte es selbst mindestens ebenso alt sein. Und so schien es, daß hier, wenn auch in einem noch so spärlichen Rest, eine Probe derjenigen Gestalt gerettet sei, welche der Text der Ilias vor der gelehrten Bearbeitung durch die Alexandriner gehabt habe. Der Zweifel regte sich, ob »Zenodot und seine Nachfolger jene reichere Überlieferung, wie sie »uns diese Probe voralexandrinischer Rezension so überraschend enthüllt »hatte, mit guten Gründen ignoriert« hätten (Diels DLZ. 1891 Sp. 1529). Aber die Überschätzung des Neugefundenen hielt nicht lange an. Eine nüchternere Auffassung vertraten sogleich Josef Menrad und Arthur Ludwig. Und als wenige Jahre später ein gleichartiges, doch erheblich umfangreicheres Papyrusfragment, dem 2. Jhdt. vor Chr. angehörend, von Jules Nicole in Genf herausgegeben wurde (Revue de Philologie 18 [1894] p. 104—111), änderte sich die Haltung auch solcher Forscher, die ihr Vertrauen zu den Alexandrinern erschüttert gefühlt hatten. Der Genfer

7) On the Flinders Petrie Papyri. With transcription, commentaries and index. Dublin 1891. Ein Faksimile des hier erwähnten Stückes gab Menrad, »Ein neuentdecktes Fragment einer voralexandrinischen Homerausgabe« (Sitzgsber. philos.-philol. und histor. Bayer. Akad. [1891] IV, S. 539—552), in der Beurteilung übereinstimmend mit Ludwig, »Die sogenannte voralexandrinische Ilias«, Königsberger Vorles.-Verz. 1892, S. 8—30.

Papyrus enthielt Reste von Λ 788—M 9 in drei Kolumnen, deren mittlere (Λ 810—834) ziemlich vollständig erhalten war. Hermann Diels besprach den neuen Fund unter Beigabe einer Photographie (Sitzgsber. Preuß. Akad. 1894, S. 349 ff.) und begründete die Vermutung, daß wir es darin mit dem Abkömmling eines der Rhapsodenexemplare zu tun hätten, die im 6. und 5. Jhd. vor Chr. verbreitet gewesen seien. Über den Wert urteilte er: was uns hier greifbar entgegentrete, scheine »die Verachtung, »mit der die Alexandriner jene Überlieferung beiseite geschoben haben, »zu rechtfertigen«; denn es finde sich auch nicht eine Variante, durch die unser Text bereichert oder verbessert werden könnte.

Bald wurde das Material abermals vermehrt. Grenfell und Hunt brachten im J. 1897 in einer Sammlung neuer klassischer Fragmente⁸⁾ als kostbarste zwei Proben von Iliastexten: kleine Reste von Θ (217—219. 249—253) und beträchtliche Stücke aus $\Phi\chi\Psi$, die alle von den kundigen Beurteilern ins 3. Jhd. vor Chr. gesetzt wurden. Auch hier zeigte sich, in Varianten und Zusatzversen, dasselbe starke Abweichen von der Vulgata, das man in den beiden andern Papyris der Ptolemäerzeit, im Unterschiede von denen der römischen Periode, kennen gelernt hatte. Ludwig nahm die neue Publikation zum Anlaß, in der schon erwähnten Monographie die ganze Frage zu behandeln⁹⁾. Hier suchte er nachzuweisen, daß jene »wildern« Iliastexte, von denen man schon vorher ausreichende Spuren gehabt, doch durch die Papyri ein deutlicheres Bild gewonnen habe, nicht eine ältere und reichere Überlieferung darstellten, aus der durch einschneidende Wirkung der alexandrinischen Kritik der Vulgärtext unserer Hdss. gemacht worden wäre; sondern alle drei — Vulgata, kritisch bearbeitete Texte, erweiterte oder wilde Texte — seien koordiniert und seien eine Zeitlang nebeneinander hergegangen, bis zuletzt die Vulgata sich siegreich behauptet habe, indem sie einerseits die interpolierten Texte verdrängte, anderseits von der kritischen Arbeit der Alexandriner nur geringen Einfluß erfuhr.

Der negative Teil dieser Ansicht, der die Wertschätzung des vermehrten Versbestandes betrifft, ist durch weitere Publikationen bestätigt worden¹⁰⁾. Wir besitzen jetzt im ganzen sieben Homerpapyri der älteren

8) Grenfell and Hunt, *New classical fragments and other Greek and Latin papyri*. Oxford 1897. 9) Ludwig, *Die Homervulgata als voralexandrinisch erwiesen*. 1898.

Darin sind die drei Fragmente oder Fragmentgruppen, die bis dahin vorlagen, genau abgedruckt und kritisch besprochen. 10) Grenfell and Hunt, *The Hibeh Papyri. Part. I*. London 1906. — Nr. 21 und 22 bringen die neuen Bruchstücke von Θ und von $\Phi\chi\Psi$. Nr. 19, nach dem Charakter der Schrift »eher der Regierungszeit des Philadelphos als der des Euergetes« zuzurechnen, enthält größere Stücke aus B und Γ . Nr. 20, von den Herausgebern ebenfalls in die Zeit des Philadelphos gesetzt, besteht aus kleineren Resten von Γ zum Teil von denselben Versen wie Nr. 19), Δ und E. Nr. 23, ebenfalls ein geringes

Ptolemäerzeit. Dabei hat es sich glücklich getroffen, daß die Reste aus Θ und aus $\Phi\chi\Psi$ zweimal durch Bruchstücke derselben beiden Hdss. vermehrt werden konnten: zuerst von Grenfell und Hunt selber, dann, aus der Heidelberger Sammlung, durch G(ustav) A(dolf) Gerhard ¹¹⁾. Überall ist es dasselbe Bild: Wiederholung oder Nachbildung bekannter Formeln, entbehrliche Verbreiterung gegebener, an sich klarer Gedanken. Um dies anschaulich zu machen, seien aus einem der Fragmente (Hibeh, Nr. 19) alle vollen oder doch ganz erkennbaren Zusatzverse hier mitgeteilt:

B 794 [δέ]μενος ὀππό]τε ναῦφιν ἀφορμηθεῖεν Ἀχαιοὶ
794 α εἰς πεδίον, Τρώεσσι φόνου καὶ ἰ κῆρα φέροντες].

sic Γ 283 [ἡ]μεῖς δ' ἐν νή]εσσι νεώμεθα κοῦροι Ἀχαιῶ[ν]
283 α [Ἄ]ργος ἐς ἱππόβοτον κ]αὶ Ἀχαιίδα καλλιγύν[αικα].

Γ 302 [ὥς ἔ]φαν εἰ]ύ[χό]μενοι· μέγα δ' ἔκτυπε μητίετα Ζεὺς
302 α [ἔ]ξ Ἰδης βρον]τῶν, ἔπι δὲ στεροπὴν ἐφέηκ[ε]ν.
δ [θησέμεναι γ]ὰρ ἔμελλεν ἔτ' ἄλγεά τε στοναχάς τε
ε [Τρωσί τε καὶ] Δαναοῖ[σι] διὰ κρατερὰς ὑσ[μ]ίνας.
δ [αὐτὰρ ἐπεί ρ' ὀ]μοσέν τε τελεύτησέν [τε] τὸν ὄρκ[ον],

sic 303 [τοὺς ἄ]ρα Δαρδανίδ[ης] Πρίαμος πρὸς μῦθον ἔειπ[εν].

* sic 304 [κέκλυτέ] μευ Τ]ρῶες καὶ Δάρδανοι ἡδ' [ἐ]πικ[ου]ροι,
304 α [ὄφρ' εἴ]πω, τά μ[ε] θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι[ν] ἀν[ώ]γε[ι].

sic Γ 339 ὥς δ' α[ὔ]τως Μεν]έλαος ἀρήϊα [τεύχε' ἔ]δυνεν,
339 α ἀσπίδα καὶ ἰ πῆλ]ηκα φαεινὴ[ν καὶ δύο δοῦρε?]
δ καὶ καλὰ[ς κνη]μῖδας ἐπισφ[υρίοις] ἀραρυίας·
ε ἀμφὶ δ' ἄ[ρ' ὤ]μοισι[ν] βάλετο ξί[φος ἀ]ργυρόηλον].

Bruchstück, hat doch besonderen Wert durch sein höheres Alter — die Herausgeber sind nach den Buchstabenformen geneigt es noch über 250 vor Chr. hinaufzurücken — und noch mehr dadurch, daß hier zum erstenmal ein erweiterter Text der Odyssee (v 41—68) vorliegt; hinter 51, 55, 58 zeigt er Reste eingeschobener Verse. — Eine Sonderstellung glauben die Herausgeber den unter Nr. 20 zusammengefaßten Fragmenten zuweisen zu müssen, weil in ihnen nur ein Plusvers (hinter Δ 69) auftrete, dafür aber drei Verse des gewöhnlichen Textes, Γ 389. Δ 89. Ε 527, fehlen, von denen der erste formelhaft und unnötig, auch der letzte für den Zusammenhang entbehrlich und vielleicht nach dem Muster von Ο 622 eingesetzt sei. Für Γ 389 stimme ich dem zu, für Ε 527 nicht, weil das Gleichnis nach homerischem Brauch einen Abschluß fordert. So vermag ich mir auch die Vermutung nicht anzueigen, die Grenfell und Hunt (S. 69), übrigens mit aller Reserve, aussprechen, daß Nr. 20 ein Überrest einer kritisch revidierten, der Vulgata an Wert überlegenen Ausgabe sei. 11) Veröffentlichungen aus der Heidelberger Papyrus-Sammlung, IV. Griechisch-literarische Papyri. I. Ptolemäische Homerfragmente. Herausgeg. und erklärt von G. A. Gerhard, Heidelberg 1911.

- Γ 362 πλήξεν ἐπαίξας κ[όρυ]θος φάλ[ον ἵππο]δασείης]
 362 α χαλκείης· δεινὸν [δὲ κόρυς λάκεν, ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτῇ]
 363 [τ]ριχθὰ τε καὶ τ[ετραχθὰ διατρυφὲν ἔκπεσε χειρός].
 Γ 366 ἦ τ(έ) ἐφάμη[ν τίσεσθαι ὃ με πρότερος κάκ' ἔοργεν,]
 366 α δῖον Ἀλέξα[νδρον Ἑλένης πόσιν ἠυκόμοιο].

Niemand wird behaupten, daß eine in diesem Stil erweiterte Dichtung der, die wir kennen, vorzuziehen sei. Es bleibt also dabei: die Alexandriner verdienen keinen Vorwurf, sondern Dank, weil sie einen weniger verschieblichen Text bewahrt haben.

Denn daß sie es gewesen sind, durch die der Fortpflanzung der interpolierten Texte ein Ende bereitet wurde, ist nun doch mehr als wahrscheinlich. Während alle jene sieben Papyri der älteren Ptolemäerzeit Plusverse zeigen, sind sie in den viel zahlreicheren und zum Teil recht umfangreichen der römischen Periode beinahe vollständig verschwunden. Auch einige, die zeitlich in der Mitte stehen, sind frei davon; so ein größeres Bruchstück, Ψ 1—Ω 759, aus dem 1. Jhdt. vor Chr. (Brit. Mus. 128), und noch etwas höher hinauf, aus der zweiten Hälfte des 2. Jhds., Papyrus Fayûm 4 (freilich von geringem Umfang, Θ 332—36 und 362—68) und Tebtunis 4 (B 95—210). Grenfell und Hunt haben in einer ausführlichen Erörterung, in der sie sich mit Arthur Ludwich auseinandersetzen (The Hibeh Pap. I p. 67—75), den Tatbestand dargelegt und wohl etwas allzu scharf »150 vor Chr.« als Grenze bezeichnet; in der Hauptsache aber ist ihr Schluß unabweislich: daß ungefähr in dieser Zeit ein starker Einfluß stattgefunden haben muß, der die wilden Texte niederschlug. Dieser Einfluß kann nur von dem alexandrinischen Museum ausgegangen sein.

Das Verdienst der dortigen Gelehrten ist um so höher zu schätzen, als es sich doch nicht bloß um eine örtlich beschränkte Erscheinung gehandelt zu haben scheint, die wieder zu beseitigen keine allzu große Mühe gemacht hätte. Auch unter den von Ludwich gesammelten Homerzitataten aus voralexandrinischer Zeit (Homervulg. 71—133) finden sich Beispiele von Zusatzversen. Äschines, gegen Timarchos 149, führt die Verse Ψ 77—91 an, von denen 80—84 bei ihm so lauten:

- 80 καὶ δὲ σοὶ αὐτῷ μοῖρα, θεοῖς ἐπιείκελ' Ἀχιλλεῦ,
 81 τείχει ὕπο Τρώων εὐηγενέων ἀπολέσθαι
 81 α μαρνάμενον δήϊοις Ἑλένης ἔνεκ' ἠυκόμοιο.
 82 ἄλλο δέ τοι ἐρέω, σὺ δ' ἐνὶ φρεσὶ βάλλεο σῆσιν·
 83 μὴ ἐμὰ σῶν ἀπάνευθε τιθήμεναι ὅστέ' Ἀχιλλεῦ,
 83 α ἀλλ' ἴνα πέρ σε καὶ αὐτὸν ὁμοίῃ γαῖα κεκεύθῃ,
 92 χρυσέῃ ἐν ἀμφιφορεῖ τόν τοι πόρε πότνια μήτηρ,
 84 ὥς ὁμοῦ ἐτράφεμέν περ ἐν ὑμετέροισι δόμοισιν.

Das ist ganz die Art unsrer Papyri. Und die Übereinstimmung geht ins einzelne. Der Vers χρύσεος ἀμφιφορεύς, τὸν τοι πόρε πότνια μήτηρ, den zwischen 91 und 93, trotz Aristarchs Bedenken, unsre Hdss. (darunter A und Syr.) haben, muß dem Exemplar, das Äschines benutzte, an jener Stelle gefehlt haben; und ebendort fehlte er dem Heidelberger Papyrus, in dem für 85—94 Reste erhalten sind¹²⁾. — Aristoteles zitiert B 391—393 zweimal, Eth. Nik. III 11 (p. 1116^a, 32) und Polit. III 14 (p. 1285^a, 10 ff.), beidemal ungenau, d. h. mit Abweichungen von unserm Texte. In der Politik schließt das Zitat:

393 ἄρκιον ἐσσεῖται φυγέειν κύνας ἢ δ' οἰωνούς.
393 α παρ γὰρ ἐμοὶ θάνατος.

Im pseudoplatonischen zweiten Alkibiades (p. 149 D) wird auf Θ 548 ff. in einer Weise Bezug genommen, daß sich gegenüber den Homer-Hdss. 4 Plusverse ergeben, die zuerst Josua Barnes in den Text aufgenommen hat. In den neueren Ausgaben stehen sie wohl durchweg mindestens in Klammern. In der Tat enthalten sie nichts, was man als Bereicherung gelten lassen könnte, erinnern vielmehr stark an die Zusätze in den Papyris, während sich über den halben Vers bei Aristoteles — Ludwig verweist auf Φ 110 — nicht sicher urteilen läßt. Mag man nun noch so sehr die Unechtheit des Alkibiades, und für Aristoteles die Beobachtung betonen, daß seine Homerzitate auch sonst, ebenso wie die Platons, oft ungenau sind, besonders durch Kontamination von Versen sich von der Vulgata entfernen, so daß man den Eindruck hat, sie seien sorglos aus dem Gedächtnis gegeben: die Tatsache der vielfachen Abweichung bleibt doch bestehen. Auf der andern Seite sind unter der Menge der Zitate, die mit unsrer Vulgata genau übereinstimmen, viele von so geringem Umfang, daß sie keine rechte Beweiskraft haben. Danach wird man den beiden englischen Gelehrten (p. 73 f.) recht geben müssen: Homerausgaben von der Art der interpolierten Papyri scheinen auch im 4. Jhdt. und auch außerhalb Ägyptens eine größere Rolle gespielt zu haben, als Ludwig annahm; aber neben ihnen — im Grunde war das ja auch Wilamowitz' Meinung — gab es schon denjenigen Text, der in unserer Vulgata fortlebt; die Alexandriner haben ihm zum Siege verholfen, nicht ihn geschaffen. So begreift man doch schließlich, warum sie in bezug auf die einzelnen Lesarten nicht maßgebend geworden sind.

Auch das versteht man, daß der Kampf nicht mit einem Schlage gewonnen war. Noch Plutarch consol. ad Apoll. 30 zitiert Ψ 222/3 mit einem Zusatzvers, der aus P 37 ebenso entlehnt ist wie im Pap. Hibeh 22

12) Danach vermutet Gerhard mit Recht, daß der Papyrus zwischen 83 und 84 denselben Einschub gehabt habe wie Äschines.

(= Heidelb.) an derselben Stelle die zwei Verse P 36/7¹³). Der umfangreiche Papyrus Morgan, um 300 nach Chr., über den Wilamowitz und Plaumann berichtet haben¹⁴), enthält hinter A 316 und 346 den Formelvers der Anrede an Odysseus und hinter O 409 zwei Verse mit störender Ausmalung, wörtlich entnommen aus M 419/20. — Ein Fragment, das Girolamo Vitelli in Florenz von einem Araber in Medînet el-Fayûm gekauft hat und das den Buchstabenformen nach von Arthur Ludwig ins 1. Jhdt. nach Chr. gesetzt wird, muß aus einem Exemplare stammen, das von ähnlicher Art war wie die der früheren Ptolemäerzeit. Das kleine Bruchstück ist zuerst von Ludwig im *Philologus* (63 [1904] S. 473 ff.) veröffentlicht, dann von Hefermehl (ebenda 66 [1907] S. 192 ff.) richtiger ergänzt und zum Ausgangspunkt scharfsinniger Vermutungen gemacht worden. Erhalten ist der Schluß der Chryseisepisode und der Anfang der sich anschließenden Partie über Achill, in folgender Gestalt:

[ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βάντε[ς ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης]
[ἔξ ἁλὸς] ἤπειρόνδε θοῇ[ν ἀνὰ νῆ] ἐρύσαντο
[ὑποῦ] ἐπὶ ψαμάθω, παρ[ὰ δ' ἔρματα μακρὰ τάνυσσαν·] (A 486).
[αὐτοὶ] δ' ἐσκίδναντο κα[τὰ κλισίας τε νέας τε]. (A 487)
[αὐτὰρ] ὁ μήνι νηυσὶ παρήμ[ενος ὠκυπόροισιν] (A 488)

usw. bis A 494. Das Landen war hier anders beschrieben als in der Vulgata, und zwar, wie der erste Vers des Papyrus sicher erkennen läßt, ausführlicher. Nun steht eben dieser Vers fast gleichlautend A 437 im Zusammenhange mit der Landung in Chryse, von der 432—439 handeln. Er steht außerdem im Hymnus auf Apollon (505), und wird hier ebenso fortgesetzt wie in dem Papyrusfragment:

ἰστία μὲν πρῶτον κάθεσαν, λῦσαν δὲ βοῆας,
ἰστὸν δ' ἰστοδόκη πέλασαν, προτόνοισιν ὑφέντες.
505 ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ βαῖνον ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.
ἐκ δ' ἁλὸς ἤπειρόνδε θοῇν ἀνὰ νῆ' ἐρύσαντο
ὑποῦ ἐπὶ ψαμάθοις, παρὰ δ' ἔρματα μακρὰ τάνυσσαν,
καὶ βωμὸν ποίησαν ἐπὶ ῥηγμῖνι θαλάσσης.

Verglich man diese Darstellung mit dem was in der Chryseis-Dichtung unsre Vulgata bietet, so mußte es scheinen, als habe der Hymnendichter sich die Verse von verschiedenen Stellen her zusammengesucht: ἐκ δὲ

13) Über das Verhältnis beider Versionen in diesem Punkte urteilt Gerhard wohl richtiger als Grenfell und Hunt. 14) Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf und Gerhard Plaumann, *Iliaspapyrus P. Morgan*. Sitzgsber. Preuß. Akad. 1912, S. 1198—1219. Die Hds., im Besitze von Herrn Pierpont Morgan in New York, reicht von A 86 bis Π 499, ist leider sehr nachlässig geschrieben. Plaumann gibt ein genaues Verzeichnis aller irgend in Betracht kommenden Besonderheiten.

καὶ αὐτοὶ κτλ. aus der Landung in Chryse, ὑποὶ ἐπὶ ψαμάθοις κτλ. aus der Rückkehr zum Achäerlager. Und so mochten frühere Kritiker wie Häsecke und Hinrichs¹⁵⁾ auf den Gedanken kommen, das Verhältnis umgekehrt zu fassen und anzunehmen, daß der Spätling, der die Episode von Chryseis' Zurückführung mehr zusammengestellt als gedichtet hat, bereits den Hymnus an Apollon benutzt habe. Jetzt, wo in dem Florentiner Papyrus jene beiden Verse im Zusammenhang der Erzählung nahe verbunden sind, wird man gern zu der an sich wahrscheinlicheren Voraussetzung zurückkehren und diese dahin modifizieren, daß eben die durch den Papyrus bezeugte Gestalt des Textes von A es gewesen sei, die dem Verfasser des Hymnus vorlag.

So weit hat Hefermehl gewiß recht. Ob aber diese Version die bessere gewesen sei, so daß die Alexandriner »sich vergriffen« hätten, als sie der in der Vulgata erhaltenen den Vorzug gaben, ist eine andere Frage. Hefermehl bejaht sie, indem er sich die Bemerkung Häseckes (S. 6) aneignet, daß die Abtakelung des Schiffes angesichts eines so kurzen Aufenthaltes, wie der in Chryse war, eine Ungereimtheit sei. So stehe es in unserem A; viel verständiger sei die Redaktion, auf die der Papyrus schließen lasse: kurze Angabe der Landung in Chryse, genauer Bericht über Abtakelung bei der Rückkehr zum Schiffslager. Dem kann ich nicht zustimmen. Die Chryseisepisode ist, wie gerade Häsecke zuerst gezeigt hat, überhaupt ein Cento, zu dessen Charakter es ganz gut paßt, daß der Verfasser eine Reihe von Versen, die eine Landung beschrieben, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit benutzt, an einer zweiten Stelle dieselbe Tatsache nur kurz erwähnt hat, unbekümmert darum, daß der zweite Fall zu verweilender Schilderung an sich triftigeren Anlaß bot. Dazu kommt, daß wir ja gar nicht wissen, ob die Redaktion des Papyrus den ausführlichen Bericht nicht gar an beiden Stellen bot. Hefermehl erwähnt diese Möglichkeit (S. 198), läßt sie dann aber ohne erkennbaren Grund fallen. Vielleicht meinte er, der Schluß der Episode in der Papyrusversion, wie er ihn vermutungsweise herstellt, zeuge für sich selbst; der sachliche Zusammenhang sei hier so gut, daß man einer Überlieferung, die dies enthielt, eine solche Verkehrtheit wie die zweimalige Beschreibung des Landens nicht zutrauen könne. Aber ist der Zusammenhang wirklich gut? Der Vers ἐκ δὲ καὶ αὐτοὶ πάντες oder βαῖνον κτλ. kommt bei Homer 5 mal vor. An drei Stellen (1150. 547. μ 6) ist vorher gesagt, daß das Schiff oder die Schiffe auf den Strand gelaufen seien; »auch wir selbst stiegen ans Land« ist eine natürliche Fortsetzung. Zweimal (0 499. A 437), wo vorher erzählt ist, daß man das Schiff εἰς ὄρμον ge-

15) Max Häsecke, Die Entstehung des ersten Buches der Ilias. Progr. Rinteln, 1881.

— Gustav Hinrichs, Die homerische Chryseisepisode. Herm. 17 (1882) S. 59—123.

rudert habe, steht dazwischen der Vers $\epsilon\kappa\delta' \epsilon\upsilon\nu\acute{\alpha}\varsigma \epsilon\beta\alpha\lambda\omicron\nu$, $\kappa\alpha\tau\grave{\alpha} \delta\epsilon$ $\pi\rho\upsilon\mu\eta\iota\sigma\iota'$ $\epsilon\delta\eta\sigma\alpha\nu$, auch dies eine sachgemäße Vorbereitung auf den Gegensatz: $\epsilon\kappa\delta\epsilon \kappa\alpha\iota \alpha\upsilon\tau\omicron\iota \beta\alpha\iota\nu\omicron\nu$. Nur im Apollonhymnus fehlt für $\kappa\alpha\iota \alpha\upsilon\tau\omicron\iota$ jede Beziehung zu dem was vorhergeht; und denselben Mangel zeigt nun der Schluß der Chryseisepisode, wie Hefermehl ihn rekonstruiert. Nicht etwa durch Schuld dieser Rekonstruktion; denn was soll vorhergegangen sein? Weder vom Auflaufen des Schiffes noch vom Auswerfen der Ankersteine kann die Rede gewesen sein, da ja nachher ausdrücklich erzählt wird, wie man das Schiff aufs Land gezogen habe. Der Text des Papyrus wird also in der Hauptsache wirklich so gelautes haben:

$\iota\sigma\tau\omicron\nu \delta' \iota\sigma\tau\omicron\delta\omicron\kappa\eta \pi\acute{\epsilon}\lambda\alpha\sigma\alpha\nu \pi\rho\omicron\tau\omicron\nu\omicron\iota\sigma\iota\nu \upsilon\phi\acute{\epsilon}\nu\tau\epsilon\varsigma$ (wie A 434)
 $\kappa\alpha\rho\pi\alpha\lambda\acute{\iota}\mu\omega\varsigma. \tau\eta\nu \delta' \epsilon\iota\varsigma \omicron\rho\mu\omicron\nu \pi\rho\omicron\acute{\epsilon}\rho\epsilon\sigma\sigma\alpha\nu \epsilon\rho\epsilon\tau\mu\omicron\iota\varsigma.$ (wie A 435)
 $\epsilon\kappa\delta\epsilon \kappa\alpha\iota \alpha\upsilon\tau\omicron\iota \beta\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\varsigma \epsilon\pi\iota \rho\eta\gamma\mu\acute{\iota}\nu\iota \theta\alpha\lambda\acute{\alpha}\sigma\sigma\eta\varsigma$ (wie A 437)
 $\epsilon\acute{\xi} \acute{\alpha}\lambda\omicron\varsigma \eta\pi\epsilon\iota\rho\acute{\omicron}\nu\delta\epsilon \theta\omicron\eta\nu \acute{\alpha}\nu\grave{\alpha} \nu\eta' \epsilon\rho\upsilon\sigma\alpha\nu\tau\omicron.$

Für die Verwandtschaft dieses Textes mit dem, der dem Dichter des Apollonhymnus vertraut war, ist das eine neue Bestätigung, für den Wert der in beiden zugrunde liegenden Version aber ein schlechtes Zeugnis. Die antike Homerkritik scheint auch hier recht zu behalten.

Den Plusversen der älteren Papyri stehen nur wenige Fälle gegenüber, daß ihnen Verse des heutigen Textbestandes fehlen. Ein paar Beispiele dieser Art bietet der Heidelberger Papyrus: nicht $\Psi 92$ — den Vers wird er ja so gut wie Äschines an anderer Stelle gehabt haben —, aber $\Phi 402$ und 405. Beide sind entbehrlich, der erste sogar recht überflüssig, so daß man hier mit Gerhard (S. 5) an ein Wirken ernsthafter Kritik denken kann. Doch ist das Material zu spärlich, um bestimmte Vermutungen zu begründen. Etwas anders in den vielen Papyris der späteren Zeit, die unter diesem Gesichtspunkt in der schon zitierten Arbeit von George Melville Bolling, *The archetype of our Iliad and the papyri*¹⁶⁾, scharfsinnig untersucht worden sind.

Abgesehen von solchen Stellen, an denen die Auslassung auf offenbarem Versehen beruht, wird zunächst eine Gruppe gebildet durch $\Gamma 319$. 389. ($\Delta 369$). $N(46)$. 480. $P 219$. 326. $\Phi 73$. Alles sind Formelverse zur Einleitung einer Rede, die entbehrt werden können, weil ein Ausdruck des Sprechens schon vorhergeht, z. B. $\Phi 71$ ff.:

$\alpha\upsilon\tau\grave{\alpha}\rho \delta \tau\eta \acute{\epsilon}\tau\epsilon\rho\eta \mu\acute{\epsilon}\nu \acute{\epsilon}\lambda\omega\nu \acute{\epsilon}\lambda\lambda\acute{\iota}\sigma\sigma\epsilon\tau\omicron \gamma\omicron\upsilon\nu\omega\nu,$
 $\tau\eta \delta' \acute{\epsilon}\tau\epsilon\rho\eta \acute{\epsilon}\chi\epsilon\nu \acute{\epsilon}\gamma\chi\omicron\varsigma \acute{\alpha}\kappa\alpha\chi\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\nu \omicron\upsilon\delta\acute{\epsilon} \mu\epsilon\theta\acute{\iota}\epsilon\iota,$
 $\kappa\alpha\iota \mu\iota\nu \varphi\omega\nu\eta\sigma\alpha\varsigma \acute{\epsilon}\pi\epsilon\alpha \pi\tau\epsilon\rho\acute{\omicron}\nu\epsilon\tau\alpha \pi\rho\omicron\sigma\eta\upsilon\delta\alpha.$

16) Oben Anm. 6. In einem Nachtrag hat der Verf. die Berliner Publikation des Papyrus Morgan noch verwerten können — der erheblich mehr Verse weggelassen als (vgl. S. 44) hinzugefügt hat.

Nur in den beiden Fällen, deren Ziffern hier eingeklammert sind, könnte ein Abirren des Auges bei gleichem Versanfang das Überspringen einer Zeile veranlaßt haben; doch $\Delta 369$ fehlte auch im Ven. *A*, ist erst von zweiter Hand am Rande nachgetragen. Auch $P 219$ ist in einem Teil unsrer Hdss., $N 480$ und $\Phi 73$ waren in einem Teil der Hdss. weggelassen, die dem Didymos vorlagen. Im ganzen gewinnt man den Eindruck einer durchgängigen Absicht, schleppende Zwischengedanken auszuschneiden. Aber wann und von wem wäre dieser Grundsatz eingeführt worden, wann und wie ist es gekommen, daß er unsre Überlieferung nun doch nicht beherrscht? Bolling, der verschiedene Möglichkeiten erwogen hat, hält es für das Wahrscheinlichste, daß die Verse überhaupt nicht ursprünglich da standen und dann von der Kritik beseitigt wurden, sondern daß sie ursprünglich nicht da waren und im Laufe der unkritischen Überlieferung sich eingeschlichen haben: *The lines were absent from the first vulgate edition [of 150 b. C.], they were soon interpolated in some mss., and have spread until by the time our mss. begin they had become universal.* Hierfür spreche, daß $\Gamma 389$ nicht nur in Pap. Tebtunis 427 fehle, sondern auch in dem der Ptolemäerzeit Hibeh 20. Es sei anzunehmen, daß keiner all dieser Verse von Aristarch gelesen wurde.

Bei dieser Hypothese bleibt es unerklärt, wie die Rezeption der Verse zu einer so allgemeinen hat werden können. Und dann muß man doch fragen: war an sich in diesem Punkte die knappere oder die breitere Ausdrucksweise dem Stile des Epos natürlicher? Das können wir nur auf Grund des Textes beurteilen, den wir lesen; und der enthält Beispiele solcher Knappheit nur wenige ($\Gamma 364$. $E 358$. 786 . $X 430$. $\Omega 724$), dagegen Formelverse, die ebenso ausscheidbar sind wie die von Bolling behandelten, noch etwa an 30 Stellen. Darunter sind mehrere auch in Papyris bezeugt: $B 224$ (Mus. Brit. 126). $\Delta 337$ (Mus. Brit. 136, wo auch $\Delta 369$ nicht fehlt). $N 94$. $O 145$. 285 . 398 (Pap. Morgan, dem auch $N 46$ und 480 nicht fehlen). Andererseits gibt es Fälle, daß in einigen oder gar vielen unsrer Hdss. solche Verse ausgelassen sind: $K 191$. $P 585$. $\Phi 213$. 480 . Und dabei decken sich die Hdss. nur zum Teil, so daß offenbar der Zufall stark mitgespielt hat. Endlich, wie sollen wir uns jene »erste Vulgata von 150 vor Chr.« entstanden denken? Doch wohl als Ergebnis der kritischen Arbeit der Alexandriner, die damit den verwilderten Texten der vorhergegangenen Zeit ein Ende machten. So ist es auch aus äußeren Gründen wahrscheinlicher, daß bewegliche Ausführungen wie $\omega\delta\epsilon\ \delta\epsilon\ \tau\iota\varsigma\ \epsilon\acute{\iota}\pi\epsilon\sigma\kappa\epsilon\nu\ \iota\delta\omega\nu\ \epsilon\iota\varsigma\ \omicron\upsilon\rho\alpha\nu\acute{o}\nu\ \epsilon\upsilon\rho\acute{\upsilon}\nu$ ($H 178$. 201) oder $\delta\ \sigma\phi\iota\nu\ \epsilon\grave{\upsilon}\nu\ \phi\rho\omicron\nu\acute{\epsilon}\omega\nu\ \acute{\alpha}\rho\omicron\rho\eta\sigma\alpha\tau\omicron\ \kappa\alpha\iota\ \mu\epsilon\tau\acute{\epsilon}\epsilon\iota\pi\epsilon\nu$ ($H 326$. 194. $\Sigma 253$) oder $\tau\omega\ \mu\iota\nu\ \epsilon\epsilon\iota\sigma\alpha\mu\acute{\epsilon}\nu\eta\ \pi\rho\omicron\sigma\acute{\epsilon}\phi\eta\ \kappa\tau\acute{\epsilon}$. ($B 795$. $Y 82$) oder ähnliche Wendungen auch da zum alten Erbgut gehörten, wo sie einen im Grunde

schon ausgesprochenen Gedanken wieder aufnehmen. Allzu üppig wuchernde Verbreiterung mochten die Kritiker zu beschneiden suchen; wieweit sie dabei bestimmte Grundsätze konsequent durchgeführt haben, läßt sich mit unseren heutigen Mitteln doch nicht mehr erkennen. Daß es im 2. Jhdt. vor Chr. irgendwo einen Text gegeben habe, der hierin das einheitliche Bild der Reinheit von allem Entbehrlichen geboten hätte, ist ganz unwahrscheinlich. Und so kann es wohl nicht gelingen, auf diesem Wege an eine gemeinsame Quelle aller Hdss. und Papyri heranzukommen.

Eher ließe sich das von der zweiten Gruppe von Erscheinungen hoffen, die Bolling (p. 136 ff.) herausgehoben hat, weil er da mit etwas größeren Zahlen operiert. Diese Gruppe umfaßt 31 Verse, die in den Papyris der späteren Zeit (nach 150 vor Chr.) und zugleich in einem beträchtlichen Teil unsrer Hdss., meist gerade in den älteren, fehlen und das Gemeinsame haben, daß sie ohne Störung, zum Teil mit Verbesserung des Zusammenhanges fortbleiben konnten. Für ein reichliches Drittel der Fälle liegt das negative Zeugnis von zwei oder mehr Papyris vor. Dazu kommt, daß keiner dieser Verse als aristarchisch erwiesen, von einigen sogar sicher ist, daß sie in seiner Ausgabe nicht standen. Dies gilt von den folgenden: B 558 (στήσε δ' ἄγων, ἴν' Ἀθηναίων ἴσαντο φάλαγγες), N 255 (Ἰδομενεύ, Κρητῶν βουλευφόρε χαλκοχιτώνων), N 731 (ἄλλω δ' ὀρχηστύν, ἐτέρω κίθαριν καὶ ἀοιδήν), Σ 604 (μετὰ δέ σφιν ἐμέλπετο θεῖος ἀοιδὸς φορμίζων), Ψ 626 (ναὶ δὴ ταῦτά γε πάντα, τέκος, κατὰ μοῖραν ἔειπες), Ψ 804 (ἀλλήλων προπάροιθεν ὁμίλου πειρηθῆναι), Ω 558 (αὐτόν τε ζῶειν καὶ ὄρᾶν φάος ἡελίοιο), ebenso von Λ 543 (Ζεὺς γάρ οἱ νεμεσᾷ, ὅτ' ἀμείνονι φωτὶ μάχοιτο), einem Verse, der in keiner Hds., nur in einem Zitat in Aristoteles' Rhetorik überliefert ist. Auch für Δ 196f. (ὅν τις οἰστεύσας ἔβαλεν, τόξων ἐν εἰδῶς, Τρώων ἢ Λυκίων, τῷ μὲν κλέος ἄμμι δὲ πένθος) und Π 614f. (αἰχμὴ δ' Αἰνείας κραδαινόμενη κατὰ γαίης ᾗχετ', ἐπεὶ ῥ' ἄλιον στιβαρῆς ἀπὸ χειρὸς ὄρουσεν) darf man mit Bolling annehmen, daß sie dem Aristarch entweder nicht bekannt oder von ihm verworfen waren. Von den angeführten Versen stehen im Venetus A nur Δ 196f. Ψ 626. Ω 558 und, von zweiter Hand hinzugefügt, Ψ 804. Auch bei den übrigen in der Gruppe von Bolling zusammengefaßten Versen dient das Zeugnis dieser unsrer besten Hds. fast überall dem Fehlen in den Papyris zur Bestätigung. Noch viermal ist ein Vers nachträglich eingefügt (E 57. N 749. Ξ 70. 420). Von den fünf weiteren Stellen, die — außer den drei soeben angegebenen — zum ursprünglichen Bestande des Textes von A gehörten, fehlen drei im Syrischen Palimpsest: Σ 200f. 427. Ψ 864; ein Vers, der in Syr. steht, Σ 441, hat in A die Randbemerkung: ἐν τισιν οὐ κεῖται. Für die fünfte Stelle, O 562, kann Syr. nicht verglichen werden.

Man sieht, ganz reinlich und zweifelsfrei ist der Tatbestand nicht. Im ganzen ergibt er doch das Bild einer einheitlichen Überlieferung, die sich mit Hilfe der hier in Betracht gezogenen jüngeren Papyri bis ins 2. Jhdt. vor Chr. aufwärts verfolgen läßt. Grundlegende Bedeutung könnte ein Fall gewinnen, den Bolling von allen anderen scheidet, wo in einem dieser Papyri (1. Jhdt. vor Chr., Mus. Brit. 107) ein für den Sinn unentbehrlicher Vers aus Versehen weggelassen sei, der mittlere in Σ 380—382:

ὄφρ' ὃ γε ταυτ' ἐπονείτο ἰδυίησι παπίδεσσιν,
τόφρα οἱ ἐγγύθεν ἦλθε θεὰ Θέτις ἀργυρόπεζα.
τὴν δὲ ἴδε προμολούσα Χάρις λιπαροκρήδεμνος.

Träfen hiermit unsre Hdss. in erheblichem Umfange zusammen, so wäre das ein besonders wichtiges Moment. Denn während der Gedanke, einen überflüssigen Vers wegzulassen, in verschiedenen Köpfen unabhängig voneinander entstehen kann, ist die Gemeinsamkeit eines Schreibfehlers Beweis für gemeinsamen Ursprung. Nun haben einen Text ohne 381 zwar nur wenige Hdss., unter ihnen aber ist neben *A* der Venetus Marcianus 458, ein Vertreter (was wir hervorheben müssen) der Familie *h*, deren Selbständigkeit wir kennen gelernt haben (S. 16 ff.). In *A* ist der Vers am Rande nachgetragen mit der Bemerkung: ἐν ἄλλῃ καὶ οὗτος εὐρέθη, ἀπέστραπτο δέ. Dürfen wir nun folgern, daß der Fehler in einer Zeit entstanden war, da die Überlieferung sich noch nicht in die in *A* und in *h* vorliegenden Zweige gespalten hatte? Das scheint notwendig. Das Verschwinden der Lücke im übrigen *h* würde sich ebenso erklären wie die Nachtragung in *A* und zwei anderen Hdss.: es gab neben der gemeinsamen Quelle von *A* und *h* noch eine andere Überlieferung, aus der an dieser Stelle der fehlende Vers ergänzt werden konnte. Damit ist aber der einheitliche Archetypus aller Ilias-Hdss., dem Bolling auf der Spur zu sein glaubte, wieder weiter hinaufgerückt. Erst da dürfen wir solche Spur anerkennen, wo ein seiner Natur nach individueller Fehler doch ausnahmslos herrscht, wie ich das für ἐκεύθανον Γ 453 nachgewiesen zu haben glaube.

Bei dem allen haben wir vorausgesetzt, daß Σ 381 nicht entbehrt werden könne, die Weglassung also fehlerhaft sei. Aber ist das wirklich so? Daß Thetis das Haus des Hephästos erreichte, war schon 369 gesagt: Ἥφαιστου δ' ἵκανε δόμον, treffender und anschaulicher — mit Bezug auf den in der Werkstatt beschäftigten — als τόφρα οἱ ἐγγύθεν ἦλθε; auch zum Hervortreten der jungen Hausfrau (τὴν δὲ ἴδε προμολούσα Χάρις) paßt jene Angabe besser als das wunderlich umschriebene »unterdessen kam ihm nahe«. Nach Form und Inhalt sieht der Vers ganz so aus, als sei er gemacht, um dem ὄφρ' ὃ γε κτέ. seine Entsprechung zu

geben. Leaf hält ihn deshalb für interpoliert, und man muß ihm wohl beistimmen. Die Härte des Überganges von ὄφρα zu τὴν δέ bleibt freilich singular, ist aber im Grunde doch nichts anderes als irgend ein δέ im Nachsatze: aus der ursprünglichen Richtung biegt der Gedanke ab¹⁷⁾ und schlägt eine neue Richtung ein. Liegt die Sache so, dann reiht sich dieses Beispiel der größeren Menge jener ein, in denen das Fehlen eines aus Pedanterie oder Redseligkeit erwachsenen Zusatzes die reinere Überlieferung darstellt, die sich in *A* und anderen Hdss., auch in Papyris noch erkennen und, wie wir sahen, einheitliche Herkunft vermuten läßt.

Wenden wir uns zu der praktischen Aufgabe zurück. Wer die Dinge sieht wie sie sind, daß die Tätigkeit der Alexandriner den Entwicklungsgang einer Vulgata nicht erst hervorgerufen, sondern vorgefunden, zwar Einfluß geübt, doch nicht die Herrschaft errungen hat, der muß zugeben, daß es zwei an sich getrennte Aufgaben sind, den besten handschriftlich beglaubigten und den aristarchischen Text zu rekonstruieren. Beide auch in der Ausführung auseinanderzuhalten hat bisher niemand versucht. Für die Odyssee muß man es wohl im voraus aufgeben; jedenfalls könnte hier an die Herstellung eines rein aristarchischen Textes erst gedacht werden, wenn ein solcher für die Ilias fertig vorläge. Für diese aber ist das Unternehmen weniger aussichtslos. Bekker, La Roche, Ludwig haben ein eklektisches Verfahren eingeschlagen, indem sie da, wo Aristarch und der Venetus *A* auseinandergingen, bald dem einen bald dem andern folgten und diejenige Lesart vorzogen, die ihnen an sich annehmbarer erschien; die Absicht, eine *recensio* im strengen Sinne zu liefern, hat sich unmerklich mit dem Wunsche gemischt, einen von Anstößen freien Text zu bieten. Die Ilias ganz und klar in aristarchischer Beleuchtung uns vorzuführen hatte Adolph Roemer versprochen¹⁸⁾. Zu dem Programm, das er sich vorgezeichnet hatte, würde kein kontaminierter Text passen, nicht einmal der an sich so vortreffliche des Venetus *A*, sondern nur der rein aristarchische. Der Plan ist unausgeführt geblieben.

17) Sollte dies der Sinn von ἀπέστραπτο sein? Dann würde diese gar zu knappe Bemerkung dazu dienen, die Weglassung des Verses, der in einer andren Vorlage sich finde, für den Text von *A* zu rechtfertigen. Hermann Schöne hat mich auf diese Möglichkeit aufmerksam gemacht. 18) Homeri Ilias. Editionis prodromus. Gymnasialprogramm, Kempen 1893. Vgl. dazu die Anzeige von Arthur Ludwig, BphW. 1893, Sp. 1473 ff.

DRITTES KAPITEL

ARISTARCH

Über die Bedeutung, die jedem der drei großen Alexandriner vor oder nach den anderen zukomme, wird von den Gelehrten sehr verschieden geurteilt. Wilamowitz sieht in Zenodot den eigentlich schöpferischen Geist (oben S. 32), und das Verhältnis des Aristophanes zu Aristarch vergleicht er mit dem von Lachmann zu Moriz Haupt (IIH. 7). Im ersten Punkt urteilt ebenso Eduard Schwartz (*Adversaria*, Gottingae 1908, p. 4). Zenodots Nachfolger hätten ihn eigentlich nur dadurch übertroffen, daß sie mehr und bessere Ausgaben zur Vergleichung heranzogen. Daher rühre bei ihm die Menge der Fehler: wo eine gewaltsame Korrektur unter seinem Namen überliefert sei, habe er diese nicht eronnen, sondern als schon vorhandene Lesart, auf Grund unvollkommener Schätzung älterer Ausgaben, übernommen. Es sei kein Zufall, daß er kein anderes kritisches Zeichen erfunden habe als das der Athetese; denn bei dem Zustande der Überlieferung, von dem die verwilderten Papyrusexemplare ein Bild gäben, sei es die dringendste Aufgabe gewesen, echte und unechte Verse zu sichten. Damit sei Zenodot der wahre Begründer philologischer Kritik geworden. — Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt aufs schroffste Adolph Roemer, zumal in dem letzten Werke, das er noch selber zum Drucke gebracht hat: »Aristarchs Athetesen in der Homerkritik (wirkliche und angebliche). Eine kritische Untersuchung«, 1912¹⁾. Danach waren Zenodot und Aristophanes Dilettanten, die mit »verbahrter Querköpfigkeit«, mit »frivoler Respektlosigkeit vor der Überlieferung«, ohne Verständnis für die Eigenart homerischer Poesie den Dichter zu meistern unternahmen. Ihre Arbeit ist für die Wissenschaft nur deshalb nicht ganz verloren, weil ihre Mißgriffe, ihre »Albernheiten«, die »Herostratustaten ihrer Unkritik«

1) Zur Beurteilung vgl. Arthur Ludwig, Die Quellenberichte über Aristarchs Ilias-Athetesen, *Rh. Mus.* 69 (1914) S. 680ff., und meine Besprechung des Roemerschen Buchs *BphW.* 1917 Nr. 6—8. Diese ist geschrieben, während ich im Kriege draußen war, ohne literarische Hilfsmittel; sonst würde ich natürlich auf die Arbeit von Ludwig Bezug genommen haben.

für Aristarch eine Schule gewesen sind, »in welcher zum ersten Male »durch eine Summe schwerer unendlicher Arbeit die philologische Methode, die philologischen Prinzipien für Kritik und Exegese erschürft »und erobert wurden«. Und das ist in einer Weise geschehen, daß die erarbeiteten Grundsätze »nie veralten werden, ja auf dem Gebiet der »Exegese die moderne vielfach ihr gegenüber als rückständig bezeichnet »werden muß« (S. 428 f., 485 f.; vgl. 354 f.)

I

Den Nachweis hierfür sucht Roemer auf Grund der Athetesen zu führen, wobei freilich der trümmerhafte und unsichere Zustand der Überlieferung Hindernisse bereitet. Die uns erhaltenen Auszüge aus Didymos und Aristonikos sind vielfach stark verkürzt; es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß Ansichten Früherer, über die Aristarch berichtet hatte um sie zu widerlegen, nun fälschlich als die seinen erscheinen. Roemer glaubt dies in zahlreichen Fällen nachgewiesen zu haben. Er geht aber weiter und spricht jenen beiden selber die Glaubwürdigkeit und vor allem die Urteilsfähigkeit ab. Träfe das zu, so wären wir allerdings sehr übel daran; denn unsre Kenntnis von Aristarchs homerischer Textkritik beruht fast ganz auf dem, was Didymos und Aristonikos darüber aufgezeichnet hatten²⁾. Es kam also darauf an, zunächst nach möglichst unanfechtbaren Merkmalen festzustellen, welche Athetesen wirklich dem Aristarch zuzuschreiben sind; dann zu erkennen, welche Gründe im einzelnen und welche Grundsätze im ganzen ihn geleitet haben; endlich zu erwägen und von unserm Standpunkt aus zu entscheiden, wieweit er mit seinem Urteil das richtige getroffen hat. Daß diese drei Aufgaben in der Ausführung nicht reinlich getrennt werden können, liegt in der Natur der Sache; um so notwendiger war es, sie wenigstens in Gedanken zu scheiden und besonders die dritte in ihren Schranken zu halten. Roemer hat das gar nicht versucht. Seine leitenden Gedanken sind: Aristarch kann nichts gelehrt haben, was an sich verkehrt ist; an sich verkehrt ist, was wir heute als unrichtig erkennen; wo also in der Überlieferung Aristarch als Vertreter einer Ansicht erscheint, die wir für unrichtig zu halten Grund haben, da ist die Überlieferung irrig oder gar gefälscht und muß korrigiert werden. Diese Überzeugung, teils im stillen wirkend teils mit

2) Oxyrh. pap. 1086 enthält Scholien zu B 751—827 und darin Mitteilungen über Aristarchs Kritik in einer von Didymos und Aristonikos unabhängigen Form; denn der Papyrus gehört seinem Schriftcharakter nach der Mitte des 1. Jhdts. vor Chr. an. Ausführliche Begründung einer Athetese enthält er zu 791—795, wo denn der Herausgeber Hunt und weiter Rich. Mollweide (Philol. 71 [1912] S. 353 ff.) die Vergleichung mit A angestellt haben. Zu erheblichen Folgerungen reicht das Material doch nicht aus.

aller Deutlichkeit ausgesprochen, bildet die Grundlage von Roemers Kritik. Wie er von da aus zu argen Gewaltsamkeiten gekommen ist und kommen mußte, ist von Ludwich und von mir mit etwas verschiedener Beweisführung, doch in der Hauptsache übereinstimmend dargetan. Ludwich hebt mit Recht hervor, schon den Begriff der Athetese habe Roemer nicht scharf gefaßt; er verstehe darunter ein völliges Hinauswerfen, während der Obelos doch nur einen Zweifel an der Echtheit anzeige und bei dem, der ihn setzt, keineswegs den Versuch ausschließe, einen Anstoß durch Emendation zu beseitigen³⁾. Mir kam es vor allem darauf an, zu ermitteln, worin denn nach Roemers eigener Auffassung der prinzipielle Unterschied zwischen Aristarch und seinen Vorgängern liege. Und da ergab sich überraschend: auch wenn wir das Material gehorsam so nehmen wollten, wie es von Roemer zurechtgestutzt wird, so bleiben doch die Begriffe, mit denen Aristarch operiert hat (ἐμφαντικόν, περισσόν, διφορούμενον, ἀπρεπές usw.), dieselben, deren sich Zenodot und Aristophanes bedient hatten; nur vorsichtiger in der Anwendung und maßvoller ist er gewesen, wie es dem Nachfolger zukommt. Und in einer Beziehung freilich scheint er ihrem Verfahren, durch die Übertreibungen gereizt, eine wesentlich neue Betrachtungsweise entgegengesetzt zu haben: durch Konstatieren der Besonderheiten des epischen Stiles und der homerischen Kultur konnte er Mißgriffe zurückweisen, zu denen die Früheren dadurch gelangt waren, daß sie an die poetischen Gestalten und Szenen den Maßstab nüchterner Verständigkeit anlegten. Aber ihre Arbeit fortgesetzt hat Aristarch auch in dieser Richtung, indem er den Gesichtspunkt des ἀπρεπές nicht etwa ausschloß, sondern mit geschärftem Blick ins Auge faßte.

Die Arbeit, die Roemer unternommen hatte, mag einmal mit ruhigerer Kritik und mehr geschichtlichem Sinne neu durchgeführt werden. Dann wird das wirkliche Verhältnis zwischen den drei großen Philologen des Altertums noch klarer hervortreten. Für jetzt müssen ein paar Beispiele genügen, unser Urteil, das anderwärts ausführlich begründet ist, zu erläutern und Aristarchs Stellung anschaulich zu machen.

K 252f. ἄστρο δὲ δὴ προβέβηκε, παροίχων δὲ πλέων νῦν
τῶν δύο μοιράων, τριτάτῃ δ' ἔτι μοῖρα λείπεται.

Dazu Aristonikos in A: ἀθετεῖται (253), ὅτι αὐταρκες τὸ κεφαλαιωδῶς εἰπεῖν »ἄστρο δὲ δὴ προβέβηκε«· τὸ γὰρ τοῦ καιροῦ τοῦτο ἀπαιτεῖ. τὸ δὲ προσδιασαφεῖν κατὰ τὸ ἀκριβές τὸ παρεληλυθὸς καὶ τὸ περιλειπούμενον ὥσπερ ἀστρονόμου τινός. οὐχ Ὅμηρικόν δὲ καὶ τὸ »τῶν δύο«· »οἱ δύο«· μὲν γὰρ λέγει καὶ »τοὺς δύο«, »τῶν δύο«· δὲ ἢ »τοῖς

3) Ludwich a. a. O. 710. 725 (dazu AHT. I S. 441). Vgl. in meiner Rezension Sp. 493 f.

δύο « οὐκ ἔστιν εὐρεῖν παρ' Ὀμήρῳ. Roemer (Rh. Mus. 66 [1911] S. 303; Ar. Ath. 159) nimmt zunächst an der grammatischen Seite Anstoß: der getadelte Genetiv stehe κ 515, der entsprechende Dativ N 407, und ein Übersehen solcher Tatsache sei bei Aristarch ausgeschlossen. Zugegeben; aber es ist hier gar keine Tatsache: an beiden Stellen steht die unflektierte Form δύω, und ohne Artikel. Noch weniger, meint er, spreche Aristarch zu uns aus dem »unglaublich einfältigen« ästhetischen Urteil und dem Appell an den Astronomen; seiner Kunstkritik werde »mit solchen lächerlichen Platteiten der Todesstoß versetzt«. Vielmehr seien auch hier Zenodot und Aristophanes an der Athetese schuld; wenn in A vor 253 der Obelos stehe, so sei das nichts Ursprüngliches, sondern nachträglich gemacht, dem Scholion des Aristonikos zuliebe. Aristarchs wirkliche Meinung lasse sich vermutungsweise noch erkennen aus einer im Venetus B gegebenen Erklärung: τὸ δὲ ὅλον οὕτως· παρήλθεν ἡ πλείων ἤδη νῦν τῶν δύο τῆς νυκτὸς μοιρῶν, ἵνα λείπηται τι τῶν δύο καὶ τρίτη τελεία. Also: der größte Teil von $\frac{2}{3}$ ist vorbei, bleibt noch $\frac{1}{3}$ und etwas mehr. — Mir erscheint dieser Sinn so künstlich, daß ich ihn weder dem Dichter von K noch dem Aristarch zutrauen möchte; um seinetwillen die klare Überlieferung zu verschmähen haben wir nicht den geringsten Grund. Mag der Venetus A nicht frei von Fehlern sein: wenn die Geringschätzung, womit Roemer ihn grundsätzlich behandelt (S. 41 f. 84. 105. 247), nicht besser begründet wird als in diesem Falle, so bleibt seine Autorität gesichert. Aristarch hat den Vers K 253 angezweifelt aus Gründen, die wir für verständig halten müssen, auch wenn wir in dem Charakter des K einen Grund sehen, ihnen nicht zu folgen.

Wer so ganz nach subjektivem Empfinden anstatt nach sachlichen Anhaltspunkten die Überlieferung beurteilt wie Roemer, gerät leicht mit sich selber in Widerspruch. Zu dem zweiten Vers in P 171 f.:

ὦ πόποι, ἦ τ' ἐφάμην σε πέρι φρένας ἔμμεναι ἄλλων
τῶν, ὅσσοι Λυκίην ἐριβύλακα ναιετάουσιν,

steht in A kein Obelos, aber aus Aristonikos ist notiert: μεμείωκε τὴν ἔμφασιν, καὶ τὰ τοιαῦτα εἴωθεν ἀθετεῖν Ἀρίσταρχος. Anderwärts ist eine entsprechend begründete Athetese ausdrücklich überliefert: A 296. Θ 235 (hier: ἠθέτητο δὲ καὶ παρὰ Ἀριστοφάνει). In allen drei Fällen spricht Roemer (S. 171 ff. 199) dem Aristarch die Athetese ab, die mit ihrer törichten Begründung seiner nicht würdig sei. Aber in der zornigen Rede des Diomedes an Agamemnon l 43 f.:

ἔρχεο· πᾶρ τοι ὁδός, νῆες δὲ τοι ἄγχι θαλάσσης
ἑστᾶσ', αἱ τοι ἔποντο Μυκλήνηθεν μάλα πολλαί,

wo Aristonikos zu 44 anmerkt: ἄθ., ὅτι περισσός ἐστι καὶ μὴ προσκειμένου αὐτοῦ ἐμφαντικώτερος ὁ λόγος γίγνεται· ἐφορμοῦσιν αἱ νῆες πορευόμεναι, findet er die Begründung so einleuchtend, daß er Lehrs nicht begreifen kann, der hier zu zweifeln scheine (S. 183 f.). Und vollends gibt er dem Aristarch recht, daß er zwischen Ω 205 und 206 einen bedeutungslosen Vers, den einige dort einschieben wollten, ferngehalten hat, weil πλείων ἐστὶν ἔμφασις μὴ προσκειμένου αὐτοῦ. Sicherlich sei doch »auch die Ansicht über die ἔμφασις — hier die richtige ἔμφασις — kein leerer Wahn« (S. 186). Wo bleibt nun ein prinzipieller Unterschied zwischen Aristarch und den anderen? Übrigens erscheint es auch an jenen drei Stellen keineswegs ausgeschlossen, daß die Athetese das richtige getroffen habe; besonders A 295 wäre ein grammatisch-pedantischer Anlaß zur Interpolation durchaus verständlich.

Zum Wesen der epischen Sprache gehören die konventionellen Epitheta: das gilt uns heute als selbstverständlich⁴⁾. Es muß doch aber irgend einmal zuerst beobachtet und festgestellt, also entdeckt worden sein; und an dieser Entdeckung können wir noch teilnehmen. Υἱέας Ἀντιμάχοιο δαΐφρονος sagt der Dichter, und läßt bald darauf den Atriden dasselbe Beiwort gebrauchen (Λ 123. 138), obwohl eben jetzt erzählt werden soll, wie sich der böse Rat, den Antimachos einst gegeben hatte, an seinen Söhnen gerächt hat. Wenn nun an beiden Stellen aus Didymos notiert ist: Ζηνόδοτος γράφει »κακόφρονος«, an der ersten mit dem Zusatz εὐτελῶς, so können wir schließen, daß Aristarch δαΐφρονος festhielt. Wie er es erklärt hat, zeigt sich anderwärts. Hektor fragt Z 377 die Mägde: πῇ ἔβη Ἀνδρομάχη λευκώλενος ἐκ μεγάροιο; Dazu Schol. B T: τοῦ ποιητοῦ τὸ ἐπίθετον, οὐ τοῦ προσώπου. Ähnlich wird K 220 (Νέστορ, ἔμ' ὀτρύνει κραδίη καὶ θυμὸς ἀγήνωρ) Diomedes vom Vorwurfe des Selbstlobes entlastet durch Schol. T: παρέλκει τὸ ἐπίθετον· καὶ ἔστιν Ὀμηρικόν [d. i. τοῦ ποιητοῦ] ὡς καὶ »Ἀνδρομάχη λευκώλενος«. In dieser Methode der Rechtfertigung dürfen wir mit Roemer (S. 341 f.) Aristarchs Arbeit erkennen. Er zuerst scheint die bloß schmückenden (nicht charakterisierenden) Beiwörter als Element des epischen Stiles erkannt zu haben. Wenn daher zu Γ 352 (δῖον Ἀλέξανδρον im Rachegebet des Menelaos), zu Ψ 581 (διοτρεφές in der zornigen Vorhaltung, die er dem Antilochos macht) die Athetese so notiert ist, als ginge sie von Aristarch aus, so werden wir dem nicht glauben⁵⁾,

4) Vgl. oben S. 20. Ausführlicher wird darüber im dritten Buche zu handeln sein.

5) Schon andre haben Aristarchs Urheberschaft der Athetese in beiden Fällen bezweifelt, früher auch Ludwig (AHT. I); jetzt nimmt er auch hier gegen Roemer Stellung und begründet das ausführlich Rh. Mus. 69 (1914) S. 702 f. Den Ausdruck περισσὸν τὸ ἐπίθετον im Schol. T zu Ψ 581 halte ich für gleichbedeutend mit παρέλκει (zu K 220) oder κατὰ κόσμον ποιητικὸν προσέρριπται (A zu Z 160).

sondern mit Roemer annehmen, daß hier, wie öfter, die Ansicht eines Früheren durch Flüchtigkeit beim Exzerpieren unter die Rubrik ἀθετεῖται ὅτι und damit auf Rechnung Aristarchs gekommen ist.

Mehrfach findet es sich nun, daß die Rechtfertigung eines scheinbar unpassenden Beiwortes aus dem epischen Stil für einen späteren Erklärer den Ausgangspunkt gebildet hat, von dem aus er zu zeigen unternahm, daß es vielmehr mit besonderem Bedacht für die Situation gewählt sei. So 1651 f., wo Achill versichert, er werde nicht eher wieder an Krieg denken,

πρίν γ' υἱὸν Πριάμοιο δαΐφρονος, Ἴκτορα δῖον,
Μυρμιδόνων ἐπὶ τε κλισίας καὶ νῆας ἰκέσθαι.

Dazu Schol. B 7: οὐχ Ὀμηρικὸν τὸ ἐπίθετον, ἀλλ' ὁ Ἀχιλλεύς πεποίηκεν αὐτὸ λυπῶν τοὺς Ἀχαιοὺς. καὶ Ὀδυσσεὶ ἔλεγε »νῦν δ' ἐπεὶ οὐκ ἐθέλω πολεμιζέμεν Ἴκτορι δῖω« (356), ἐπαινῶν καὶ μεγαλύνων τὸν πολέμιον. Die Erklärungsweise, die hier bekämpft wird, ist die aristarchische. — Noch deutlicher tritt dasselbe Verhältniß Φ 218 hervor:

πλήθει γὰρ δὴ μοι νεκύων ἐρατεινὰ ῥέεθρα.

Aristonikos (in A) konstatiert, daß das Epitheton hier nicht passe, schützt es aber durch Parallelstellen: ἡ διπλή, ὅτι ἄκαιρον τὸ ἐπίθετον· πεφοίνικται γὰρ ὑπὸ τοῦ αἵματος. ὅμοιον οὖν τῷ »ἔσθητα φαεινὴν« (Ζ 74) καὶ »ἄστρα φαεινὴν ἀμφὶ σελήνην« (Θ 555). Feiner Schol. B 7: καλῶς τὸ ἐπίθετον εἰς ἔνδειξιν τοῦ, ὅτι τὰ τοιαῦτα ῥεύματα μεμΐναι. Roemer hält beide Male die über Aristarch hinausgehende Erklärung für »verfehlt«, bzw. »aberwitzig« (S. 340. 337). Ist es auch Aberwitz, beim Falle des Euphorbos P 51 — αἵματι οἱ δεύοντο κόμαι Χαρίτεσσιν ὅμοιοι — einen schmerzlichen Gegensatz, im Sinne unseres alten Reiterliedes, zu empfinden? oder den Blick des Dichters still zu erwidern, wenn er den Bettler gerade da, wo er von Eurymachos verhöhnt wird (σ 356), als Ὀδυσσεὺς πτολίπορθος bezeichnet? Seien wir dem Aristarch doch dankbar, daß er durch den eifrigen Gebrauch, den er, etwas allzu fundfroh, von einem neugewonnenen Begriffe machte, Widerspruch hervorgerufen und schon in seinen Nachfolgern das Bestreben geweckt hat, in dem noch wir nicht ermüden wollen, möglichst viele Beiwörter bei Homer aus dem Zusammenhange sinnvoll zu erklären.

Auch Aristarchs Athetesen sind uns nicht bloß da wertvoll, wo wir ihnen zustimmen können. Der Anstoß, den er an ο 45 (λᾶξ ποδὶ κινήσας im Vergleich mit K 158 nahm, hat dazu geholfen, diese ganze Partie des ο richtig zu würdigen, und ist von Kirchhoff so verwertet worden. Von solcher Fortentwicklung eines Problems will Roemer nichts wissen; er verharret grundsätzlich auf der Stufe, bis zu der Aristarch gelangt war,

und hält den Vers in o für einen »unerhörten Einschub« (S. 235). Auch für X₄₈₇—499 werden sich uns, in anderm Zusammenhang, Aristarchs Beobachtungen sehr fruchtbar erweisen; Roemer (S. 312 ff.) begnügt sich damit nicht, sondern überwindet das starke innere Widerstreben, das sich diesmal doch geregt hat, und hält dem Meister die Treue, wie er sie versteht: die Verse sind interpoliert. Aristarch muß recht behalten.

II

Wie stark Roemer von diesem Grundsatz, den er in solcher Fassung natürlich nicht anerkannt hätte, tatsächlich beherrscht worden ist, zeigt vor andern eine Stelle, wo er im Laufe der Zeit den Standpunkt gewechselt hat. Die als aristarchisch geltende Ansicht war ihm einst die richtige; dann erkannte er, daß sie nicht zu halten sei; jetzt schreibt er die entgegengesetzte Ansicht dem Aristarch zu, obwohl sie unter Zenodots Namen überliefert ist. Es handelt sich um A 5. In seiner Schrift »Über die Homerrezension des Zenodot« (1885) S. 33 spottete Roemer über »das schöne δαῖτα« und hielt es für unerwiesen, das Äschylos so gelesen habe. In den Aristarchea von 1911 (Rh. Mus. 66) S. 334 ff. erkennt er δαῖτα nicht nur als die »ursprüngliche und einzig richtige Lesart« an, sondern sucht ausführlich zu begründen, daß sie von Aristarch, nicht von Zenodot vertreten gewesen sei und daß hier »eine absichtlich gefälschte Überlieferung« vorliege.

Wir halten uns an die Überlieferung und suchen sie zu verstehen. Zenodot las οἰνωῖσι τε δαῖτα, und da dies ausdrücklich — bei Athenäos p. 12 sq. — hervorgehoben wird, so darf man nach wie vor anerkennen, daß die andre Lesart, οἰνωῖσι τε πᾶσι, die Aristarchs gewesen ist. So haben auch alle Hdss. Sicher ist nun πᾶσι eine Konjektur, und zwar eine falsche⁶⁾; aber wir wissen nicht, ob die Beobachtung über den Gebrauch von δαῖς, die zu ihr den Anlaß gegeben hat, von Aristarch gemacht worden ist. Allerdings ist sie von Lehrs (Ar.² 87) mit ähnlichen Untersuchungen Aristarchs in Zusammenhang gebracht worden. Jetzt aber hat Eduard Schwartz gezeigt, daß sie vielmehr schon aus peripatetischer Quelle stammt, ebenso wie die Etymologie welche δαῖς von δαίεσθαι, δατεῖσθαι ableitet. Derselben Herkunft, vermutet er, sei A 5 die Lesart πᾶσι; Aristarch habe sie in einem Teil der Ausgaben gefunden und, weil er jene Etymologie billigte, bevorzugt. Dies stimmt wieder zu der Grundansicht von Lehrs, daß Aristarch sich jedes korrigierenden Eingriffs in die Überlieferung enthalten habe. Danach sind auch Formen

6) Dies ist zuerst erkannt worden von Nauck, BPt. 12 (1868) S. 482 ff. und in der Praefatio zur Ilias p. x sqq. Gegen ihn Ludwig AHT. II 87 ff. Dazu dann E. Schwartz, Adversaria (Göttingae 1908) p. 7 sq. und Roemer a. a. O.

wie $\delta\alpha\acute{\iota}$, $\kappa\alpha\kappa\epsilon\lambda\epsilon\gamma\chi\acute{\epsilon}\epsilon\varsigma$ u. ä. nicht von Aristarch erfunden, sondern müssen schon vor ihm, wenn auch vielleicht ganz vereinzelt, in Handschriften gestanden haben. Ist das aber zu glauben?

Völlig anders urteilte Nauck (Mél. Gr.-Rom. II [1861] p. 324 sq.): »Aristarch war nicht so zaghaft, um das Resultat einer sorgfältigen Beobachtung deshalb zu verwerfen, weil einige Stellen demselben widersprachen, und man müßte an Wunder glauben, wenn man annehmen wollte, die besten und zuverlässigsten Handschriften seien immer so willfährig gewesen die von Aristarch aufgestellten Gesetze glatt zu bestätigen. Unvermeidlich auch, daß dieser in seiner Gesetzgebung zu weit ging, d. h. daß er dem Homer manches absprach, was trotz seiner Seltenheit oder Vereinzelung für vollkommen zulässig erachtet werden mußte, andererseits daß er infolge des Mangels an kritischer Reife in der Wahl seiner Mittel vielfach fehlgriff.« — Nauck spricht hier vom Standpunkte moderner Kritik aus, wie er selbst sie übte. Er schreibt nicht nur O 393 mit Benutzung einer von Didymos notierten Variante $\xi\tau\epsilon\rho\pi\epsilon$ $\lambda\acute{o}\omega\nu$ für $\xi\tau\epsilon\rho\pi\epsilon$ $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\iota\varsigma$ (vgl. oben S. 29), wie unsre sämtlichen Handschriften haben, sondern konjiziert auch α 56 $\alpha\acute{\iota}\mu\upsilon\lambda\acute{\iota}\omicron\iota\varsigma\iota$ $\xi\pi\epsilon\sigma\sigma\iota$ für $\alpha\acute{\iota}\mu\upsilon\lambda\acute{\iota}\omicron\iota\varsigma\iota$ $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\iota\varsigma\iota$, wo dann van Leeuwen und Mendes da Costa seine »Emendation« in den Text gesetzt haben — ohne zu erkennen, daß die moderne Vokabel eben eine Spur des modernen Ursprungs dieser Partie ist. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarch im Sinne der Holländer Kritik geübt habe? Manches spricht ja dafür; aber es gibt doch auch Momente, die uns nach der andern Seite ziehen.

Ludwich macht (AHT. II 170 ff.) darauf aufmerksam, daß im Altertum der Name Aristarchs beinahe sprichwörtlich war zur Bezeichnung eines Grammatikers und Kritikers, daß aber nirgends, wo er erwähnt wird, von seinen Konjekturen die Rede ist. Horaz z. B., der a. p. 445 ff. die Tätigkeit eines Aristarchus schildert, umschreibt deutlich den Obelos, aber von Änderungen des Textes sagt er kein Wort: *mutanda notabit*, nicht *mutabit*. Lukian erzählt (ἀληθ. ἰστ. II 20) von einer Unterredung mit dem verstorbenen Homer in der Unterwelt: $\pi\epsilon\rho\acute{\iota}$ $\tau\acute{\omega}\nu$ $\acute{\alpha}\theta\epsilon\tau\omicron\upsilon\mu\acute{\epsilon}\nu\omega\nu$ $\sigma\acute{\iota}\tau\iota\chi\omega\nu$ $\xi\pi\eta\rho\acute{\omega}\tau\omega\nu$, $\epsilon\acute{\iota}$ $\upsilon\pi'$ $\acute{\epsilon}\kappa\epsilon\acute{\iota}\nu\omicron\upsilon$ $\epsilon\acute{\iota}\sigma\iota\nu$ $\acute{\epsilon}\gamma\gamma\epsilon\gamma\rho\alpha\mu\acute{\mu}\epsilon\nu\omicron\iota$. $\kappa\alpha\acute{\iota}$ $\delta\varsigma$ $\xi\phi\alpha\sigma\kappa\epsilon$ $\pi\acute{\alpha}\nu\tau\alpha\varsigma$ $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon$ $\epsilon\acute{\iota}\nu\alpha\iota$. $\kappa\alpha\tau\epsilon\gamma\acute{\iota}\nu\omega\sigma\kappa\omicron\nu$ $\omicron\upsilon\nu$ $\tau\acute{\omega}\nu$ $\acute{\alpha}\mu\phi\acute{\iota}$ Ζηνόδοτον $\kappa\alpha\acute{\iota}$ Ἀρίσταρχον $\gamma\rho\alpha\mu\mu\alpha\tau\acute{\iota}\kappa\omega\nu$ $\pi\omicron\lambda\lambda\acute{\eta}\nu$ $\tau\acute{\eta}\nu$ $\psi\upsilon\chi\rho\omicron\lambda\omicron\gamma\acute{\iota}\alpha\nu$. Auch hier also wird nur die Athetese erwähnt, freilich in einem Zusammenhange, der für die Beweiskraft der Stelle nicht günstig ist; denn Aristarch und Zenodot werden ganz gleich behandelt, und von dem letzteren bezweifelte bisher niemand, daß er Konjekturen gemacht habe. Es bleibt also eine Frage, die ernsthaft geprüft werden muß, ob in Aristarchs Methode neben der Athetese auch die Konjekturen Platz gehabt hat.

A. In einigen Fällen ist eine Konjektur von ihm ausdrücklich bezeugt oder doch so überliefert, daß wir sie mit Sicherheit ihm zuschreiben können; von ihrer Betrachtung müssen wir ausgehen.

- 1) Π 636 χαλκοῦ τε ῥινοῦ τε βοῶν τ' εὐποιητάων.

Dazu bemerkt Didymos: ἀμεινον (ἄν suppl. Ludw.) εἶχε, φησὶν ὁ Ἀρίσταρχος, εἰ ἐγέγραπτο »βοῶν εὐποιητάων« ἔξω τοῦ τέ συνδέσμου. Und Aristonikos: ὅτι προειπὼν »ῥινοῦ τε« ὡς ἕτερόν τι διάφορον συμπλέκει »βοῶν τε« καὶ ἡ τοι ἔξ ἐπαναλήψεως νοητέον λέγεσθαι τὸ αὐτό, ὡς »πυκνοὶ καὶ θαμέες« (μ 92) καὶ »πόλεμόν τε μάχην τε« (Π 251), ἡ τὸν τέ σύνδεσμον περιττὸν νομιστέον, ἵν' ἡ »ῥινοῦ βοῶν«, τουτέστι τῶν ἀσπίδων.

- 2) Η 113 f. καὶ δ' Ἀχιλεὺς τούτῳ γε μάχῃ ἐνὶ κυδιανείρῃ
ἔρριγ' ἀντιβολήσαι, ὃ περ σέο πολλὸν ἀμείνων.

So sagt Agamemnon zu seinem Bruder, um ihn vom Kampfe mit Hektor zurückzuhalten. Dazu haben wir ein Scholion A, das Ludwig wenn auch zweifelnd dem Didymos zuschreibt: βέλτιον δ' ἄν, φασιν (*Aristarchei*: Lehrs), εἴρητο Ὀμήρῳ »ὃ περ μέγα φέρτατός ἐστιν« ἐπ' αὐτοῦ γὰρ φιλωὺς λεγόμενον τοῦ Μενελάου ἔχει τι ὀνειδιστικόν.

An beiden Stellen kann man die hypothetische Form der Aussage nicht anders verstehen, als daß Aristarch die Lesart, von der er sagte, daß sie besser gewesen sein würde, selbst ersonnen hatte. So versteht sie auch Wecklein (Über Zenodot und Aristarch [1919] S. 76 f.). Ludwig hatte dem allerdings widersprochen (II 85) und zwei Beispiele angeführt, in denen eine ähnliche Satzform angewandt und doch offenbar nicht von einer Konjektur Aristarchs die Rede sei; aber beide Stellen beweisen das, was sie sollen, nicht. Die eine, schon vorher (S. 55) erwähnte ist in Θ in der Rede, mit welcher Agamemnon die Seinen zum Kampfe anfeuert; in Lemnos hätten sie sich gerühmt, jeder wolle es mit 100 oder 200 Troern aufnehmen; jetzt aber —

Θ 234 f.: — — — νῦν δ' οὐδ' ἐνὸς ἄξιοί εἰμεν

Ἐκτορος, ὃς τάχα νῆας ἐνιπρήσει πυρὶ κηλέῃ.

Dazu bemerkt Aristonikos (schol. A): ὁ ὀβελός, ὅτι ἐκλύει καὶ ἀπαμβλύνει τὸν ὀνειδισμὸν ὁ στίχος: κρείσσω γὰρ καθολικώτερον ἔἶσαι, οὐδέποτε ἀνδρός, ἀλλ' οὐχὶ τοῦ διαφορωτάτου. Aristarch hielt also V. 235 für unecht, weil der Rede Agamemnons der Stachel genommen wäre, wenn das οὐδ' ἐνὸς ἄξιοι durch Nennung Hektors näher bestimmt würde. Wenn wir nun von Didymos hören (schol. A): ἦττον ἄν φησιν Ἀρίσταρχος ὀνειδιστικὸν εἶναι, εἴπερ οὕτως ἐγέγραπτο »Ἐκτορος, ὃς δὴ κῦδος Ὀλύμπιος αὐτὸς ὀπάζει« ἡθέτητο δὲ καὶ παρὰ Ἀριστοφάνει, so kann man ja darüber zweifeln, wie Didymos zu dieser etwas unklaren Fassung seiner Notiz gekommen ist und warum er V. 235 in anderer

Form anführt, als wir ihn lesen; so viel aber leuchtet ein, daß die Ähnlichkeit des Ausdrucks mit dem an den beiden vorher angeführten Stellen eine ganz äußerliche ist. Denn hier heißt es nicht: »Der Tadel würde weniger scharf, der Gedanke also besser sein, wenn so geschrieben wäre: Ἐκτορος ὧ δὴ κῦδος κτλ.«, sondern: »Der Tadel würde zu schwach, der Gedanke also schlecht sein, wenn der Vers, in dem Hektor genannt wird, wirklich dastünde.« Für die Deutung der an sich völlig verständlichen Scholien zu Π 636 und H 114 gewinnen wir aus dieser Vergleichung überhaupt nichts. — Mehr Verwandtschaft mit ihnen zeigt die Bemerkung des Aristonikos zu

P 177 f.: — — — καὶ ἀφείλετο νίκην
ῥηιδίως, ὅτε δ' αὐτὸς ἐποτρύνει μαχέσασθαι.

Hier sagt Aristonikos: ὅτι ἀκατάλληλως καὶ ἰδίως ἐπενήνοχε τὸ »ὅτε δ' αὐτός«· ἔδει γὰρ ἢ οὕτως εἰπεῖν »τότε δ' αὐτὸς ἐποτρύνει«, ἢ προσληπτέον ἔξωθεν τὸ ἔστιν, ὥστε γίνεσθαι τὸ πλήρες »ἔστι δ' ὅτε καὶ αὐτὸς ἐποτρύνει μάχεσθαι«. Die Worte ἔδει γὰρ οὕτως εἰπεῖν klingen allerdings fast so, als sollten sie eine Konjektur einleiten; wir wissen aber aus Didymos (schol A¹T), daß τότε δ' αὐτός die Lesart des Aristophanes war: also, folgert Ludwig, kann auch Π 636 und H 114 die von Aristarch als besser bezeichnete Lesart eine solche gewesen sein, die ihm bereits vorlag, nicht von ihm ersonnen wurde, und es ist reiner Zufall, daß wir davon nichts wissen. Aber es ist doch eben unsere Aufgabe, aus dem was wir wissen Schlüsse zu ziehen, nicht auf bloße Möglichkeiten eine Ansicht zu bauen. Das φησὶν Ἀρίσταρχος zu Π 636 schließt dort jeden Zweifel aus; und zu H 114 ist die Fassung des Scholions so ähnlich, daß wir beide Stellen gleich behandeln müssen. Die dritte ist nach Tatbestand und Wortlaut verschieden.

3) I 222 αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδητύος ἔξ ἔρον ἔντο,
heißt es von den Gesandten Agamemnons, die bei Achill freundlich aufgenommen worden sind. Darüber Didymos: φαίνονται καὶ παρ' Ἀγαμέμνονι, πρὶν ἐπὶ τὴν πρεσβείαν στείλασθαι, δειπνοῦντες· φησὶ γοῦν (177) »αὐτὰρ ἐπεὶ σπεῖσάν τ' ἑπὶ ὅσον ἤθελε θυμός, ὠρμῶντ' ἐκ κλισίης«. ἄμεινον οὖν εἶχεν ἄν, φησὶν ὁ Ἀρίσταρχος, (εἰ) ἐτέγραπτο »ἅψ ἐπάσαντο«, ἵν' ὅσον χαρίσασθαι τῷ Ἀχιλλεῖ μόνον καὶ μὴ εἰς κόρον ἐσθίειν καὶ πίνειν λέγωνται· ἀλλ' ὅμως ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν, ἐν πολλαῖς οὕτως εὐρῶν φερομένην τὴν γραφήν. Über die Pedanterie dieser Bemerkung ist viel gespottet worden, teils von Cobet und Nauck, die eben diese Stelle als Beispiel der törichten und grundlosen Konjekturen Aristarchs anführen, teils von Roemer (Zu Aristarch und den Aristonicusscholl. der Odyssee [1885] S. 8 ff.), der aus

demselben Grunde hier dem Didymos nicht glauben will; von diesem selbst sei der »Anstandsbiß« hier erfunden und sehr zu Unrecht dem Aristarch nachgesagt worden, daß er solches Teetischzeremoniell bei homerischen Helden gesucht habe. Aber Höflichkeit ist diesen keineswegs fremd, worüber sich bei Wilamowitz (HU. 91) eine gute Bemerkung findet. Wichtiger ist, daß an unserer Stelle Aristonikos zu Didymos nicht zu stimmen scheint; er merkt an: κυκλικώτερον κατακέχρηται τῷ στίχῳ, δεδειπνηκότων αὐτῶν πρὸ ὀλίγου· οὐ γὰρ ἥρων δαιτός. Dies hält Roemer für die echte Ansicht Aristarchs, während die Konjektur ἄψ ἐπάσαντο von einem seiner Schüler herrühre, der sie durch den ihr angedichteten Namen Aristarchs zu empfehlen gesucht habe. Absolut undenkbar wäre dies ja nicht; aber wir verlieren allen Boden unter den Füßen, wenn wir in dieser Weise die Überlieferung da, wo sie uns unbequem ist, ändern. Vorsichtiger verfuhr hier Ludwich, der wenigstens die Möglichkeit zugibt (II 86), »Aristarch selber hätte ἄψ ἐπάσαντο er-sonnen, um anzudeuten, wie er sich etwa die Lösung der nach seiner »Ansicht hier vorliegenden Schwierigkeit möglich denke«; nur daran müsse man festhalten, daß Aristarch jedenfalls ἄψ ἐπάσαντο nicht in den Text eingesetzt habe. Dies ist gewiß richtig; auch Didymos sagt ja: ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν. Und so scheint mir gar kein unvereinbarer Widerspruch zwischen den beiden Angaben zu bestehen: Aristarch machte eine Konjektur, um zu zeigen was ihm anstößig war, setzte sie dann aber nicht ein, weil er, eben auf dem Wege durch solche hypothetische Konjekturen, zu der Erkenntnis gelangt war, daß ein scheinbares ἀπρεπές oder ἀπίθανον oft von der Eigenart des konventionellen epischen Stiles zu verstehen sei⁷⁾.

4) ε 13 ἀλλ' ὁ μὲν ἐν νήσῳ κεῖται κρατέρ' ἄλγεα πάσχων. Dazu Aristonikos: οἰκειότερον ἐν Ἰλιάδι (B 721) κεῖται περὶ Φιλοκτῆτου· νῦν δὲ ἔδει »τετιμμένος ἦτορ« εἶναι. Roemer Ath. 258 führt diese Notiz unter den Belegen dafür an, daß Aristarch für Ilias und Odyssee nicht denselben Dichter angenommen habe: κρατέρ' ἄλγεα πάσχων sei auf Odysseus, der körperliche Schmerzen nicht zu leiden habe, unpassend übertragen. — Da nach der Form des Scholions so gut wie sicher ist,

7) Ernst Lotz, Auf den Spuren Aristarchs (Diss. Erlangen 1909) S. 21 hält mir entgegen, »daß Aristarch nimmermehr eine Konjektur zu machen brauchte, um zu zeigen, was ihm anstößig war, sondern sich einfach auf das Gesetz von der Katachrese berufen konnte, »um seine Meinung verständlich zu machen.« Ähnlich neuerdings Roemer Ath. 136. Aber das Gesetz selber hat doch Aristarch erst erarbeitet. Diesen Zusammenhang deutlich gemacht zu haben ist gerade das Hauptverdienst von Roemers Werk über die Athetesen. — (Von Arbeiten der Erlanger Schule sei noch erwähnt: Wilh. Bachmann, Die ästhetischen Anschauungen Aristarchs in der Exegese und Kritik der homerischen Gedichte I, Diss. 1902; II, Progr. des Alten Gymn. in Nürnberg 1904.)

daß es aus Aristonikos stammt und mit seinem Inhalt auf Aristarch zurückgeht, so hat dieser auch hier den von ihm beanstandeten Text zugleich vermutungsweise verbessert.

Zwei weitere Beispiele (B 665 βῆ φεύγων ἐπὶ πόντον und Π 467 ὁ δὲ Πήδασον οὔτασεν ἵππον) sind weniger klar, bleiben deshalb besser unbenutzt. Der drei ersten Stellen hat sich Lehrs (Ar.² 359 sq.) bedient, um zu beweisen, daß Aristarch durchweg keine Lesart in den Text aufgenommen habe, die er nicht überliefert fand; und ebenso urteilt Ludwig. Unmittelbar beweisen sie aber ganz etwas anderes, nämlich daß Aristarch überhaupt auch Konjekturen gemacht hat. Widerstrebend gibt dies auch Ludwig zu, nicht nur für I 222, sondern allgemein (II 92): »für ihn handle es sich gar nicht darum, ob Aristarch in seinem Leben überhaupt einmal eine Konjektur zu den homerischen Gedichten gemacht habe, sondern nur darum, ob er derselben den Grad der Sicherheit zutraute, daß er es wagte sie in seinen Text aufzunehmen«. Ich meine, wenn erst einmal anerkannt ist, daß Aristarch auch Konjekturen machte, so wird sich immer wieder die Vermutung hervordrängen, daß unter diesen doch auch solche waren, an die er selber glaubte. Woher will Ludwig das Gegenteil wissen? Etwa aus dem Schweigen des Didymos über Änderungen Aristarchs? Aber es wäre doch ganz denkbar, daß Didymos eine Konjektur Aristarchs nur gerade da als solche bezeichnet hätte, wo sie nicht in den Text gesetzt, also Vermutung geblieben war, während er sie in anderen Fällen einfach als »die Lesart« der aristarchischen Ausgaben oder einer von ihnen verzeichnete. Doch wir brauchen uns gar nicht mit etwas Denkbarem zu begnügen; die Sache kann mit annähernder Sicherheit entschieden werden.

B. Es gibt Fälle, in denen Aristarch den überlieferten Text geändert haben muß, wenn sein Verfahren überhaupt irgend einen Sinn gehabt haben soll.

1) Γ 262 hat der Venetus βῆσέτο mit übergeschriebenem α, die andern Handschriften haben teils βῆσέτο teils βῆσατο. Didymos bemerkt zu der Stelle: προκρίνει μὲν τὴν διὰ τοῦ ε γραφὴν »βῆσέτο«, πλὴν οὐ μετατίθησιν, ἀλλὰ διὰ τοῦ α γράφει ὁ Ἀρίσταρχος. Auch K 513 sind unsere Handschriften zwischen beiden Formen geteilt; der Venetus hat hier nur ἐπεβῆσέτο und am Rande die Notiz: οὕτως Ἀρίσταρχος, ἄλλοι δὲ »ἐπεβῆσατο«. Kein Zweifel, daß Aristarch βῆσέτο für richtig hielt; trotzdem soll er Γ 262 die Form mit α beibehalten haben. Ludwig sieht darin einen Beweis für die Vorsicht des Kritikers und rühmt ihn, daß er in solchen Fragen dem Zufall gehorcht habe (AHT. I 23. II 112 f.). Anderwärts scheint auch er ihm etwas Besseres zuzutrauen. Zu O 307 notiert Didymos (A⁴): Ἀρίσταρχος »βιβῶν«; wir wissen aber durch denselben

Didymos zu H 213. N 371, daß Aristarch dort βιβάς, βιβάντα las. Deshalb vermutet Ludwig, daß in dem Scholion zu O 307 βιβών für βιβάς geschrieben sei: denn »wer einmal sich für μακρὰ βιβάς entschied, wird ihm vermutlich auch in den übrigen Fällen den Vorzug gegeben haben«. Sehr richtig; aber doch nur dann, wenn er sich in dergleichen Entscheidungen von der unvermeidlichen Inkonsistenz der ihm vorliegenden Handschriften unabhängig hielt. Also wäre es, nach Ludwigs eigenem Maßstabe, gar kein Lob für Aristarch, wenn er Γ 262 βήσατο beibehalten hätte. — Wir brauchen aber auch nicht zu glauben, daß er es getan hat. Vermutlich fand Didymos in seinem, nach Ludwigs überzeugender Darlegung (I 81) nicht sehr zuverlässigen Exemplar von Aristarchs Ausgabe βήσατο, das durch Versehen hineingekommen war, hielt es für die von Aristarch beabsichtigte Form, wunderte sich darüber und machte so die oben zitierte Anmerkung.

2) Weglassung des Augments ist für Aristarch vielfach bezeugt, z. B. I 492: Ἀρίσταρχος »πολλὰ πάθον καὶ πολλὰ μόγησα«, wo die Handschriften fast alle, auch A, ἔπαθον und ἐμόγησα haben. Ähnlich überwiegt A 598 in den Handschriften ὠνοχόει, während Didymos berichtet: οὕτως »οἰνοχόει« Ἀρίσταρχος, Ἰακῶς, und hinzufügt, daß Zenodot, Aristophanes u. a. ebenso gelesen hätten. Weitere Belegstellen hat La Roche HTk. 423 ff. gesammelt. O 601 haben alle Handschriften: ἐκ γὰρ δὴ τοῦ ἔμελλε, wozu Didymos angibt: Ἀριστοφάνης Ἰακῶς γράφει »μέλλε« (Schol. T, ähnlich A). Das sieht so aus, als habe an dieser Stelle Aristarch ἔμελλε in seiner Ausgabe gehabt, und dies hat Lehrs (Ar.² 362) aus den Worten geschlossen, damit also dem Aristarch dieselbe Inkonsistenz zur Last gelegt, über die sich Didymos bei Gelegenheit von βήσατο wunderte. Ludwig stimmt ihm nicht bei, sondern verwandelt nach Schmidts Vorgange Ἀριστοφάνης in Ἀρίσταρχος. Auch Z 165 bedarf die Angabe des Aristonikos (ὅτι οὐκ οἶδεν ὁ ποιητὴς τὸ »μέλλεν«. Ἀττικῶν γὰρ ἔστι τῶν μεταγενεστέρων) einer Korrektur, wenn sie sich mit dem, was wir sonst von Aristarchs Lehre wissen, vertragen soll; Ludwig ist hier am meisten geneigt Cobet zu folgen, der schrieb: οὐκ οἶδεν ὁ ποιητὴς τὸ »ἤμελλεν«, so daß sich die Anmerkung auf einen Text bezogen hätte, in dem ἦ δ' ἤμελλεν statt ἦ δὴ μέλλεν stand. In beiden Fällen ist die von Ludwig angenommene Änderung wohl begründet, aber eben doch nur durch den Gedanken begründet, daß Aristarch in dergleichen Dingen ein grammatisches Prinzip befolgt haben müsse, nicht dem zufälligen Bestande der Überlieferung in den Handschriften, die er verglich, sich unterworfen haben könne.

3) Z 71 steht im Venetus τεθνηῶτας, dazu am Rande: οὕτως Ἀρίσταρχος »τεθνηῶτας«. K 387 hat dieselbe Handschrift im Texte κατα-

τεθνηώτων, und dazu die Notiz aus Didymos: οὕτως Ἀρίσταρχος, ἄλλοι δὲ »κατατεθνηώτων«. Dieselbe Nachricht ist uns noch öfter erhalten. Die Handschriften schwanken, auch der Venetus A hat z. B. H 409 κατατεθνηώτος, κατατεθνηώτων. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarch sich nach den ihm vorliegenden Handschriften, die an orthographischer Sicherheit dem Venetus gewiß nicht überlegen waren, entschieden habe? Undenkbar. Jedenfalls für den undenkbar, der, wie Ludwich, überzeugt ist, daß Aristarch nicht das eine Mal βιβίων ein andres Mal βιβίας geschrieben haben könne.

Damit ist ein Gebiet bezeichnet, auf dem unzweifelhaft der große Alexandriner sich der Überlieferung gegenüber unabhängig stellte: in all jenen Fragen, die äußerlich als orthographische erscheinen, ihrem Wesen nach aber durch sprachgeschichtliche Kritik des Textes verstanden und entschieden werden müssen. Die Männer, die in neuerer Zeit diesen Zweig der Kritik vorzugsweise gepflegt haben, Bentley Bekker Nauck, wandelten also auf Aristarchs Bahnen. — Für uns kommt es jetzt darauf an, die beiden Sätze, die wir gewonnen haben, zusammenzufassen: wenn es feststeht, daß Aristarch Konjekturen gemacht hat, und ferner feststeht, daß er bei der Konstituierung des Textes nicht bloß nach äußerer Gewähr sondern auch nach inneren Gründen sich entschieden hat, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß unter den von ihm aufgenommenen Lesarten auch solche waren, die er selbst ersonnen hatte.

C. Welcher Art sind die Lesarten, von denen wir mit einiger Zuversicht vermuten dürfen, daß sie auf Konjekturen Aristarchs beruhen?

Die meisten äußeren Chancen, Konjekturen zu sein, haben diejenigen Lesarten, mit denen Aristarch ganz allein steht. Wo er mit der späteren Vulgata stimmt, da überwiegt die Wahrscheinlichkeit, daß er dieselbe Gestalt des Textes schon in der älteren Vulgata vorgefunden habe. Unmöglich wäre es zwar auch hier nicht, daß er durch freie Emendation in den Gang der Überlieferung eingegriffen hätte; aber die inneren Gründe für diese Annahme müßten in solchem Falle besonders gewichtige sein (vgl. Nr. 8). Und auch sonst werden wir uns nur da zu ihr entschließen, wo eine Lesart Aristarchs so aussieht, als sei sie um einer grammatischen, metrischen oder logischen Erwägung willen ausgedacht worden.

1) A 404 δ γὰρ αὐτε βίη οὐ πατρὸς ἀμείνων.

Γ 193 μείων μὲν κεφαλῇ Ἀγαμέμνονος Ἀτρεΐδαο.

Zur ersten Stelle sagt Didymos (A¹): οὕτως [korr. aus οὐ] διὰ τοῦ ν »βίην« Ἀρίσταρχος, zur zweiten derselbe (A¹): Ἀρίσταρχος »κεφαλῇ«. Unsere Handschriften haben alle βίη und fast alle κεφαλῇ, nur eine

κεφαλὴν. Ludwich bemerkt: »Aristarch bevorzugte den Accusativ.« Wir dürfen annehmen, daß er ihn an beiden Stellen gegen die Überlieferung herstellte.

- 2) O 80ff. ὡς δ' ὅτ' ἂν αἰξὴ νόος ἀνέρος, ὅς τ' ἐπὶ πολλὴν
ταῖαν ἐληλουθὼς φρεσὶ πευκαλίμησι νοήσῃ
»ἐνθ' εἶην ἢ ἐνθα«, μενοινήσειέ τε πολλά —

Dazu Didymos (A'): οὕτως Ἀρίσταρχος »ἐνθ' εἶην« μετὰ τοῦ ν, καὶ διὰ τῶν β' ἢ »μενοινήσῃ τε«. Im ersten Punkte sind ihm die besseren Handschriften gefolgt, im zweiten keine einzige; alle haben μενοινήσειε. »*Aperte correctio*«, sagt G. Hermann (Opusc. II 57) über Aristarchs Lesart. Ebenso urteilt Buttmann (Ausf. griech. Sprachl. § 105 Anm. 104): μενοινήσῃ ist eine an sich unmögliche Form; da nun der Optativ in diesem Zusammenhange gegen die Syntax verstößt, so wird der Konjunktiv eine grammatische Korrektur Aristarchs sein. Und zwar, dürfen wir hinzufügen, eine im Grunde richtige Konjektur: sie suchte den Konjunktiv herzustellen, der schon in der voraristarchischen Vulgata durch Einfluß des benachbarten εἶην verdrängt war. Nur in der Bildung der Form hat Aristarch fehlgegriffen; Neuere haben seinen Gedanken angenommen und in der Ausführung verbessert, indem sie μενοινάησι (van Leeuwen und Mendes da Costa) oder μενοινήσῃσι (Nauck) vorschlugen.

3) A 350 θῖν' ἔφ' ἄλδος πολιῆς, ὁράων ἐπὶ οἴνοπα πόντον.
So die Handschriften; Didymos berichtet (A'), Aristarch habe nicht οἴνοπα geschrieben, sondern ἀπείρονα, und dies ist seit Bekker¹ in den Ausgaben herrschend geworden. Über den Grund der Abweichung erfahren wir nichts; und dabei können wir uns um so weniger beruhigen, als, woran schon Spitzner erinnerte, οἴνοπα πόντον eine ganz geläufige Verbindung ist, während πόντον ἀπείρονα nur noch einmal (δ 510) bei Homer vorkommt. Der Ausweg, daß Aristarch dann wohl in der Mehrzahl seiner Handschriften ἐπ' ἀπείρονα vorgefunden habe, ist uns verschlossen; denn bei dem Verhältnis, in dem er zur Vulgata stand und diese nachher zu ihm geblieben ist, wäre es ganz unerklärlich, wie eine solche Lesart in den Handschriften spurlos verloren gegangen sein sollte⁸). Eine Bemerkung, die im Venetus B und im Townleyanus er-

8) Allen (Class. Rev. 15 [1901] p. 243) will dies nicht gelten lassen und führt Beispiele dafür an, daß Lesarten, die Aristarch in einzelnen der von ihm benutzten Ausgaben vorgefunden und angenommen hatte, doch in keiner unserer Hdss. im Texte stehen. Aber einmal sind diese Lesarten eben nicht »spurlos verloren gegangen«, sondern in Randbemerkungen erhalten. Und sodann, wenn wirklich Aristarch ἀπείρονα nicht erfunden sondern in einer oder der anderen älteren Ausgabe gefunden hatte: daß er es guthieß und sich aneignete, wäre dann doch nicht nach handschriftlicher Autorität geschehen sondern aus inneren Gründen. Es bliebe eine Konjektur — wie πᾶσι A 5 —, nur die eines Vorgängers, die Aristarch in den Text gesetzt hätte. Vgl. das nachher über N 423 Gesagte.

Cauer, Grundfragen der Homerkritik. 3. Aufl.

halten ist, bringt uns auf die rechte Fährte. In *T* steht kurz: γράφεται καὶ »ἐπ' ἀπείρονα πόντον«, davor aber der Satz: οἰκεῖον τῇ θινὶ τὸ πολίον, τῷ δὲ πόντῳ τὸ οἶνον. *B* hat, wie so oft, den Gedanken verdorben, diesmal durch einen kleinen Zusatz: οἰκεῖον τῇ θινὶ τὸ πολίον, τῷ δὲ πόντῳ τὸ ἄπειρον καὶ τὸ οἶνον. Nur auf den Unterschied der Farbe kann sich die Notiz beziehen, wenn sie einen Sinn haben soll; sie erscheint dann als eine Verteidigung gegen den Vorwurf, daß die beiden Adjektive nicht zusammen paßten. Die Vermutung ist wohl nicht zu kühn, daß Aristarch diesen Vorwurf erhoben und deshalb ἀπείρονα eingesetzt hatte.

- 4) Σ 207 ff. ὡς δ' ὅτε καπνὸς ἰὼν ἐξ ἄστεος αἰθέρ' ἵκηται
τηλόθεν ἐκ νήσου, τὴν δῆλοι ἀμφιμάχωνται.

214 ὡς ἀπ' Ἀχιλλῆος κεφαλῆς σέλας αἰθέρ' ἵκανε.

Zu 207 bieten die Handschriften keine Variante. Aber Didymos berichtet in einem Scholion des Venetus *A*: οἱ περὶ Διονύσιον τὸν Θράκᾳ φασιν Ἀρίσταρχον πρῶτον [so Ludwich für πρώτη] ταύτῃ χρώμενον τῇ γραφῇ μεταθέσθαι καὶ γράψαι »ὡς δ' ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ' ἵκηται«. ἐμφατικῶς τὸ ἐν πολέμῳ πῦρ ἐπιτεθὲν τῷ Ἀχιλλεῖ παρέβαλε τῷ ἐν πολεμουμένῃ ἀποτόμῳ. Den Grund der Änderung erfahren wir aus dem Townleyanus: Ἀρίσταρχος »ὡς δ' ὅτε πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς αἰθέρ' ἵκηται« καὶ γὰρ ἀποτόν φησι πῦρ εἰκάζεσθαι καπνῷ. Endlich steht dieselbe Nachricht (Ἀρίσταρχος . . . μεταγράφει) mit derselben Begründung auch bei Eustathios. Man möchte meinen, hier sei eine Konjektur Aristarchs, und zwar eine solche die er in den Text setzte, sicher bezeugt; und in diesem Sinne hat schon Wolf die Stelle verwertet. Aber Ludwich macht (AHT. II 93) dagegen geltend, μετατιθέναι bedeute nicht »konjizieren« sondern einfach »ändern«, und ändern könne man einen Text »bekanntlich auch auf Grund einer besseren handschriftlichen Überlieferung«. Das ist gewiß richtig; aber hier geht aus der Art der Begründung, und daraus daß Aristarch mit seiner Änderung ganz allein geblieben ist (οὐκ εὖ δέ, φασιν, ἐκεῖνος ποιεῖ: so bemerkt Eustathios), deutlich hervor, daß sie in seinem Kopfe entsprungen war. Nur dies letzte ist auch Wilamowitz' Ansicht (III. 108): Aristarch habe »πῦρ ἐπὶ πόντον ἀριπρεπὲς für καπνὸς ἰὼν ἐξ ἄστεος in der Vorlesung zum Ersatze« vorgeschlagen; er möge »gewünscht haben, daß es so hieße«, habe das aber »sicherlich nicht als Konjektur gemeint, wie Dionysios Thrax ihn verstanden hat«. Ich meine, als »Konjektur« müsse man eine vorgeschlagene Änderung auch dann bezeichnen, wenn ihr Urheber nicht den Anspruch erhob, sie in den Text zu setzen; doch wollen wir über den Ausdruck nicht streiten. Daß die Beseitigung

der Inkonzinnität im Vergleiche von Aristarch herrührt, glaubt auch Wilamowitz, bestreitet jedoch, daß er so auch geschrieben habe; das sei ein Mißverständnis des Dionysios. Aber für solche Annahme fehlt gegenüber der dreifachen Bezeugung, in den Scholien und bei Eustathios, jeder greifbare Anhalt. Wir haben ein klares Verhältnis: die jüngere der beiden zu Σ 207 überlieferten Lesarten ist eine solche, die Aristarch aus eigener Konjektur in den Text einer seiner Ausgaben aufgenommen hat.

- 5) N 421 ff. τὸν μὲν ἔπειθ' ὑποδύντε δ' ὡς ἐρίηρες ἑταῖροι
Μηκιστεὺς Ἑχίοιο πάϊς καὶ δῖος Ἀλάστωρ
νῆας ἐπὶ γλαφυρὰς φερέτην βαρέα στενάχοντα.

Mit denselben Worten wie in Θ (332 ff.) von dem verwundeten Teukros wird hier von einem zu Tode Getroffenen (412) erzählt, daß man ihn aus dem Kampfe trägt. Daß die Verse aus Θ ungeschickt herübergenommen sind, hat Richard Franke (Fleckeisens Jahrb. 73 [1856] S. 758) gezeigt. Im Altertum nahm Aristarch an der durch die Übertragung entstandenen Verkehrtheit Anstoß; denn Didymos bemerkt: οὕτως διὰ τοῦ ε *στενάχοντες* οὐ διὰ τοῦ α ἐπὶ τοῦ νεκροῦ — γελοῖον γάρ — ἀλλ' ἐπὶ τῶν βασταζόντων. Und Aristonikos berichtet, daß Zenodot στενάχοντα geschrieben habe. Unsere Hdss. stehen der Mehrzahl nach auf Zenodots Seite; nur A und einige andere haben στενάχοντε, zwei στενάχοντες. Sollen wir nun annehmen, daß Aristarchs Lesart auf besserer Überlieferung beruhte, oder auf Konjektur? Wäre das erste der Fall, so würde man nicht verstehen, wie das unsinnige στενάχοντα überhaupt aufkommen und den richtigen Gedanken fast verdrängen konnte; umgekehrt ist es vollkommen begreiflich und von Adolph Roemer⁹⁾ einleuchtend dargelegt, daß der Singular aus Θ gedankenlos lange Zeit beibehalten, dann aber von einem schärfer aufmerkenden Leser als lächerlich empfunden und korrigiert wurde. Ob freilich Aristarch selbst dieser Leser gewesen ist, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit sagen; die Verbesserung lag so nahe, daß sie auch einem kritisch Ungeschulten gelingen konnte. Dann war es doch immer eine Konjektur, die Aristarch anerkannte und aufnahm, und zwar, was besondere Beachtung verdient, in einem Verse, den mit zwei dazugehörigen durch Athetese auszuscheiden nicht nur leicht möglich sondern richtig gewesen wäre¹⁰⁾.

Hier mögen zwei Fälle angeschlossen werden, in denen sowohl der gegen den Gedanken erhobene Einwand wie das Mittel, durch welches der Anstoß beseitigt wurde, den spitzen Blick und die Erfindsamkeit des

9) »Über die Homerrezension des Zenodot«, in den Abhandlungen der Bayer. Akademie, philos.-philol. Kl. 17 (1885) S. 641 ff. Die betreffende Stelle S. 674. 10) So urteilt diesmal auch Wilamowitz III. 48 (»Es ist ein arger Mißgriff Aristarchs, das Stöhnen auf die Träger durch Konjektur zu übertragen«). Ähnlich Wecklein, Über Zenodot und Aristarch, S. 7.

Kritikers von Fach verraten. Adolph Roemer hat wieder beide zuerst richtig beurteilt (Hom. Stud. 493 f.).

6) τ 113 τίκτη δ' ἔμπεδα μῆλα, θάλασσα δὲ παρέχη ἰχθῦς.

Der Vers steht in der Schilderung des Bettlers von dem Segen, der sich unter der Herrschaft eines guten Königs über das Land ausbreitet. Weizen und Gerste, Fruchtbäume sind erwähnt; nun das Vieh und die Fische. In diesem Zusammenhang ist der Begriff μῆλα natürlich nicht auf das Kleinvieh beschränkt, wie es sonst überwiegender Gebrauch des Dichters ist und als Grundsatz ausgesprochen wird in einem Scholion des Townleyanus zu Δ 476: »μῆλα« ὁ ποιητὴς τὰ πρόβατα καὶ αἶγας, Ἡσίοδος τὰ τετράποδα πάντα. Wenn nun τ 113 zwar in allen Hdss. μῆλα steht, in einer aber die Randbemerkung »πάντα« οὐ »μῆλα«, so hat Ludwig mit Recht geschlossen, daß Aristarch πάντα gelesen habe — oder vielmehr geschrieben. Denn daß dies eine der Regel zuliebe gemachte Korrektur ist, zeigt ρ 181, wo dieselbe Abweichung vom sonstigen Sprachgebrauch, mit Bezug auf μῆλα in 170, durch Athetese beseitigt wurde. Freilich schon von Aristophanes — ἀθετεῖ καὶ Ἀριστοφάνης —, so daß es scheint, als gehe die Beobachtung, und das Streben ein ihr entsprechendes Gesetz durchzuführen, auf ihn zurück. Aristarch hätte dann, wie dies schon bei A 5. 350. N 423 als möglich erkannt wurde, die Konjektur eines anderen gebilligt und in den Text gesetzt. Nachfolge hat er damit allerdings weder in alter noch in neuer Zeit gefunden. Auch Arthur Ludwig druckt μῆλα.

7) Δ 242 Ἀργεῖοι ἰόμωροι, ἐλεγχείες, οὐ νυ σέβεσθε;

Ω 239 ἔρρετε, λωβητῆρες, ἐλεγχείες· οὐ νυ καὶ ὑμῖν . . .

An beiden Stellen haben alle Handschriften ἐλεγχείες, ein Wort, das in lebendigem Griechisch nirgends vorkommt, überhaupt sonst nur noch bei Nonnós, also in einer künstlich nachahmenden Sprache sich findet. Verständlicher wäre ἐλέγχα, das wir an zwei andern Stellen lesen:

B 235 ὦ πέπονες, κάκ' ἐλέγχε', Ἀχαιῖδες, οὐκέτ' Ἀχαιοί.

Ω 260 τοὺς μὲν ἀπώλεσ' Ἀρης, τὰ δ' ἐλέγχα πάντα λείπεται.

Nun hat Ahrens (1851; jetzt Kl. Schr. I 141) nachgewiesen, daß der gesetzmäßige Hiatus in der bukolischen Diärese vielfach von den Alten verkannt und durch Konjektur beseitigt wurde; ein Beispiel davon bietet dieses ἐλεγχείες, das in den beiden zuerst angeführten Zeilen um des Metrums willen eingesetzt worden ist, während in den beiden anderen ἐλέγχα durch den Vers geschützt war und stehen blieb. Zu einer fünften Stelle:

E 787 αἰδῶς, Ἀργεῖοι, κάκ' ἐλέγχα, εἶδος ἀηγοί,

notierte Didymos (A'): Ἀρίσταρχος »κακελεγχείες«; ohne Zweifel hat er auch in dem gleichlautenden Verse Θ 228 so geschrieben. Diesmal aber

ist ihm die Überlieferung nicht gefolgt: κακελεγχέες war doch ein zu seltsames Gebilde, und so hat sich hier, trotz Aristarch, κάκ' ἐλέγχεα in fast allen Handschriften behauptet, während Δ 242 und Ω 239 ἐλεγχέες zur Herrschaft gekommen ist. Nur zwei Hdss., darunter der Vindobonensis 5, Hauptvertreter der Gruppe $\frac{1}{2}$, die ja überhaupt besonders stark von den Alexandrinern beeinflusst ist, haben auch E 787 die Maskulinform: κάκ' ἐλέγχεες, verschrieben oder ungeschickt verbessert aus κακελεγχέες. Daß dies eine Konjekture Aristarchs ist, halte ich für sicher; daß auch das einfache ἐλεγχέες auf seine Erfindung zurückgeht, für höchst wahrscheinlich. —

Dagegen kann ich ein weiteres Beispiel nur zweifelnd aufrecht halten, in dem zwar auch eine Konjekture, und zwar eine nüchtern verstandesmäßige vorliegt, aber innere Gründe dafür zu sprechen scheinen, daß sie nicht dem Aristarch zur Last falle:

8) Γ 100 εἶνεκ' ἐμῆς ἔριδος καὶ Ἀλεξάνδρου ἔνεκ' ἄτης.

So spricht Menelaos zu Troern und Achäern, im Zusammenhang der Rede, in der er den Vorschlag macht, durch einen Einzelkampf den großen Streit zu entscheiden. Daß er die Schuld des Gegners der ἄτη zuschreibt, darin liegt eine Milderung; es ist mehr vom Standpunkte des Dichters aus gedacht, der Ω 28 selber den Ausdruck gebraucht, als von dem des beleidigten Helden. Doch eben dies ist für Homer nicht unnatürlich. Roemer erinnerte schon früher (Hom. Stud. 439) an Fälle wie Λ 747 (αὐτὰρ ἐγὼν ἐνόρουσα κελαινῇ λαίλαπι ἴσος: Nestor), wozu Aristonikos bemerkt: ἡ διπλῇ ὅτι ἐκπέπτωκεν εἰς ποιητικὴν κατασκευὴν τὸ παρηγμένον ἥρωικόν πρόσωπον κατὰ τὴν ποιήσιν, und Π 7 ff., wo Achill den weinenden Freund mit einem kleinen Mädchen vergleicht, was einem Alten zu der feinen Bemerkung Anlaß gegeben habe: ταῦτα ἐκ τοῦ ποιητικοῦ προσώπου εἰσὶν· πολλαχοῦ γὰρ <sc. ὁ ποιητής> ἐνδύεται τὰ ἥρωικά πρόσωπα (Schol. *TV*). Nun gab es jedoch eine andre Wendung: Ἀλεξάνδρου ἔνεκ' ἀρχῆς. Das paßte besser für Menelaos, freilich mit seltsamer Verbindung: Ἀλεξάνδρου ἀρχή, »der Anfang den Alexandros gemacht hat«. Halten wir beide Lesarten ohne weiteres Zeugnis nebeneinander, so erscheint ἀρχῆς als die übergewissenhafte Konjekture eines mehr logisch als poetisch denkenden Gelehrten. Und da Aristonikos zu Γ 100 anmerkt, ὅτι Ζηνόδοτος γράφει »ἐνεκ' ἄτης«. ἔσται δὲ ἀπολογούμενος Μενέλαος ὅτι ἄτη περιέπεσεν ὁ Ἀλέξανδρος· διὰ μέντοι τοῦ »ἐνεκ' ἀρχῆς« ἐνδείκνυται ὅτι προκατήρξεν, so durften wir vermuten, daß Aristarch es gewesen sei, der dem Dichter nicht gestatten wollte sich gehen zu lassen. Eine Nachricht der Scholien *TV* zu Ω 28 schien das zu bestätigen: οὕτως Ἀρίσταρχος· τὸ γὰρ »ἐνεκ' ἄτης« ἀπολογουμένου ἔστιν, wo man sich nur wundern mußte, wie sie nach Ω verschlagen

worden ist; denn hier, im Munde des Dichters ist ἄτης ebenso gerechtfertigt wie Z 356 in einer Rede der Helena. Auch Roemer hielt ἀρχῆς Γ 100 für eine Korrektur Aristarchs (Hom. Stud. 440). Seitdem hat sich ihm aber ergeben, daß gerade Aristarch diese Entdeckung gemacht hat, wie die Personen bei Homer manchmal ἐκ τοῦ ποιητικοῦ προσώπου sprechen (Ath. 151. 342); daher ist er jetzt eher geneigt, einen Fehler der Überlieferung anzunehmen (ebd. 344). Dann würde die Rechtfertigung von ἄτης in Γ wie mit den Bemerkungen zu Λ 747 und Π 8 so mit dem übereinstimmen, was wir bei den schmückenden Beiwörtern gesehen haben (oben S. 55). Aber es ist hart, eine an sich klare Überlieferung in ihr Gegenteil zu korrigieren; lieber möchte ich doch glauben, daß Aristarch aus der gewonnenen Erkenntnis nicht sogleich selbst alle Konsequenzen gezogen hat. Und diesmal wäre sein Eingriff gelungen: die gesamte Überlieferung kennt nur noch ἀρχῆς.

Daß es schon vor den Alexandrinern Leute gegeben hat, die mit Korrigieren dem Homertexte zu helfen suchten, ist mehrfach ausdrücklich bezeugt. Eine von Aristoteles berichtigte Ausgabe benutzte Alexander (Plutarch Alex. 8). Dem jungen Alkibiades erwiderte ein Lehrer auf die Frage, ob er einen Homer besitze: ἔχειν Ὅμηρον ὑφ' αὐτοῦ διωρθωμένον, erregte freilich mit dieser stolzen Antwort mehr Befremden als Bewunderung (Plut. Alkib. 7). Bei urteilsfähigen Lesern scheinen die »verbesserten« Texte nicht im besten Ansehen gestanden zu haben. Bekannt ist die Antwort Timons von Phlius an Aratos, der zu wissen wünschte, wie er Homers Dichtung unverfälscht bekommen könne: εἰ τοῖς ἀρχαίοις ἀντιγράφοις ἐντυχάνοι καὶ μὴ τοῖς ἤδη διωρθωμένοις (Diog. Laert. 9, 113). Hieran erinnerte Eduard Schwartz (Adversaria [1908] p. 11) und fand darin die Auffassung bestätigt, daß die Gefährdung des Textes durch verwegene Konjekturealkritik der Zeit vor den Alexandrinern angehöre, nicht etwa dem Zenodot — oder seinen beiden Nachfolgern — zur Last gelegt werden dürfe. Von der Gegenüberstellung seiner Ansicht mit der von Roemer sind wir ausgegangen, haben dann für Aristarch die Untersuchung durchgeführt und eine Reihe von Fällen gefunden, in denen nach Lage der Dinge angenommen werden muß, daß eine von ihm in den Text gesetzte Konjektur seine eigene gewesen ist.

Zu grundsätzlicher Bestreitung dieser Annahme ist Allen zurückgekehrt¹¹⁾, worauf hier nicht nochmals eingegangen werden soll. Daß ein summarisches Urteil, wie er es fällt, hier nicht am Platze ist, zeigen am besten die Konsequenzen, zu denen man dadurch gedrängt wird. Da doch manche Lesarten Aristarchs einen recht singulären Charakter tragen und auch äußerlich, gegenüber früherer wie späterer Überlieferung,

11) Allen, The eccentric editions and Aristarchus. Class. Rev. 15 (1901) p. 241—246.

vereinzelte dastehen, so muß man, wenn er gar keine Konjekturen gemacht haben soll, annehmen, daß er in solchem Fall irgend einer einzelnen älteren Ausgabe gefolgt sei. Allen scheut sich nicht dies auszusprechen: Aristarch habe diplomatische Kritik und Kritik nach inneren Gründen in der Weise zu verbinden gesucht, daß er, wo innere Gründe eine Athetese oder eine Korrektur förderten, nur dann ihnen folgte, wenn wenigstens eine der ihm vorliegenden älteren Ausgaben einen auch äußeren Anhalt dafür bot. Auf solche Weise sei denn ein Monstrum von Text zustande gekommen. Ganz falsch ist dies letzte nicht.

Ein Monstrum von Text hätte zustande kommen müssen, wenn wirklich Aristarch so verfahren wäre, wie Allen es sich vorstellt. Das wird von selbst deutlich werden, wenn wir uns jetzt der Periode zuwenden, die der alexandrinischen Wissenschaft voranging, und die Wirkungen betrachten, die eine ungelehrte Überlieferung in dem Zustande des Textes, noch für uns zum Teil erkennbar, hervorgebracht hat.

VIERTES KAPITEL

VORALEXANDRINISCHE TEXTGESCHICHTE

Wer einen Originaldruck von Luthers Bibelübersetzung oder auch nur von einem Werke Lessings, Goethes, Schillers mit den Ausgaben, die gegenwärtig im Gebrauch sind, vergleicht, findet eine Fülle kleiner Unterschiede, die sich äußerlich als orthographische darstellen und ihren Ursprung in dem unmerklichen Wandel haben, den in der Zwischenzeit die lebendige Sprache durchgemacht hat. Unwillkürlich haben sich durch Gedanken und Finger der Setzer und Korrektoren hindurch jüngere Wortformen eingeschlichen; oft wird auch das Streben wirksam gewesen sein, den Lesern das Verständnis zu erleichtern. So ist der Text einer fortlaufenden Veränderung unterworfen gewesen, die nicht bloß den altertümlichen Charakter der Sprache beeinträchtigt, sondern mehrfach auch ganz eigentliche Fehler mitgebracht hat, wie z. B. in Luthers Deutsch das unsinnige »Hindin« statt »Hinde«. Ganz ebenso und vermutlich noch schlimmer ist es dem Homertext ergangen, ehe sich die Wissenschaft seiner annahm, nur daß wir bei ihm nicht in der Lage sind, den allmählichen Prozeß Schritt für Schritt urkundlich nachzuweisen.

1. Aber daraus, daß wir über die älteren Zeiten keine ausdrücklichen Nachrichten haben, folgt nicht, daß es uns überhaupt an Mitteln fehle über sie etwas zu erfahren. Aus den Inschriften kennen wir ein gutes Stück der griechischen Sprachgeschichte; wir können also einigermaßen die Gestalt angeben, die das homerische Ionisch 300 Jahre vor den Alexandrinern gehabt haben muß, und den störenden Faktor aussondern, den die attische Literatursprache hineingebracht hat. Ferner wissen wir, daß im epischen Dialekt äolische Bestandteile enthalten sind, die als solche zwar den Gelehrten des Altertums aber nicht den ungelehrten Abschreibern bekannt waren, daher vielfach mißverstanden und in der Überlieferung verdunkelt werden mußten. Auch diese Erkenntnis hilft uns einen Maßstab zu bilden, nach dem die Echtheit homerischer Laut-

und Flexionsformen beurteilt werden kann. Auf der andern Seite bietet uns der Text selber bestimmte Anhaltspunkte, um diesen Maßstab anzulegen: das sind die metrischen Fehler, die durch das Eindringen jüngerer Formen entstanden sind. Die glänzendste Probe der Belehrung, die aus ihnen gewonnen werden kann, lieferte Bentley mit der Entdeckung des Digammas¹⁾. Über seine Existenz bei Homer fehlte jedes Zeugnis; aber sie wurde dadurch bewiesen, daß, wenn man das *f* einsetzte, in zahllosen Fällen ein unerlaubter Hiatus beseitigt, in anderen eine für den Vers notwendige Positionslänge hergestellt oder eine den Vers störende Verkürzung eines langen vokalischen Auslautes verhütet wurde. Eine zweite große Gruppe von Beispielen bilden die Erscheinungen der Kontraktion, wie sie namentlich von Bekker, Ahrens, Nauck untersucht worden sind. Ein Versausgang wie δ 122 χρυσηλακάτῳ εἰκυῖα brauchte attischen Lesern keinen Anstoß zu geben und konnte von attischen Schreibern leicht geschrieben werden, da beiden auch im Maskulinum und Neutrum die gleiche Form des Stammes geläufig war; nachdem wir einmal darauf aufmerksam geworden sind, daß Homer εἰκώς gar nicht kennt sondern nur εἰκώς, und ferner, daß neben ἀρηρῶς τεθελῶς εἰδῶς u. ä. Feminina mit kurzem Stammvokal, ἀραρυῖα τεθαλυῖα ἰδυῖα, stehen, können wir nicht zweifeln, daß von dem, der jenen Vers gebaut hat, εἰκυῖα viersilbig gesprochen worden ist. Πριάμοιο πάις lesen wir Γ 314 und ähnliches öfter, sind also aufs sicherste darüber unterrichtet, daß der epischen Mundart die zweisilbige Form des Wortes geläufig war; wo demnach πάις überliefert ist, liegt immer die Möglichkeit vor, daß es aus der Sprache früherer oder späterer Abschreiber eingedrungen ist, und wir werden nicht die Handschriften sondern das Metrum befragen, wenn wir wissen wollen, wie an einer einzelnen Stelle der Dichter das Wort gesprochen hat. Danach ist in der Senkung des vierten Fußes vor bukolischer Diärese πάις herzustellen. Der Versanfang ἔως ὃ ταῦθ' ὤρμαινε ist metrisch anstößig; das erkannte Gottfried Hermann und forderte für ἔως eine trochäische Form (Elem. doctr. metr. 58 sq.). Aber da ἔως allgemein überliefert ist und da jeder Anhalt für die Annahme fehlt, daß Aristarch, der ja bekanntlich Homer für einen Athener hielt, an der attischen Form Anstoß genommen habe, so mußte diese im Texte belassen werden, solange man ihn nach der alexandrinischen Rezension geben wollte: ἔως in Bekkers erster Ausgabe ist ebenso be-

1) Die Geschichte dieser Entdeckung ist am besten dargestellt von J. van Leeuwen, *Enchiridium dictionis epicae* (1892/4) p. 131 sqq. Von sprachwissenschaftlicher Seite gibt eine gute Orientierung Danielsson, *Zur Lehre vom homerischen Digamma*, IF. 25 (1909) S. 264—284, der ein von Hartel (*Homerische Studien* III, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, philos.-hist. 78, vom J. 1878) und Solmsen (*Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre*, 1901) aufgestelltes Gesetz eingehender Kritik unterzieht. Vgl. Kap. 6 II a.

rechtigt wie εἶος in seiner zweiten; denn erst diese unternahm es in die voralexandrinische Zeit zurückgehen.

Die Irrtümer des überlieferten Textes, die zu sprachgeschichtlicher Kritik den Anlaß geben, zerfallen selber in zwei deutlich geschiedene Gruppen. Von der einen sind hier ein paar Beispiele gegeben worden; schwieriger und freilich auch interessanter ist die andere. Nicht selten ist der metrische Anstoß, der durch das Eindringen einer modernen Form entstanden war, irgend welchen alten Abschreibern oder Herausgebern selber aufgefallen, und sie haben versucht ihn zu berichtigen, dabei aber fehlgegriffen. In solchem Falle müssen wir uns, wie Wackernagel es treffend genannt hat, durch die Restaurationstünche erst zur ursprünglichen Korruptel wieder hindurcharbeiten. Formen wie κεκληγῶτες κεκημῶτι τεθνηῶτος sind organisch nicht erklärbar. Zufällig hat sich die Lesart κεκλήγοντες κεκλήγοντας an mehreren Stellen in den besten Handschriften erhalten; aus den Scholien wissen wir, daß Herodian diese Form gut hieß (zu M 125), daß Aristarch in einer seiner Ausgaben κεκλήγοντες in der anderen κεκληγῶτες hatte (zu Ξ 30), und (zu Π 430) daß er die Form auf -ῶτες bevorzugte, vermutlich also diese in seiner zweiten Ausgabe durchgeführt hat; es ist ferner bekannt, daß im Lesbischen, Thessalischen, Böotischen das Partizip des Perfekts regelmäßig so wie das des Präsens dekliniert wurde. Fassen wir dies alles zusammen, so zeigt sich ein ganz natürlicher Hergang: athenische Schreiber, die von den äolischen Formen und ihrem Rechte bei Homer nichts wußten, schrieben unbekümmert um den Vers κεκληγῶτες κεκημῶτι τεθνηῶτος anstatt der echten Formen mit vt; dann kamen andre, die den metrischen Fehler bemerkten und, um ihn zu tilgen, nach Analogie der attischen τεθνεῶτος ἐστεῶτα jene Unformen schufen, die nun in unsern Ausgaben herrschen. — T 189 steht in den meisten Handschriften (darunter A und Syr.): μιννέτω αὔθι τέως περ ἐπειγόμενός περ Ἄρῃος; wenige Hdss. haben αὔθι τέως καὶ oder αὔθι τέως δέ, mehrere (darunter h) αὔθι τέως γ(ε), endlich zwei nur αὔθι τέως ἐπειγόμενός περ. Im Venetus B ist das Scholion erhalten: ἐν τοσούτῳ, ἐν ὀλίγῳ, δίχα τοῦ »πέρ«. (καὶ βραχὺ διασταλτέον ἐπὶ τὸ »τέως« πρὸς τὸ σαφές, καὶ ἵνα διὰ τῆς σιωπῆς τοῦ χρόνου τὸ μέτρον σώζηται.) ἐν δὲ ταῖς εἰκαιότεραις μετὰ τοῦ »πέρ«. Ludw. Friedländer erkannte, daß hier Stücke von Didymos und von Nikanor verschmolzen sind; nur Anfang und Ende gehört dem ersteren. Da er die εἰκαιότεραι im Gegensatz zu Aristarch zu erwähnen pflegt, so scheint dessen Lesart die ohne περ gewesen zu sein: μιννέτω αὔθι τέως ἐπειγόμενός περ. Allerdings trägt Ludwig (zur Stelle) Bedenken dies zu glauben, weil er keinen analogen Fall wisse, wo Aristarch so ἀμέτρως geschrieben habe. Aber wenn er, wie es doch den Anschein

hat (S. 73), einen Vers gelten ließ der $\epsilon\omega\varsigma \delta \tau\alpha\theta\theta' \acute{\omega}\rho\mu\alpha\iota\nu\epsilon$ anfang, so konnte er auch wohl die metrische Lücke in $\tau\epsilon\omega\varsigma \epsilon\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ ertragen²⁾. Übrigens kommt für unsre gegenwärtige Untersuchung nichts darauf an, ob Aristarch diese Lesart gehabt hat; daß sie sehr alt ist, geht daraus hervor, daß Nikanor sie erläutert und den in ihr enthaltenen metrischen Fehler zu entschuldigen sucht, und wird dadurch bestätigt, daß sich in unsern Handschriften noch drei andre Versuche zeigen die Lücke des Verses auszufüllen: $\kappa\alpha\acute{\iota}, \delta\acute{\epsilon}, \gamma\epsilon$. Das Ursprüngliche aber kann auch in der Lesart von *B* nicht vorliegen; denn vor $\epsilon\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ wird eine trochäische Wortform erfordert. Setzt man diese ein, so ergibt sich leicht die weitere Korrektur $\alpha\upsilon\tau\acute{o}\theta\iota$ für $\alpha\upsilon\theta\iota$. Dies alles hat Gottfried Hermann erkannt und, hoffentlich für immer, bewiesen. Die Geschichte des Textes an dieser Stelle ist etwas kompliziert, aber doch einleuchtend: $\alpha\upsilon\tau\acute{o}\theta\iota$ $\tau\eta\omicron\varsigma$ ³⁾ wurde unter attischem Einfluß in $\alpha\upsilon\tau\acute{o}\theta\iota \tau\epsilon\omega\varsigma$ verschrieben, dieses von einem späteren Abschreiber mit halbem Verstande in $\alpha\upsilon\theta\iota \tau\epsilon\omega\varsigma$ korrigiert, endlich von einem Dritten der Anstoß in $\tau\epsilon\omega\varsigma \epsilon\pi\epsilon\iota\gamma\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ bemerkt und durch Einschub eines sinnlosen $\pi\epsilon\rho$ beseitigt. Die Restaurationstünche, die entfernt werden mußte, war in diesem Falle in doppelter Schicht aufgetragen. Besonders häufig bot der Ausfall des f den Anlaß zur Einschiebung eines Flickwortes oder Flickbuchstaben. Verbindungen wie $\omicron\upsilon \gamma\acute{\alpha}\rho \dot{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$ (p 78), $\acute{\omega}\varsigma \omicron\iota \mu\acute{\epsilon}\nu \acute{\epsilon}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\theta\epsilon$ (Y 153), $\nu\acute{\omega}\iota \acute{\epsilon}\omicron\lambda\pi\alpha$ (X 216) mußten unrichtig erscheinen, sobald man sich nicht mehr daran erinnerte, daß im Anlaut von $\dot{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$, $\acute{\epsilon}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\theta\epsilon$, $\acute{\epsilon}\omicron\lambda\pi\alpha$ eigentlich ein Konsonant gesprochen werden sollte. In sehr vielen Fällen ließ man den Fehler ruhig stehen — zum Glück; denn aus ihnen hat dann Bentley seine Erkenntnis gewonnen; in einigen suchte man zu helfen: $\omicron\upsilon \gamma\acute{\alpha}\rho \tau' \dot{\iota}\delta\mu\epsilon\nu$, $\omicron\iota \mu\acute{\epsilon}\nu \rho' \acute{\epsilon}\kappa\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\theta\epsilon$, $\nu\acute{\omega}\iota \gamma' \acute{\epsilon}\omicron\lambda\pi\alpha$. So ist ein Teil jener $\gamma\epsilon, \tau\epsilon, \rho\alpha$ entstanden, die im überlieferten Texte manchmal ganz sinnlos stehen und das Verständnis ebenso erschweren, wie die echten homerischen Partikeln es beleben und fördern.

Die mitgeteilten Proben sollten nur dazu dienen, die Art der Fehler, die schon in den Jahrhunderten vor der Zeit der Alexandriner in den Text gekommen sind, und die Methode, nach der sie erkannt werden können, anschaulich zu machen. Wer sich ein eignes Urteil über diesen

2) Zu X 379 ($\epsilon\pi\epsilon\iota\delta\eta \tau\acute{o}\nu\delta' \acute{\alpha}\nu\delta\rho\alpha \kappa\tau\lambda.$) macht Aristonikos eine Bemerkung, die schließt: $\tau\acute{\alpha} \gamma\acute{\alpha}\rho \tau\omicron\iota\alpha\upsilon\tau\alpha \acute{\epsilon}\sigma\eta\mu\epsilon\iota\omicron\upsilon\nu\tau\omicron \pi\rho\acute{o}\varsigma \kappa\rho\acute{\iota}\sigma\iota\nu \pi\omicron\iota\mu\acute{\alpha}\tau\omega\nu$, $\acute{\omicron}\tau\iota \sigma\pi\alpha\nu\acute{\iota}\omega\varsigma$ (also doch manchmal) "Ομηρος κακομέτρους ποιεῖ. Die Gesetze, an welche der Gebrauch der $\sigma\acute{\iota}\chi\omicron\iota \acute{\alpha}\kappa\acute{\epsilon}\phi\alpha\lambda\omicron\iota$, $\lambda\alpha\gamma\alpha\rho\acute{o}\iota$, $\mu\acute{\epsilon}\iota\omicron\upsilon\rho\acute{o}\iota$ gebunden ist, hat erst Wilhelm Schulze (Qe. lib. III) untersucht und ins klare gebracht; vgl. unten Kap. 7. 3) So ist statt Hermanns $\tau\epsilon\acute{\iota}\omicron\varsigma$ zu schreiben und entsprechend überall, ebenso wie die überlieferten $\acute{\epsilon}\acute{\iota}\alpha\tau\omicron \acute{\epsilon}\acute{\iota}\alpha\tau\omicron$ in $\acute{\eta}\alpha\tau\omicron\iota$ $\acute{\eta}\alpha\tau\omicron$ zu korrigieren sind; denn in dem $\acute{\epsilon}$ -Laut steckt ein ursprünglicher α -Laut. Darüber s. G. Curtius Rh. Mus. N. F. IV (1846) S. 243 f. und Gdz. 5 377.

Zweig der Forschung bilden will, wird nicht umhin können Bekkers »Homerische Blätter«, Naucks »Kritische Bemerkungen«⁴⁾ und vor allem den klassischen Aufsatz von Jacob Wackernagel über »die epische Zerdehnung« in Bezzenbergers Beiträgen IV (1878) S. 259 ff. durchzuarbeiten, der in gedrängtem Gedankengang und mit wirksamer Anordnung der Beweismittel das Recht und die Aufgaben der sprachwissenschaftlichen Textkritik entwickelt. Auch wenn manche der dabei als Material verwerteten Entstellungen des Textes heute nicht mehr behauptet werden können, woran der Verfasser selbst neuerdings erinnert hat (SUH. [1916] S. 66), so bleibt doch die Anlage seiner Untersuchung mustergültig. In ähnlicher Richtung bewegen sich die »Quaestiones epicae« von Wilhelm Schulze (1892), ein Werk umfassender Gelehrsamkeit und glücklichen Scharfsinns, das manche frühere Ansicht berichtigt, ergiebige neue Gesichtspunkte der Beurteilung aufgestellt hat. Seinen Grundgedanken hat der Verfasser sicher bewiesen: daß früher die Abneigung gegen die Annahme metrischer Dehnungen zu weit gegangen war, daß solche in Wirklichkeit vielfach vorgekommen sind, wenn auch nur unter ganz bestimmten, einen eigentlichen Zwang enthaltenden Umständen. Um diese festzustellen und damit scharfe Grenzen zu gewinnen, bedurfte es sorgfältiger Prüfung im einzelnen: ob eine auffallende Länge, die bei Homer erscheint, historisch berechtigt sei, oder unter dem Zwange des Metrums der Dichter eine kurze Silbe statt einer langen gebraucht habe; und von dieser zweiten Gattung waren wieder solche Fälle zu trennen, in denen die scheinbare Länge nicht dem Dichter ihren Ursprung verdanken kann, sondern erst in den Zeiten schriftlicher Überlieferung als halbgelehrte Korrektur für eine unmetrische Schreibung entstanden sein muß, wie z. B. εἰῶ (Δ 55), Konjunktiv εἰῶμεν (σ 420. φ 260) aus attischem εἶω, εἶμεν, das sorglose Schreiber für homerisches εἶάω, εἶάωμεν gesetzt hatten. In diesen Einzelfragen hat Schulze natürlich manchen Widerspruch erfahren; und hier bleibt immer noch für Meinungsverschiedenheiten ein Spielraum. Gefördert wurde die Forschung auch durch die im J. 1903 erschienene Dissertation von Kurt Eulenburg, der nur darin wohl irrte, daß er für die dritte Gruppe von Dehnungen, die wir als fehlerhaft bezeichnen müssen, die alexandrinische Wissenschaft verantwortlich machte und nicht die ungelehrte schriftliche Überlieferung,

4) In den Jahrgängen 1861—1885 des Bulletin de l'Académie impériale des sciences de St.-Petersbourg. Leider sind diese Untersuchungen unter deutschen Philologen wenig bekannt geworden, obwohl sie in dem ganz gleichlautenden Abdruck in den Mélanges Gréco-Romains bequem und billig zu haben waren. Eine kleine Vorstellung von dem, was Nauck gewollt hat, und von der Art seines Arbeitens gibt meine Besprechung seiner Ilias in den »Jahresberichten des philolog. Vereins zu Berlin« V (1879) S. 204—215. VII (1881) S. 2—15; vgl. ebenda X (1884) S. 311 ff. 325 f.

die ihr voranging⁵⁾. Aus neuerer Zeit gehören in diesen Zusammenhang die Arbeiten von Hermann Jacobsohn, der an Fülle des herangezogenen Stoffes wie des aufgebotenen Scharfsinnes mit Wackernagel und Wilh. Schulze wetteifert, während er in der Fruchtbarkeit an bestimmten Ergebnissen hinter den Vorbildern zurückbleibt, auf die Kunst, verwickelte Zusammenhänge klarzulegen, anscheinend mit Bewußtsein verzichtet hat⁶⁾.

2. Daß für die Rekonstruktion eines voralexandrinischen Homertextes überhaupt etwas an sicheren Resultaten gewonnen werden könne, hat zu allen Zeiten Arthur Ludwig aufs entschiedenste bestritten. Von seinem großen Werk über Aristarch war der ganze zweite Band (1885) als Pamphlet gegen die sprachgeschichtliche Kritik des Homertextes gemeint, und auch später hat er im Kampfe nicht nachgelassen⁷⁾. Dabei war sein Verfahren geeignet, ihn selbst und harmlose Leser irrezuführen. Er griff ein älteres Buch heraus, dessen Übertreibungen und Verkehrtheiten von den Anhängern Bentleys und Bekkers entschieden abgelehnt werden, die *ῥαλφία* und *Ὀδύσσεια* des Engländers Payne Knight (1820), machte diesen zum eigentlichen Vertreter der bekämpften Richtung und hatte sich damit die Kategorien »Knightianer« und »Knightianismus« geschaffen, in die er die ihm unsympathischen Erscheinungen nur einzuordnen brauchte, um mit ihrer Verurteilung fertig zu sein. Immerhin ergab sich aus einer von ihm aufgestellten Statistik, daß Payne Knight doch schon recht viele brauchbare Gedanken gehabt hat, also die Gering-schätzung gar nicht verdient, mit der Ludwig von ihm spricht. So wollen wir es uns in Zukunft gern gefallen lassen, als Anhänger des »Knightianismus« bezeichnet zu werden. Es ist sonst schon vorgekommen, daß ein Scheltnamen zum Ehrentitel wurde.

Wichtiger sind die prinzipiellen Einwendungen, mit denen Ludwig die sprachgeschichtliche Methode der Homerkritik zu widerlegen und abzusperren meint. Sie lassen sich in drei Sätze zusammenfassen, deren einer lautet: »Homerisch ist nicht Urgriechisch.« Aber das behauptet auch niemand. Freilich sind Bentley, Bekker und ihre Nachfolger in

5) Eulenburg, Zur Vokalkontraktion im ionisch-attischen Dialekt, IF. 15 S. 129—211; zur Begründung des oben gemachten Einwandes vgl. S. 159. 160. 189. 6) Jacobsohn, Der Aoristtypus *ἄλτο* und die Aspiration bei Homer, Philol. 67 (1908) S. 325—365. 481—530. Ders., Beiträge zur Sprache und Verstechnik des homerischen Epos, Herm. 44 (1909) S. 78—110. Ders., Äolische Doppelkonsonanz, Herm. 45 (1910) S. 67—124. 161—219.

7) Anknüpfungspunkte bot das Hervortreten der Homerausgabe von J. van Leeuwen und M. B. Mendes da Costa, ferner die erste Auflage meines hier vorliegenden Buches. Die Odyssee der beiden Holländer wurde von Ludwig rezensiert BphW. 1892 S. 1189 ff.; gegen mich wandte sich sein Aufsatz »Der Knightianismus und die Grundfragen der Homerkritik« in Fleckeisens Jahrb. 153 (1896) S. 1—17.

dem Bestreben, dem Dichter seine ursprüngliche Sprache wiederzugeben, vielfach zu weit gegangen und haben ihm Formen zugeschrieben, die in der Zeit, als Ilias und Odyssee in ihrem jetzigen Umfange geschaffen wurden, nicht mehr lebendig waren. Darum bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Dialekt, in dem die beiden Epen gedichtet sind, in Lauten und Formen viel altertümlicher war als die Literatursprache des vierten, dritten, zweiten Jahrhunderts vor Chr.; und daraus folgt, wir mögen wollen oder nicht, die Forderung, daß wir die Verderbnisse des Textes aufspüren und wegschaffen, die unter dem allmählichen Einfluß der modernen Sprache unvermeidlich eindringen mußten. — Aber diese Modernisierung hat niemals stattgefunden, erwidert Ludwig; und das ist sein zweiter Haupteinwand. »Nirgend und zu keiner Zeit«, so schreibt er (AHT. II 117), »stoßen wir bei den Griechen auf einen Homertext, welcher unzweideutige Spuren eines solchen Versuches an sich trüge.« Natürlich nicht; denn ein solcher »Versuch« ist eben nicht gemacht worden. Es handelt sich gar nicht um eine »planmäßig und systematisch durchgeführte Überarbeitung« (II 388); eine solche hatte Nauck vorausgesetzt, war aber wohl selbst schon davon zurückgekommen. Was wir heute behaupten, ist nur, daß unmerklich und unwillkürlich, höchstens hier und da im einzelnen durch das Streben nach Deutlichkeit getrieben, Abschreiber und Buchhändler zeitgerechte Formen an Stelle der altertümlichen eingesetzt haben. Das eine Πηλῆος, das Ludwig selber λ 478 statt des überlieferten, metrisch anstößigen, der attischen Schriftsprache entstammenden Πηλέως hergestellt hat, reicht aus, um an die Tatsachen zu erinnern, gegen die sein Protest vergebens angeht.

Das dritte allgemeine Bedenken beruht darauf, daß für die Periode, in welche diese Kritik hinaufsteigt, äußere Zeugnisse fehlen; gegen »innere Gründe« aber hat Ludwig ein unüberwindliches Mißtrauen (AHT. II 413 f.). Statt dessen empfiehlt er, »die äußeren Zeugnisse einer genaueren und gründlicheren Prüfung zu unterwerfen«, und nennt davon »die Mitteilungen der Alexandriner, die Zitate und die Codices«. Nun, was die Alexandriner betrifft, so hatten sie einen besonders wichtigen und viele Beispiele umfassenden Fall von Modernisierung, die Übertragung aus älterem in jüngeres Alphabet, richtig erkannt; davon wird im folgenden Kapitel zu handeln sein. Zitate, die sich bei Platon, Aristoteles u. a. finden, gehören bereits der Zeit an, in der die attische Schriftsprache herrschte, und stehen durchweg unter ihrem Einfluß, eine Erscheinung, die Wilamowitz HU. 299 f. richtig gewürdigt hat; so ist von ihnen für unsern Zweck nicht viel zu hoffen. Die Handschriften endlich, auch die Papyri, sind erst entstanden, nachdem der Vorgang, um den es sich hier handelt, abgeschlossen war. Trotzdem haben sich hier und

da versprengte Zeugnisse oder Spuren altertümlicher Schreibweise erhalten, naturgemäß in den Papyris, worüber in Kap. I berichtet ist, mehr als in den Pergamenthandschriften; auf Einzelheiten soll später noch eingegangen werden. In der Hauptsache bleibt es doch wie es gewesen ist: wer die Gestalt erkennen will, die der Homertext zu einer Zeit hatte, in welche seine schriftliche Überlieferung mit erhaltenen Denkmälern überhaupt nicht zurückreicht, der muß sich entschließen auch anderen als direkten schriftlichen Zeugnissen zu glauben; wer dies letztere nicht will, der mag — für seine Person — mit der Betrachtung ein für allemal diessseits der bezeichneten Grenze stehen bleiben. Nur soll er andre nicht hindern wollen weiter zu forschen.

Ludwich scheidet (AHT. II 462) begrifflich genau zwischen *recensio* und *emendatio* und bezeichnet Arbeitsteilung in der Wissenschaft als eine Notwendigkeit (S. 199). Aber es ist ihm nicht gelungen diesen guten Grundsatz durchzuführen, ja er scheint es nicht einmal sehr energisch versucht zu haben (vgl. ebenda S. 227). Sein eigner Text bietet keineswegs ein ganz getreues Bild der Überlieferung. Während er seine Gegner deswegen tadelt, weil sie nach »Analogie- und Vernunftschlüssen« den Text zurechtmachten, ist er doch auch selber vielfach der Analogie zuliebe von der Überlieferung abgewichen. Wie bitter spottet er über uns Knightianer, die statt der organisch nicht erklärbaren zerdehnten Formen der Verba auf -άω die unkontrahierten herstellen; aber η 114 und ν 196, wo die meisten und besten Hdss. τηλεθάοντα haben, macht er daraus nach entgegengesetzter Analogie τηλεθόωντα, während er nun wieder in der Ilias τηλεθάοντες X 423, τηλεθάον P 55 nicht geändert hat. Mit Recht hat er ἤλυθ' ἰωή K 139 und ρ 261 beibehalten; denn auf das anlautende f wollte er ja nicht, wie Nauck und Fick, Rücksicht nehmen. Aber warum hat er π 14 ἤλυθ' ἄνακτος, das doch sämtliche Handschriften haben, nicht geduldet, sondern mit Wolf u. a. in ἤλεν ἄνακτος geändert? Es ist wohl nicht nötig Beispiele zu häufen. Obgleich er zweimal (AHT. II 174 und in der Praefatio der Odyssee p. xx) Lachmanns strenge Grundsätze über das Geschäft der *recensio* zustimmend zitiert, hat er doch selbst gar nicht selten in die weitere Arbeit der *emendatio* vorausgegriffen. Psychologisch läßt sich der Widerspruch wohl erklären. Ludwich besitzt, wie ja auch seine Nonnos-Konjekturen zeigen, zu viel philologischen Sinn, als daß er nicht die innere Berechtigung mancher von den Korrekturen, durch die man den überlieferten Text verbessert hat, empfinden sollte. Andererseits ist seine allgemeine Abneigung gegen ein Argumentieren aus inneren Gründen und sein Mißtrauen gegen eine historische Wissenschaft, die den Boden der unmittelbaren schriftlichen Nachrichten verläßt, doch so stark, daß er nicht vermocht hat seine tat-

sächliche Annahme einer Reihe einzelner Resultate zu einer prinzipiellen Anerkennung der Methode, durch die sie gewonnen sind, zusammenzufassen. Ja, noch mehr! Im Eifer des Gefechtes hat sich ihm der berechtigte Entschluß, mit seinen eignen Studien diesseits der durch die Alexandriner bezeichneten Grenze stehen zu bleiben, zu dem unberechtigten Wunsche verschoben, auch andre zu hindern, daß sie darüber hinausgehen. Daher die bittere und unfruchtbare Polemik, durch die er sich und anderen die Freude an dem, was er geleistet hat, verkümmert. Er hält uns für seine Gegner, während er unser Mitarbeiter ist.

3. Daß innerhalb der Richtung, die er bekämpft, nicht volle Einigkeit herrscht, kann nur der beklagen oder belachen, der nicht einsieht, daß es so sein muß. Kein Verständiger mag heute noch alle Lesarten von Bentley, Bekker, Nauck oder auch nur alle Grundsätze ihrer Kritik gut heißen; aber deshalb haben sie ihre Fehler gemacht, damit wir daraus lernen können. Unter diesen Fehlern ist besonders einer von fundamentalen Bedeutung.

Vorher wurde erwähnt (S. 74 f.), daß vielfach die neuere Kritik, indem sie Flickworte wie τε, γε, δέ beseitigte, zugleich eine altertümlichere Sprachform herzustellen und den Sinn zu verbessern vermocht hat. Es kommt aber auch vor, daß, wenn man ein solches Wörtchen um des Digammas willen oder aus einer verwandten Rücksicht streicht, der Gedanke keineswegs gefördert, vielmehr geschädigt wird. So ist Ω 16 (τρίς δ' ἐρύσας περὶ σῆμα Μενoitιάδαο θανόντος αὐτὶς ἐνὶ κλισίῃ παύεσκετο) das δέ hinter τρίς zur Fortführung der Erzählung kaum zu entbehren; und doch hat Heyne τρίς φερύσας empfohlen, Fick und die beiden Holländer haben so geschrieben. Auch ε 459 schreiben die beiden letzteren zum Nachteil der Syntax nicht, wie überliefert ist: τοῖς δ' Ὀδυσσεὺς μετέειπε, sondern τοῖς Ὀδυσσεύς, um die ältere und vollere Dativendung, die dann nur vor vokalischen Anlaut elidiert wäre, möglich zu machen. Rührend ist in der Frage des Kyklopen an seinen Widder ι 452 (ἢ σὺ γ' ἄνακτος ὀφθαλμὸν ποθέεις;) gerade das γε; trotzdem ist es bei Payne Knight, Bekker², Nauck, van Leeuwen dem f von fάνακτος zum Opfer gefallen. Das gibt doch zu denken. Und fast noch schlimmer ist es, wenn die sprachliche Reformierung des Textes nicht selten umgekehrt dazu führt, daß jene kleinen Wörter erst eingefügt werden, obwohl der logische Zusammenhang sie nicht fordert, oft nicht einmal verträgt. Um den Hiatus zu tilgen, schrieb Bentley Ω 641 καὶ τ' αἶθοπα φοῖνον statt καὶ αἶθοπα, Ω 528 ἕτερος δέ τ' ἐάων statt δὲ ἐάων, T 288 ζωὸν μὲν σέ γ' ἔλειπον für σε ἔλειπον. An dieser Stelle empfahl Bekker² σ' ἄρ' ἔλειπον, van Leeuwen und da Costa halten σ' ἐλιπόν γε für das Richtige: nach dem Sinn fragen die Verbesserer in solchem

Falle nicht, die modernen so wenig wie — z. B. T 189 (oben S. 74) — die alten. Dasselbe haben wir Z 123: τίς δὲ σὺ ἔσσι, φέριστε, wo Bentley γ' einschob, und Υ 205: ὄψει δ' οὐτ' ἄρ πω σὺ ἐμοὺς ἴδες οὐτ' ἄρ' ἐγὼ σοὺς, wo der gleiche Zusatz von Heyne empfohlen und von den beiden Holländern angenommen worden ist. Eine Reihe weiterer Beispiele sind in der Praefatio meiner Ilias p. IX zusammengestellt. Der prinzipielle Fehler, der mit solchen Konjekturen begangen wird, besteht darin, daß man, um einen Anstoß zu beseitigen, einen anderen einführt. Daß Homer die Partikel, welche die Bedingtheit bezeichnet, in doppelter Form gebraucht, ist auffallend; innerhalb der epischen Sprache hat ohne Zweifel das äolische *κεν* vor dem ionischen *ἄν* den Vorzug der Ursprünglichkeit: so konnte der Wunsch entstehen, möglichst alle Beispiele von *ἄν* in *κεν* zu verwandeln, damit ein gleichmäßig altertümlicher Sprachgebrauch hergestellt würde. Aber ἐπὶν vor konsonantischem Anlaut ließ sich nicht in ἐπεὶ *κε* ändern; deshalb haben die beiden holländischen Herausgeber in solchen Fällen (z. B. δ 412. 414. κ 411. χ 440) einfach ἐπεὶ geschrieben und die regelrechte Verbindung des Konjunktivs mit *ἄν* im Temporalsatze zerstört. Ebenso liest man bei ihnen π 276: εἰ περ καὶ διὰ δῶμα ποδῶν ἔλκωσι θύραζε, anstatt des überlieferten und syntaktisch richtigen ἦν περ κτλ. Allerdings findet sich ja bei Homer gelegentlich auch der bloße Konjunktiv da gebraucht, wo wir den mit *ἄν* oder *κεν* erwarten; z. B. A 163 f.: οὐ μὲν σοί ποτε ἴσον ἔχω γέρας, ὅππότε Ἀχαιοὶ Τρώων ἐκπέρσωσ' εὐ ναιόμενον πολίεθρον, oder ρ 9: πρίν γ' αὐτόν με ἴδῃται. Aber das sind Ausnahmen, die als Sporn zu weiterer Untersuchung dienen mögen; aller gesunden Kritik widerspricht es, sie ohne Not zu vermehren und eine klar bestehende syntaktische Analogie zu schädigen, damit einer formalen Analogie aufgeholfen werde. Eine ähnliche störende Wechselwirkung zwischen sprachgeschichtlichen und logischen Rücksichten haben wir in einem einzelnen Falle λ 474: σχέτλιε, τίπτ' ἔτι μείζον ἐνὶ φρεσὶ μήσεαι ἔργον; So fragt Achilleus den in die Unterwelt hinabgestiegenen Kriegsgefährten und meint, vollkommen verständlich: was bleibt dir nun noch Größeres zu tun übrig? Aber wenn dem letzten Worte sein *f* zurückgegeben wird, so kann der Auslaut von μήσεαι nicht verkürzt werden; deshalb schrieb Payne Knight ἐμῆδσας φέρων, Nauck und La Roche erwähnen empfehlend μήσας, und die Holländer haben es wirklich in den Text gesetzt. Der Komparativ hat nun eine ganz andre Beziehung: warum ersannst du eine noch größere Tat — als die Zerstörung Trojas? Der Gedanke, der vorher kräftig war, hat alles Leben verloren.

Diese Stelle ist darum besonders lehrreich, weil wir an ihr noch einen zweiten Versuch haben die ältere Form *φέρων* möglich zu machen:

Bekker schrieb: μήσαι φέρων, so daß εαι mit Synzese, also tatsächlich zusammengezogen, zu sprechen ist. Das ist nun vollends eine trügerische Hilfe. Denn ob dergleichen durch die Schrift bezeichnet wird oder nicht, ist im Grunde unwesentlich; das entscheidende Zeugnis für kontrahierte oder offene Form liegt im Metrum. In Papyris findet es sich, eben mit Bezug auf Kontraktion und Synzese, ein paarmal, daß die den Vers störende Lesart erst von zweiter Hand eingetragen ist. Man gewinnt den Eindruck, daß unter den Trägern der schriftlichen Überlieferung gerade die denkenden oft mehr auf Altertümlichkeit der Sprachform, auf logische oder etymologische Deutlichkeit Rücksicht nahmen als auf das Metrum. Darin werden wir ihnen nicht folgen, sondern gerade aus den Verhältnissen des Verses zu lernen suchen. Wer überliefertes εἰκυῖα in εἰκυῖα, ὃ σφιν εὖ φρονέων in εὖ φρονέων, ἥν δῖαν in ἥδ' αἰαν verwandelt, weil der Vers die offene Form fordert oder empfiehlt, der muß auch die kontrahierte Form beibehalten oder herstellen, wo nun umgekehrt diese dem Metrum angemessen ist. Schließlich kommt es auf die Schreibung weniger an als auf die Aussprache; gesprochen aber wurden ἥριθμεον, Πολυδεύκεα, τεμένεα, νεμεσσηθέμεν, γνῶσσαι ἔπειτα jedenfalls mit Kontraktion. Auf dieser Ansicht beruhen auch die Untersuchungen von Friedrich Bechtel in seinem 1908 erschienenen Buche »Die Vocalcontraction bei Homer«. Wie er, gegen Brugmann, die Auflösung kontrahierter Silben, die als solche durch das Metrum nicht geschützt sind, verteidigt, so läßt er auch in umgekehrter Richtung das Metrum entscheidend sein und rechnet Vokalgruppen, die im Verse einsilbig gesprochen werden mußten, als Beispiele von Kontraktion⁸⁾. »Synzese«, wie die Alten sagten, ist in Fällen dieser Art nur ein anderer Name für dieselbe Sache. Wenn also Bekker μήσαι ἔργον in μήσαι φέρων änderte, so hat er eine überlieferte offene Form durch eine kontrahierte ersetzt, also, um die Lautgestalt von ἔργον altertümlich zu machen, die des benachbarten Wortes modernisiert.

Übrigens fehlt es bei ihm und andern Herausgebern nicht an Beispielen, in denen sie selber sich dieses Verhältnisses bewußt geworden sein müssen. Für überliefertes ἐπὶ ξείνοις γελῶντες υ 374 empfahl Nauck (1874) ἐπὶ ξείνοισι γελῶντες, und fünf Jahre später setzte er unter denselben Verhältnissen in der Ilias Υ 394 ἐπισσώτροισι δατεῦντο in den Text

8) Zur Beurteilung von Bechtels Buch vgl. meine Rezension. WklPh. 1909, Sp. 57—72, und Kurt Witte, »Die Vokalcontraktion bei Homer« Glotta IV (1912), S. 209—242. Die Art, wie er einen an sich gesunden Gedanken durchgeführt hat, leidet an dem inneren Widerspruch, daß er die sprachgeschichtliche Buntheit des epischen Dialektes zwar grundsätzlich anerkennt, praktisch aber bemüht ist, aus denjenigen Teilen der beiden Epen, die er — nach Wilamowitz und Robert — für echt hält, jüngere Laut- und Flexionsformen durch Korrektur oder Athetese zu beseitigen. Vgl. auch Kap. 6 III.

statt ἐπισώτρους δατέοντο, stellte also die vollere und ältere Endung des Dativ Plur. dadurch her, daß er am nachfolgenden Verbum die jüngere, kontrahierte Form einführte. Um des Digammas willen verwandelten Heyne und ihm folgend Bekker² und Nauck ἐθέλησ' εἰπόντος Z 281 in ἐθέλη (F)εἰπόντος, beseitigten also die Altertümlichkeit an der Konjunktivform, um sie im Anlaut des folgenden Wortes wieder zu gewinnen. Dativ-Endung und F stoßen zusammen T 424 in πρώτοις ἰάχων; hier bevorzugte Bentley das erste Wort, indem er πρώτοισιν ἑών vorschlug, Bekker² und Nauck das zweite, indem sie πρώτοις (F)ἰάχων schrieben. Digamma und Kontraktion treffen zusammen Ψ 787, wo ὕμν' ἐρέω überliefert ist und von Bekker², Nauck u. a. in ὕμνι (F)ερέω verwandelt wird, wieder mit sogenannter Synizese; aber Ω 354 hat Bekker die Kontraktion auch in der Schrift bezeichnet; aus φραδέος νόου ἔργα τέτυκται machte er nach Bentleys Vorschlag φραδέος νοῦ φέργα. Nicht nur die ältere, unkontrahierte Form hat er hier zerstört, sondern zugleich den Daktylus vor der bukolischen Diärese, den er doch sonst nach Möglichkeit sogar durch Konjekturen herstellt. In denselben Widerspruch mit sich selbst gerät Nauck N 163, wenn er einstimmig bezeugtes ἀπὸ ἑο, δέῖσε in ἀπὸ εῦ, δέῖσε korrigiert, um dem Anlaut δF sein Recht zu geben. Umgekehrt, d. h. ebenso verfährt Bechtel (Vocalcontraction 90), wenn er, um die kontrahierte Form in ἐμεῦ ἔπος X 454 zu beseitigen, ἐμεῖ² ἔπος vorschlägt, mit Vernachlässigung des Digammas. Gelegentlich ist die unbequeme Zwickmühle, in der man mit solchen Korrekturen hin- und herzieht, schon im Altertum empfunden worden: τ 136 gewinnen wir aus den Handschriften die Lesart ἀλλ' Ὀδυσῆα ποθέουσα, aber Aristarch schrieb ἀλλ' Ὀδυσῆ ποθέουσα. Wer hier die Kontraktion im ersten Worte nicht will, muß sie im zweiten annehmen, und umgekehrt. Γ 10 standen in den Ausgaben, mit denen die Alexandriner arbeiteten, ἦντ' ὄρεος und εὔτ' ὄρεος einander gegenüber; Aristarch entschied sich für das zweite, und so haben es alle unsere Hdss. In Fällen dieser Art tut man offenbar am besten von jeder Änderung des Textes abzusehen und das, was gerade überliefert ist, stehen zu lassen. Vor Jahren habe ich Nauck gegenüber diesen Grundsatz geltend gemacht, dann in Besprechung der Holländischen Iliasausgabe (BphW. 1889, S. 1519 f.) etwas eingehender darüber gehandelt; im ganzen 30 Fälle sind in der Praefatio zu meiner Ilias (1890, p. VII sq.) zusammengestellt, im vorstehenden noch um einige Stücke vermehrt worden. Nach wie vor behaupte ich: »eine kritische Methode, die auch nur in ein paar dutzend Fällen zum Widerspruch mit sich selbst führt, kann nicht einfach die richtige sein.«

Aber damit ist die Sache nicht abgetan. Wenn ein an sich rationelles Verfahren in einer bestimmten Gruppe von Fällen zu Verkehrtheiten

führt, so wäre es doch auch voreilig das ganze Verfahren aufzugeben; der Einschränkung und Berichtigung bedarf es, und diese muß aus der Natur eben der anstößigen Fälle gewonnen werden. Das Gemeinsame in ihnen war, daß an einer einzelnen Stelle von den Rücksichten, um deren willen der Text reformiert werden sollte, mehrere zusammentrafen, und ferner, daß dieses Zusammentreffen ein feindliches war. Wie aber, wenn die verschiedenen Tendenzen einander nicht aufheben sondern gegenseitig unterstützen? Die Kontraktion der mittelsten Silbe in Ἀτρείδης, aus älterem *Ἀτρεΐδης, ist bei Homer auffallend. Nun finden sich die Patronymica nicht nur immer so gestellt, daß der Diphthong ei in der Senkung liegt, sondern auch besonders oft so, daß ihr Genitiv den Vers schließt und zu einem Spondiacus macht. Ἀτρείδαιο z. B. gebraucht Homer im ganzen 27 mal, und davon kommen 20 Beispiele auf den Versschluß. Wenn wir hier Ἀτρείδαιο einsetzen, so werden Sprachform und Metrum zugleich verbessert. Dasselbe gilt von Ausgängen wie ἦω δῖαν oder Καλυποῦς ἠυκόμοιο; denn der vierte Fuß vor folgender Diärese ist beinahe ebenso selten ein Spondeus wie der fünfte. Ein Versausgang ἔργ' εἰδυίας (z. B. I 128) bietet, vom Spondeus abgesehen, doppelten Anstoß: Verletzung des Digammas und modern entstellte Femininform (vgl. oben S. 73); hier wirken also drei Gründe zusammen, um die Korrektur ἔργα ἰδυίας zu empfehlen. Wörtchen wie τε, ῥα, γε erscheinen oft bedeutungslos gebraucht; und es wäre freilich vorschnell gehandelt, wenn man sie überall da, wo man sie nicht versteht, wegstreichen wollte. Aber wenn der logische Anstoß, den sie bieten, mit einem sprachgeschichtlichen, etwa der Verletzung des *f* zusammentrifft, so ist der Verdacht berechtigt, daß sie erst durch Unkenntnis der homerischen Sprachform in der Zeit der schriftlichen Überlieferung eingedrungen seien; aus οὐ γάρ τ' ἴδμεν machen wir οὐ γάρ (*f*)ἴδμεν (κ 190), aus μέν ῥ' ἐκάτερθε (Υ 153) μέν (*f*)ἐκάτερθε. Auch das kann vorkommen, daß eine doppelte Unklarheit des Sinnes zu einer und derselben Korrektur hindrängt. In dem Verse μ 44: ἀλλὰ τε Σειρήνες λιγυρῇ θέλγουσιν ἀοιδῇ, ist τε unverständlich, während das Fehlen des Objektes unbequem sich fühlbar macht; die holländischen Herausgeber haben also recht getan, nach einer bei Nauck erwähnten Konjektur τε in den Akkusativ des Pronomens der dritten Person zu verwandeln.

Die angeführten Beispiele genügen, um den Grundsatz deutlich zu machen, den wir gewinnen wollten: die Reformierung des Homertextes muß sich gänzlich fernhalten von all den Fällen, wo grammatische, logische oder metrische Rücksichten einander widersprechen; sie mag zunächst auch auf solche Änderungen verzichten, die durch eine einzelne dieser Rücksichten veranlaßt sein würden; dagegen darf sie mit Zu-

versucht überall da eingreifen, wo zwei oder mehrere Gründe der beschriebenen Art zusammenwirken, um dieselbe Korrektur zu empfehlen.

Endlich gibt es auch Stellen, an denen das zutrifft, was Ludwig allgemein forderte, wo eine sprachwissenschaftlich begründete Änderung in der Überlieferung selbst einen Anhalt findet. Ein Beispiel dieser Art ist schon (S. 74) erwähnt, T 189, wo im Ven. *B* steht: μιμνέτω αὐθι τέως ἐπειγόμενός περ. Ein anderes hat Ludwig hervorgehoben, 1360, wo Gottfried Hermanns Konjekture *ὡς ἔφατ'* αὐτὰρ οἱ αὖτις πόρον jetzt durch den Laurentianus *F* bestätigt ist. Ludwig, der dies (Praef. Od. p. xv) zu Hermanns wie zu des Codex *F* Ehre erwähnt, hat nur unterlassen hinzuzusetzen, daß die Konjekture, die hier *sagaciter* ausgedacht war und nun *egregie* bewährt ist, auf eben dem Prinzip beruhte, das er selbst so leidenschaftlich bekämpft: das *F* hatte zu ihr den Anlaß gegeben. Walter Leaf hat (JPh 20 [1892] S. 250) eine wertvolle alte Lesart aus zwei Pariser Handschriften ans Licht gezogen, ἀκλεέες statt ἀκλῆεις M 318, wodurch hier Payne Knight ebenso gerechtfertigt wird wie 1360 Gottfried Hermann. Im ganzen muß man doch mit der Annahme solcher Bestätigungen vorsichtig sein, um nicht durch Zufälligkeiten getäuscht zu werden. Sicher verkehrt ist es in dem Verse δ 672 (ὡς ἂν ἐπισμυγερῶς ναυτίλλεται εἵνεκα πατρός) die Schreibung mit einem λ, die sich ebenfalls in *F* findet, als Beweis dafür anzuführen, daß Paech (bei Curtius Verb. II 72) mit Recht ναυτίλλεται als Konj. Aor. gefordert habe. Van Leeuwen und Mendes da Costa, die (Praef. Od.² [1897] p. xviii) solchen Gebrauch von der Variante machen, haben nicht bedacht, daß die Unterlassung der Geminatio zu den geläufigsten Fehlern dieser sonst guten Handschrift gehört. Reichere Ernte verdanken wir auf diesem Felde den Papyris, wovon im ersten Kapitel (S. 24 ff.) Beispiele gesammelt sind.

4. Mit dem soeben gewonnenen textkritischen Grundsatz gelangen wir nun freilich dazu, dieselbe sprachliche Erscheinung in verschiedenem Zusammenhange verschieden zu behandeln. Bentley und Bekker waren doch von dem Gedanken ausgegangen, daß durch den Wegfall später Entstellungen den homerischen Gedichten eine überall gleichmäßige, altertümliche Sprachform gegeben werden sollte; nun ist durch ein langes und mühsames Korrekturverfahren weiter nichts erreicht, als daß dieselbe Buntheit, die der überlieferte Text bot, nur mit etwas anderer Verteilung der Farben, wieder hervortritt. Aber das darf uns nicht verdrießen. Auch sonst kommt es in der Wissenschaft vor, daß die Forschung etwas anderes findet, als wonach sie gesucht hatte. Allerdings bleibt es nun dabei, daß in der homerischen Sprache Lautgestalten, Flexionsformen und syntaktische Gewohnheiten aus älteren und jüngeren Perioden miteinander vermischt sind; aber es macht einen großen Unterschied, ob

wir diese Anschauung einem Text entnehmen, den wir auf Treu und Glauben so beibehalten haben, wie er zufällig in den Handschriften aussah, oder einem Texte, der durch Prüfung innerer Gründe gewonnen ist. Der Wert einer so gesichteten Mannigfaltigkeit zeigt sich darin, daß sie zu weiteren Folgerungen treibt. Bekker und Nauck hatten es nicht vermieden auch aus solchen Versen die späten Laut- und Flexionsformen auszutreiben, die sie selber für unecht erklärten: dagegen hat Ludwig (AHT. II 477) mit Recht Einspruch erhoben. In den unter den Text verwiesenen Versen hätte Bekker das *f* nicht schreiben dürfen, wenn er doch die Verse für interpoliert hielt; er hätte in ihnen eine Vernachlässigung des ursprünglichen Lautes mit Freuden als Bestätigung seiner Athetese begrüßen müssen, anstatt sie durch Emendation zu beseitigen. »Der Homer muß die Spuren seiner allmählichen Werdung auch in den Kleinigkeiten behalten«: so hatte einst (1809) Wolf an Bekker geschrieben, und an diese Worte hat Ludwig (II 230) wieder erinnert. Es gilt, mit der darin ausgesprochenen Erkenntnis Ernst zu machen. Seitdem einmal beobachtet war, daß *τε*, *φα*, *τε* bei Homer vielfach bedeutungslos oder gar sinnstörend als metrische Füllstücke verwendet sind, konnte der Wunsch nicht unterdrückt werden, sie als Zusätze von Abschreibern oder halbwissenden Korrektoren zu erweisen und aus dem Texte zu entfernen. Aber wenn die gewissenhafte Befolgung dieses Strebens zuletzt wieder dahin führt, den gedankenlosen Gebrauch in einer beträchtlichen Zahl von Beispielen als Tatsache anzuerkennen, so muß der Zweifel verstummen und die Einsicht Platz greifen, daß schon den epischen Dichtern selber für diese wie für manche andre Elemente ihrer Sprache das lebendige Verständnis zu schwinden begonnen hatte. Mit dem *f* ist es ebenso. Bentley, Bekker, Nauck mußten von der Überzeugung ausgehen, daß das *f* dem homerischen Dialekt so gut wie jeder andre Laut angehöre und in Ilias und Odyssee nirgends fehlen dürfe; nur aus dieser Überzeugung konnten sie den Mut schöpfen zu dem wertvollen Experiment, das einmal gemacht werden mußte, diesen Laut durchweg wiederherzustellen. Aber nachdem dieser Versuch in vielen Fällen zwar gelungen, zum guten Teil aber gescheitert ist und sich selbst widerlegt hat, sollen wir ihn nicht immer von neuem anstellen, noch weniger freilich ihn tadeln, sondern aus der Art, wie er mißlungen ist, den rechten Schluß ziehen: die epischen Gesänge, deren abschließende Redaktion in unserer Ilias und Odyssee vorliegt, sind in einer Mundart gedichtet, die den Laut des *f* nicht mehr besaß. Die Sänger selbst wußten nicht mehr, warum sie ἀπό ξο, μέγα ἰάχων, τόξον οἶδα sagten, warum sie den Hiatus vor gewissen Worten sich gefallen ließen, sondern sie gebrauchten diese Freiheiten, weil sie in zahlreichen formelhaften Wendungen, in Versen und Vers-

gruppen, die man aus einer früheren Periode der Dichtung übernommen hatte, von altersher vorkamen. Wer also heute einen sprachgeschichtlich reformierten Homertext druckt, der handelt falsch, wenn er das *f* mit aufnimmt; aber Bentley ist es, dem diese Erkenntnis verdankt wird.

Das Resultat, das wir damit vorwegnehmen, während der volle Beweis einem späteren Kapitel vorbehalten bleibt, ist doch nicht bloß negativ; es verhilft uns zu einem deutlicheren Bilde von dem Zustand der homerischen Sprache. Ein gebildeter Franzose unserer Zeit unterscheidet mit Sicherheit zwischen *h muette* und *h aspirée*, auch wenn er nicht weiß, woher dieser Unterschied stammt. Entsprechend, nur schon merkbar weniger sicher und fest, war das Verhältnis, in dem die Verfasser unserer Ilias und Odyssee zu dem Anlaut der Worte standen, die früher ein *f* gehabt hatten und noch von den Begründern des epischen Gesanges mit *f* gesprochen worden waren⁹⁾. Etwas Ähnliches hat Brugmann in bezug auf Kontraktion angenommen: nichts spreche dagegen, »daß der Epopöenverfasser nur das dreisilbige *Ἀρτεῖδης*, nicht mehr das viersilbige *Ἄρτεῖδης* vorfand«; nur traditionell sei die Stellung im Verse festgehalten worden, die der frühere Zustand des Unkontrahiertseins diesen und ähnlichen Wörtern aufgezwungen hatte¹⁰⁾. Die Möglichkeit, daß es so gewesen sei, muß zugegeben werden, obwohl nicht zu ihren Gunsten die Tatsache spricht, daß das *ei* der Patronymika niemals in der Arsis steht, wodurch es als einsilbig erwiesen würde, während Verletzungen des *f* zahlreich und mannigfaltig sind. Übrigens unterscheiden sich beide Gruppen von Erscheinungen vor allem dadurch, daß bei der einen die ältere und die jüngere Lautform (*ei* und *ei*) dasselbe Schriftbild (*Ei*) ergaben, so daß einer allmählichen Umgewöhnung der Aussprache von dieser Seite kein Hindernis bereitet wurde, wogegen es sich beim *Vau*, soviel wir bis jetzt sehen, darum handelt, daß ein in der Schrift bezeichneter Laut nach und nach völlig verklungen sein muß, bis man sich irgend einmal entschloß ihn auch nicht mehr zu schreiben.

Die Frage, wie und ob das möglich war, wird uns später beschäftigen, wenn wir dem Wolfschen Gedanken, den Ludwig erneuert hat, näher treten, daß das Epos in seinem sprachlichen Zustande die Spuren einer allmählichen Werdung bewahrt habe. Trifft das zu, so müßte es eigentlich gelingen, aus der größeren oder geringeren Dichtigkeit, mit der jüngere Formen in die altertümliche Sprache eingestreut erscheinen, die Reihen-

9) Diesen Vergleich hat schon Georg Curtius Gdz. 5 562 angeregt, was mir früher entgangen war. Der darin ausgedrückten Auffassung des homerischen *f* haben neuerdings zugestimmt Danielsson IF. 25 (1909) S. 278 und Eduard Hermann, Sprachwissenschaftlicher Kommentar zu ausgewählten Stücken aus Homer (1914) S. 22. 10) Brugmann, Dissimilatorische Veränderung von *ē* im Griechischen und Aristarchs Regel über den Wechsel von *η* und *ει* vor Vokalen, IF. 9 (1898) S. 158 ff.; die bezügliche Stelle S. 173.

folge zu erkennen, in der die einzelnen Stücke geschaffen worden sind. Solche Statistik kann aber nur dann Wert haben, wenn das Material, mit dem sie arbeitet, im einzelnen sorgfältig geprüft und jedesmal erst die Frage entschieden worden ist, ob eine auffallende sprachliche Erscheinung vom Dichter herrührt oder in der Zeit der schriftlichen Überlieferung in den Text geraten ist. So ergibt sich von neuem die Nötigung, nicht beim alexandrinischen Texte stehen zu bleiben, sondern so nahe wie möglich an diejenige Gestalt heranzukommen, die Ilias und Odyssee zur Zeit ihrer ersten schriftlichen Fixierung gehabt haben.

5. Primäre und sekundäre Textfehler, die bei dem Streben, das Ursprüngliche herzustellen, auseinander gehalten werden müssen (S. 77), sind ihrem Wesen nach deutlich geschieden; so liegt der Gedanke nahe, auch zeitlich eine feste Grenze zwischen ihnen zu ziehen und zu fragen, welcher Periode die einen, welcher die andern angehören. Allerdings ist im voraus wahrscheinlich, daß sich darauf keine reinliche Antwort finden wird. Wir müssen versuchen, wie viel sich erreichen läßt, indem wir von unsern ältesten Hdss. aus rückwärts gehen und die Stufen der Entwicklung ins Auge fassen, durch die sich im Zusammenhange metrischer Verbesserungen jene Fehler zweiter Ordnung in den Text eingeschlichen haben.

I. Ω 320 haben der Bankessche Papyrus (kurz nach Chr. Geb.) und Hdss. der Familie λ $\delta\epsilon\iota\delta\varsigma$ $\acute{\alpha}\iota\acute{\alpha}\varsigma$ $\delta\iota\acute{\alpha}$ $\acute{\alpha}\sigma\tau\epsilon\omicron\varsigma$, sachlich damit übereinstimmend einige junge Handschriften $\delta\iota'$ $\acute{\alpha}\sigma\tau\epsilon\omicron\varsigma$, was auch im Venetus A als alte Variante beigeschrieben ist; im Text aber hat der Venetus mit den meisten $\acute{\upsilon}\pi\epsilon\rho$ $\acute{\alpha}\sigma\tau\epsilon\omicron\varsigma$, ebenso schon der syrische Palimpsest (um 500 nach Chr.). Da $\acute{\alpha}\sigma\tau\upsilon$ ursprünglich digammiert war, so ist $\delta\iota\acute{\alpha}$ $\acute{\alpha}\sigma\tau\epsilon\omicron\varsigma$ das Richtige; dafür schrieb man ungenau $\delta\iota'$ $\acute{\alpha}\sigma\tau\epsilon\omicron\varsigma$, und der dadurch geschaffene metrische Anstoß führte zu der falschen Korrektur $\acute{\upsilon}\pi\epsilon\rho$ $\acute{\alpha}\sigma\tau\epsilon\omicron\varsigma$.

Σ 156 haben die besten Handschriften (*FGP*) und viele andre $\alpha\lambda\epsilon\nu$ $\epsilon\upsilon\phi\rho\omicron\sigma\acute{\upsilon}\nu\eta\sigma\iota\nu$ $\iota\alpha\acute{\iota}\nu\epsilon\tau\alpha\iota$, in einigen (darunter *HM?*) ist richtig $\alpha\lambda\epsilon\nu$ $\epsilon\upsilon\phi\rho\omicron\sigma\acute{\upsilon}\nu\eta\sigma\iota\nu$ geschrieben; und dazu besitzen wir ein Scholion: $\gamma\rho\acute{\alpha}\phi\epsilon\tau\alpha\iota$ $\alpha\lambda\epsilon\nu$ $\epsilon\upsilon\phi\rho\omicron\sigma\acute{\upsilon}\nu\eta\sigma\iota\nu$, $\kappa\alpha\kappa\acute{\omega}\varsigma$ $\sigma\acute{\upsilon}\delta\acute{\epsilon}\pi\omicron\tau\epsilon$ $\gamma\acute{\alpha}\rho$ Ὁμηρος $\acute{\alpha}\delta\iota\alpha\rho\acute{\epsilon}\tau\omega\varsigma$ $\tau\eta\nu$ $\epsilon\upsilon\phi\rho\omicron\sigma\acute{\upsilon}\nu\eta\nu$ $\phi\eta\sigma\acute{\iota}$. Ludwig zweifelt mit Recht (AHT. I z. St.), ob diese Bemerkung einem der Aristarcheer gehöre; vielmehr geht sie wohl auf einen Grammatiker des ausgehenden Altertums zurück. Diesem lag also schon die schlechte Verbesserung $\alpha\lambda\epsilon\nu$ $\epsilon\nu$ $\epsilon\upsilon\phi\rho\omicron\sigma\acute{\upsilon}\nu\eta\sigma\iota\nu$ vor, während viele unsrer Handschriften mit $\alpha\lambda\epsilon\nu$ $\epsilon\upsilon\phi\rho\omicron\sigma\acute{\upsilon}\nu\eta\sigma\iota\nu$ noch die ursprünglichere Fehlerstufe repräsentieren.

In den beiden besprochenen Fällen können wir mit genügender Wahrscheinlichkeit die Entstehung des sekundären Fehlers den ersten Jahr-

hundertens unserer Zeitrechnung zuweisen; in etwas frühere Zeit führt uns das folgende Beispiel.

- II. M 318 οὐ μὲν ἀκληεῖς fast in allen Handschriften, auch in A. Dazu Didymos: οὕτως »ἀκλεές« αἱ Ἀριστάρχου καὶ αἱ χαριέστεραι (A⁴), und noch deutlicher in TV: ἀκλειεῖς, οὕτως »ἀκλεές« δὲ Ἀρίσταρχος κατὰ συγκοπὴν, ὡς τὸ δυσκλέα. Die verschiedenen Versuche, die von Spitzner, Lobeck, Ludwig gemacht wurden, um einen verständlichen Sinn in diese Notiz zu bringen, mußten alle daran scheitern, daß Didymos ausdrücklich hinzusetzt: κατὰ συγκοπὴν, ὡς τὸ δυσκλέα; er hat also wirklich ἀκλεές in seinem Exemplar der aristarchischen Ausgabe gelesen. Was Aristarch gewollt haben kann, ist erst durch Leaf klar geworden, der vor 28 Jahren aus zwei guten Pariser Handschriften die Lesart ἀκλεές hervorzog (s. oben S. 85); dieselbe ist seitdem — bei Ludwig und Monro-Allen — noch anderwärts urkundlich nachgewiesen. Ist es Zufall, daß dies eben die Form ist, die von der sprachwissenschaftlichen Textkritik (Payne Knight, Nauck) gefordert wurde? Brugmann meint es, und hält ἀκλῆες, was schon Thiersch gefordert hatte, mit Kontraktion der beiden ersten ε für die rechte ionische Form; was Aristarch gelesen habe, müsse zweifelhaft bleiben, übrigens sei für ihn ein unmetrisches ἀκλεές nicht a limine abzuweisen (IF. 9 S. 162). Aber auch wenn Brugmanns Theorie von der Behandlung der Lautgruppen εεα, εεε, εεο bei den Ioniern, die für seine Entscheidung bestimmend war, richtig ist, so verträgt sich mit dieser doch auch die Annahme, daß hier, im Anschluß an äolisches μὲν, die offene Form aus dem früheren Dialekte des Epos erhalten sei, für den das *f* in κλέφος die Kontraktion hinderte. Daß Aristarch eine Form geschrieben habe, die den Vers störte, mag an sich nicht undenkbar sein (vgl. S. 74 f.); dann wäre in diesem Falle Mißverständnis und Verderbnis schon vor seiner Zeit eingetreten. Aber wenn sich das richtige ἀκλεές sogar bis in mittelalterliche Hdss. herab gerettet hat, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß auch Aristarch es kannte. Dann wäre in der Zeit zwischen ihm und Didymos der primäre Fehler, ἀκλεές aus ἀκλεές, entstanden, und ebenfalls noch vor Didymos der sekundäre, die »Verbesserung« von ἀκλεές in ἀκληεῖς oder ἀκλειεῖς¹¹⁾.

11) Hugo Ehrlich, Die Nomina auf -εως (Leipziger Diss. 1901, KZ. 38) hält zwar, wie ich, ἀκλεές für Aristarchs Lesart, meint aber, die in den Scholien TV hinzugefügte Erklärung (κατὰ συγκοπὴν ὡς τὸ δυσκλέα) müsse eben deshalb, weil sie schon auf der Korruptel beruhe, byzantinische Mache sein. — Sehr entschieden für hohes Alter und hohen Wert von ἀκλεές spricht sich, seiner Gesamtansicht gemäß, Bechtel aus, Vocal-contraction (1908) S. 245 f. 305.

Während hier Aristarch wohl noch das Richtige gehabt hat, gibt es doch auch Fälle, in denen die erste Fehlerstufe sicher schon vor ihm erreicht ist.

- III. Überall da, wo durch Schwund des *f* ein Hiatus oder ein prosodischer Mangel entstanden ist, den spätere Generationen durch Flickwörter oder Flickbuchstaben ausgefüllt haben, könnte man sagen, daß in der Form, welche den Anstoß darbietet, eine Verderbnis erster Ordnung enthalten ist; und solche Lesarten sind für Aristarch mehrfach bezeugt: ὅ οἱ statt ὅς οἱ α 300, πάντα δέ εἶδεται ἄστρο θ 559, αὐτῷ γὰρ ἐκάεργος φ 600.

T 189 gehört die Lesart, die vorher (S. 74 f.) mit Wahrscheinlichkeit als aristarchisch erkannt wurde, μιννέτω αὐθι τέως ἐπειγόμενός περ, insofern der ersten Ordnung an, als sie den Anlaß gegeben hat zu der falschen metrischen Korrektur αὐθι τέως περ ἐπειγόμενός περ und zu anderen, ebenfalls verkehrten Heilungsversuchen.

- IV. Dieselbe Lesart stellt aber auch schon einen Fehler zweiter Ordnung dar; denn αὐθι war erst auf Grund einer metrischen Erwägung für αὐτόθι eingesetzt worden, nachdem im folgenden Worte statt der echten Form τῆος die attische τέως sich eingedrängt hatte.

κεκληγῶτες schrieb Aristarch für κεκληγότες (vgl. oben S. 74), korrigierte also um des Metrums willen und schuf dabei eine Unform. Auch hier steht er bereits auf der sekundären Fehlerstufe.

Nicht er, aber seine Zeitgenossen und Vorgänger standen auf dieser Stufe, wenn wir an den vorher angeführten Stellen den Didymos so verstehen dürfen, daß die Lesarten, die er ablehnt (ὅς οἱ α 300, πάντα δέ τ' εἶδεται θ 559, γὰρ ρ' ἐκάεργος φ 600), schon von Aristarch abgelehnt, nicht erst in der Zeit nach ihm aufgekommen seien.

Die angeführten Beispiele reichen aus, um zu zeigen, daß die gleichen Fehler in den verschiedensten Zeiten, und zur selben Zeit sehr verschiedene Arten von Fehlern möglich waren. An Stellen, wo Formen und Schreibweisen der Vulgärsprache aus Versehen in den Text geraten sind und das Metrum gestört haben, und dann diese Störungen durch ungeschickte Korrektur wieder beseitigt worden sind, hat Aristarch manchmal noch das Richtige, manchmal den ersten Fehler, manchmal gar schon den zweiten; und entsprechend war es auf den späteren Stufen der Überlieferung. Wenn wir für Perioden, aus denen reichliche und gute Zeugnisse erhalten sind, darauf verzichten müssen eine bestimmte Chronologie der primären und der sekundären Textverderbnisse aufzustellen, so ist vollends für die Zeit vor den Alexandrinern die gleiche Aufgabe unlösbar.

6. Doch gibt es eine Gruppe von Entstellungen, die unter sich so genau übereinstimmen, daß man kaum anders kann als für alle einen gemeinsamen Zeitpunkt des ursprünglichen Fehlers und nachher der falschen Korrektur anzusetzen. Ich meine die bekannte Tatsache der sogenannten epischen Zerdehnung, wie sie von Wackernagel in dem oben (S. 76) zitierten Aufsatz erklärt worden ist. Eine Hypothese ist eigentlich verpflichtet allen in Betracht kommenden Fällen gleichmäßig gerecht zu werden; und daß Wackernagels Auffassung der zerdehnten Formen diese Forderung nahezu erfüllt, wird von Ed. Hermann als ein Vorzug anerkannt, den sie vor anderen Erklärungsversuchen habe. Trotzdem findet er in dem Umstand, auf den ich, gegenüber der anderwärts herrschenden chronologischen Mannigfaltigkeit, soeben hingewiesen habe, ein Moment des Unwahrscheinlichen (KZ. 46 [1914] S. 243). Auffallend ist die Erscheinung wirklich, und das wollte ich gerade hervorheben: hier erheben sich neue Fragen, die nachher noch erledigt werden müssen.

Einstweilen betrachten wir die Wackernagelsche Theorie selber, mit den Bedenken zu denen sie Anlaß gegeben hat. An Stelle der alten unkontrahierten Formen (z. B. $\mu\nu\acute{\alpha}\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\omega$, $\mu\nu\acute{\alpha}\omicron\nu\tau\omicron$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\alpha}\omicron\iota\tau\epsilon$) wurden — so lehrt er — von Schreibern, denen die attische Sprache geläufig war, unwillkürlich die kontrahierten eingesetzt ($\mu\nu\acute{\alpha}\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}$, $\mu\nu\acute{\omega}\nu\tau\omicron$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}\nu\tau\epsilon\varsigma$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}\iota\tau\epsilon$), die nun aber den Vers zerstörten; um ihn wieder voll zu machen hat dann eine spätere Generation das Mittel der Zerdehnung angewandt und jene Mißbildungen geschaffen, an denen die Wissenschaft sich ärgern sollte: $\mu\nu\acute{\alpha}\alpha\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\omega$, $\mu\nu\acute{\omega}\omicron\nu\tau\omicron$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\omega\nu\tau\epsilon\varsigma$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omicron}\omega\iota\tau\epsilon$.

Den ersten beachtenswerten Einwand erhob Kretschmer¹²⁾: es sei »doch unglaublich, daß die Überlieferung des Epos, welche so viele »offene Formen bewahrt hat, in diesem Punkte so rücksichtslos und »konsequent geändert haben sollte«. Vielmehr müsse auf Grund der vorliegenden Tatsachen anerkannt werden, »daß die Aussprache der »durch Kontraktion entstandenen $\acute{\alpha}$ und ω in ‚homerischer Zeit‘ ihrem »Ursprung aus zwei Vokalen gemäß noch eine derartige war, daß sie »zweisilbig gemessen werden konnten«. Vielleicht seien sie »mit zweigipfligem Silbenakzent gesprochen« worden. Der grundsätzliche Zweifel ist dem von Hermann ausgesprochenen verwandt; was dagegen vorgeschlagen wird, erneuert im wesentlichen die frühere Mangoldsche Assimilationstheorie¹³⁾. Gegen diese aber besteht unvermindert der Ein-

12) In seiner bereits (S. 27) erwähnten Untersuchung über den Dialekt der griechischen Vaseninschriften, S. 121 ($\Delta\eta\mu\omicron\phi\acute{\alpha}\omega\nu$ ebendort S. 142); kurz wiederholt bei Gercke und Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft, I (zuerst 1910; 2 1912 S. 543). 13) Bernhard Mangold, De diectasi Homerica imprimis verborum in $\Lambda\Omega$, in Curtius' Studien VI (1873) p. 141—213.

wand, daß, wenn die Lautgruppen $\alpha\alpha$ und $\omega\omega$, die sie als Zwischenstufen zwischen $\alpha\epsilon$ und $\bar{\alpha}$, $\alpha\omicron$ und ω ansetzt, wirklich der gesprochenen Sprache angehört hätten, doch irgendwo auch außerhalb des Epos, vor allem auf Inschriften, eine Spur davon geblieben sein müßte. Nichts der Art findet sich. Einen Fall, in dem solche Bestätigung besonders nahe gelegen hätte, führt Kretschmer selbst an: $\Delta\eta\mu\omicron\phi\acute{\alpha}\omega\nu$, auf einer Schale des Hieron in älterem Alphabet $\Delta\epsilon\mu\omicron\phi\alpha\omicron\omicron$ geschrieben. Die offene Form ist um so beachtenswerter, als nicht nur im Hymnus auf Demeter $\Delta\eta\mu\omicron\phi\acute{\alpha}\omega\nu$, $\Delta\eta\mu\omicron\phi\acute{\alpha}\omega\nu\tau(\alpha)$ (248. 234) steht, sondern auch $\Delta\alpha\mu\omicron\phi\omicron\omicron$ in einer alten Weihinschrift von Ägina (IGA. 354), wo der Zusammenhang des Verses ($\pi\alpha\tau\rho\iota\ \delta\epsilon\ \tau\acute{\omega}\ \tau\acute{\eta}\nu\omicron\upsilon\ \Delta\alpha\mu\omicron\phi\acute{\alpha}\omega\nu\ \delta\upsilon\nu\mu\alpha$) den Schreibenden beeinflusst hat. Der Unterschied beider Inschriften deutet doch darauf hin, daß die Form mit $\omega\omega$ auf die Poesie beschränkt und der lebendigen Sprache fremd war¹⁴). — Kretschmer ist denn auch mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen. Zwar hatte er, was nicht unbeachtet bleiben soll, Brugmanns Beifall gefunden (Griech. Gr.³ § 369; vgl.⁴ § 372). Aber Danielsson und Eulenburg, die später die Frage der Zerdehnung eingehend behandelt haben, sind, der erste für einen Teil der Formen, der zweite für das ganze Gebiet, zu Wackernagels Theorie zurückgekehrt. Auch Jacobsohn hat sich ihr angeschlossen mit der erwägenswerten Modifikation, daß er »die Umwandlung der alten unkontrahierten Formen in modernisierte bereits einer jüngeren Schicht der epischen Sänger zur Last« legt¹⁵).

In derselben Richtung hat Fick es unternommen die Theorie weiterzubilden¹⁶). Zwar hält er daran fest, daß die gesamte Überlieferung der homerischen Gedichte auf eine durch attischen Einfluß gefärbte Textgestalt zurückgeht (S. 297), meint aber, Attika habe den Homertext zweifellos zunächst aus Ionien bezogen (S. 299); und in die Zeit vor dieser Verpflanzung glaubt er den Doppelvorgang, den Wackernagel annimmt — erst unmetrische Kontraktion, dann graphische Zerdehnung — verlegen zu müssen. Danach müßten wir nicht nur ionische Grundschrift, sondern auch, obwohl Fick dies letzte nicht ausgesprochen hat, mindestens eine Stufe mit ionischer Abschrift des Textes voraussetzen. Ausgegangen ist er von der Beobachtung, daß die Konjugation auf $-\acute{\epsilon}\omega$ von

14) Diese Sätze habe ich genau so gelassen, wie sie in der vorigen Auflage standen. Danach kann jeder, der darauf eingehen will, prüfen, ob die Form, in der Hermann (KZ. 46 [1914] S. 263) meine Ansicht über diesen Punkt anführt und ablehnt, ihren Sinn richtig wiedergegeben hat. 15) O. A. Danielsson, Zur metrischen Dehnung (Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskapssamfundet i Upsala, V 16, Stockholm 1897, S. 64–71). — Eulenburg in seiner Dissertation (oben S. 77), IF. 15, S. 177–184. — Jacobsohn in einer Anmerkung zu seinem Aufsatz über »Die Präposition $\pi\rho\acute{o}\varsigma$ « (KZ. 42 [1909] S. 285 f.). 16) Fick, Die Grundschrift unseres Odysseetextes, Bzb. Btr. 30 (1906); hierher gehörend S. 279–299.

Zerdehnung nichts erkennen läßt, sondern einfach die unkontrahierten Formen zeigt: στυγέει, στυγέουσι, δινέομεν, φρονέειν, φρονέησι, φρονέω, φρονέων, φρονέοντες. Diesen Widerspruch gegen die Verba auf -άω¹⁷⁾ hält er für nur scheinbar: δοκέεις, δοκέει, φρονέησι seien in derselben Weise nachträglich entstanden wie ὀράας, ὀράα, ἐάας, nur merke man ihnen nicht an, was sie durchgemacht haben, weil die zerdehnte Form mit der früheren unkontrahierten ganz gleich laute; und wo εο, εου, εω auftrete, sei auch dies nicht die ursprüngliche, offene Stufe, sondern aus kontrahiertem ευ ω, die bei den Ioniern gern εο εω geschrieben wurden, mit Rücksicht auf das Metrum zurechtgemacht. Danach hätte es auch hier eine Periode mit unmetrischen Formen gegeben: φρονεύντες, φρονεύσι, φρονῶ, in denen aber die Diphthonge nach ionischer Weise ΕΟ, ΕΩ geschrieben worden wären; bei der Rückverwandlung einsilbig gewordener Laute in ältere zweisilbige hätte man hier die richtigen, wirklich gewesenen Grundformen getroffen. Dazu geholfen habe das Schriftbild, eben das ionische. — So scharfsinnig dies ausgedacht ist, so liegt doch eine Lösung des Rätsels nicht darin. Zunächst etwas Einzelnes: woher kommt ε 377 ἄλω? Diese Form kann nicht auf natürlichem Wege entstanden sein, sondern ist mechanisch zerdehnt aus ἄλῳ. Als das, was der Dichter sprach, was also in ionischer Urschrift, falls es eine solche gab, geschrieben sein mußte, nimmt gerade Fick — und mit ihm Brugmann u. a. — ἄλᾰευ (aus *ἄλᾰεο) an¹⁸⁾; von da aber zu ἄλῳ gibt es keinen Übergang, sondern ἄλῳ ist attisch zusammengezogen aus ἄλᾰου. Danach muß gefolgert werden, daß denen, welche die Distraktion durch-

17) Verba auf -όω sind an sich weniger zahlreich. Von unkontrahierten Formen kommt bei Homer nur δηϊόων 4 mal vor, dazu bei Hesiod ἀρόων, ἀρόης (ἐργ. 460. 479), letzteres nur in einem Teil der Hdss., von scheinbar zerdehnten: δηϊόωντες (A 153), δηϊόωντο (N 675), δηϊόωμεν (δ 626), ἀρώσι (ι 108), dazu bei Hesiod a. O. ἀρόψς (in den übrigen Hdss.). Aber man ist wohl einig, daß da nur falsche Analogie nach ὀρώωντες, ὀρώσι vorliegt (vgl. im folgenden Kapitel II 8). Beispiele von Zerdehnung aus nominalem Gebiet hat Mangold im 6. Kapitel seiner Dissertation zusammengestellt. Neuerdings hat man Κρήτη, das Stephanos von Byzanz für Archilochos bezeugt, hervorgezogen und πύρ bei Simonides von Keos (fr. 59; vgl. Wackernagel IF. II 150 f.); und Kretschmer (bei Gercke-Norden) meint, solche Nachahmungen der epischen Zerdehnung bewiesen, daß diese »mindestens schon damals bestand«. Das weiß ich doch nicht. An relativisches ἔης Π 208, selbst Analogiebildung nach dem Possessivum, lehnen sich Fälle dieser Art mehr an als an die Formen der Verba auf -άω, die deshalb immerhin jünger sein könnten als Archilochos. 18) Fick schon 1883 in seiner Ausgabe der Odyssee, dann wieder in der Abhandlung über die Grundschrift, S. 282. Auch in meiner Ausgabe, in der Wackernagels Theorie der Zerdehnung praktisch durchgeführt ist, steht ἄλᾰευ. Brugmann dehnt seine Regel über die Behandlung dreier zusammenstoßender Vokale im Ionischen (vgl. oben S. 87 Anm. 10) ausdrücklich nicht auf die Gruppen mit beginnendem α aus, sondern läßt ἄλᾰευ als homerisch gelten (IF. 9 S. 168); und Eulenburg (ebenda 15 S. 180) schließt sich ihm an. Anders Hermann KZ. 46 S. 254 f.

führten, bereits ein attisch, nicht ionisch geschriebener Text vorlag. Weiter aber, grundsätzlich. Man hat daran Anstoß genommen, daß es irgendwann einen Homertext mit so zahlreichen das Metrum verletzenden Schreibungen gegeben haben solle, wie Wackernagel sie ansetzt. Dieses Bedenken, auf das wir noch zurückkommen, wird erheblich verstärkt, wenn wir glauben sollen, daß es Ionier gewesen seien, die den ionischen Dialekt des Epos in ihrer eigenen, ionischen Schrift darzustellen hatten. Wir bleiben also dabei, daß es attische Korrektoren waren, von denen sprachwidrige Kontraktionen beseitigt wurden, und behalten dann allerdings einen ungeklärten Rest¹⁹⁾. Wenn, wie wir mit Fick nun annehmen, εἰ in ἐεἰ, ἦ in ἐῆ aufgelöst wurde, woher die Scheu vor der Lautfolge εευ? Vorauszusetzende -εῦσι, -εῦντες erscheinen nicht mit ἐευ sondern mit εῦν, ἐο in στυγέουσι, φρονέοντες, einem durch eine ansehnliche Reihe zum Teil öfters wiederkehrender Beispiele vertretenen Typus. Oder war in solchen Fällen — wie in einigen Formen von τηλεθάω (oben S. 79), in vereinzelt κατεσκήαιον (μ 436), γοάοιεν (Ω 664. ω 190) — eine Kontraktion überhaupt nicht erst eingeführt worden? Da mag frisch einsetzende Forschung weiter führen.

Inzwischen kann man es sehr verstehen, wenn von neuem der Versuch gemacht worden ist, die Gesamterscheinung aus dem graphischen Bereich ins Lautliche zurückzuverlegen und organisch zu erklären. So zunächst von Hugo Ehrlich, Die epische Zerdehnung (Rhein. Mus. 63 [1908] S. 107—126). Dieser geht von der Erwägung aus, daß, wenn Wackernagel recht haben solle, das Auftreten distrahiert Bildungen auf solche Fälle beschränkt sein müsse, in denen statt ihrer eine unkontrahierte Grundform in den Vers gesetzt werden könne; dies aber treffe bei φῶως Π 188 und bei φαάνθη, φαάντατος nicht zu. Das sind doch, wie auch Kretschmer (Glotta II [1910] S. 342) hervorhebt, nur ganz spärliche Fälle gegenüber den auffallenden — und für Wackernagel sprechenden — Tatsache, daß »eine Reihe von Zerdehnungen fehlen, wo die offenen Formen metrisch nicht gleichwertig wären«²⁰⁾. Dann aber ist auch die Beschaffenheit dieser wenigen Fälle noch strittig. Nach Analogie von Τ 118 darf ἐξάγαγεν φῶως δέ an der Stelle in Π, obwohl Aristarch so schrieb, nicht als einzig altüberlieferte Lesart gelten; Zenodots πρὸ φῶως δέ steht äußerlich gleichberechtigt daneben, wird selbst von Ludwig bevorzugt: und als Vorstufe hierfür ergibt sich πρὸ φάσσε so natürlich

19) Meine frühere Ansicht über das Verhältnis bei den Verbis auf -έω zu ändern hat der berechtigte Widerspruch von Hermann KZ. 46 S. 245 Anlaß gegeben. 20) Kretschmer fragt: »Warum fehlt der Typus *ὀρώμαι = ὀράομαι ganz, während ὀρώ u. dgl. so häufig sind? Dafür nur ὀρώμαι. Warum fehlt ὀράται, ὀράτο = ὀράεται, ὀράετο, während μηχανάται = μηχανάται Hes. W. u. T 241 vorkommt und -άσθε = -άεσθε so häufig ist? Es gibt nur ὀρώμενος, καθορώμενος gegenüber den häufigen ὀρών«.

wie ὀράουσι für ὀρώσι. Die Aoristformen φαάνθη, ἔεφαάνθη, φάανθεν, die Wackernagel von φαίvw ableitet, bezeichnen bald Leuchten (A 200. T 17) bald ein Sichtbarwerden (Δ 468. P 650. N 278. μ 441). Daß sie deshalb dem Sinne nach noch besser zu φαίvw passen, weil dieses die beiden Bedeutungen vereinigt, während φαείναι nur »leuchten« heißt, ist richtig beobachtet. Aber φαίvw kommt im Präsensstamm bei Homer nur 5 mal vor; die Zahl reicht nicht hin, um die Möglichkeit auszuschließen, daß wie φαίvw so auch φαείvw die geistigere Bedeutung aus der sinnlicheren entwickelt gehabt habe²¹⁾. Ist somit der kritische Ausgangspunkt von Ehrlichs Hypothese mindestens anfechtbar, so erweckt vollends ihr positiver Inhalt ernste Bedenken. Er nimmt, nach Kretschmer, die alte, einst von Mangold bekämpfte Ansicht wieder auf, daß im Gesange der Vortragende gewissen Vokalen den Wert von zwei Silben habe geben können; neu gefunden zu haben glaubt er die Bedingungen, unter denen das möglich gewesen sei: überall da, wo ein Vokal seinem Ursprung nach, auf Grund der in ihm enthaltenen Elemente, die normale zweimorige Länge an Zeitdauer übertroffen habe. Auf die subtilen und doch schließlich sehr weitherzig angewandten Gesetze, die hierfür aufgestellt werden, mag ich nicht eingehen; Kretschmer selbst, mit dessen Theorie sich doch die von Ehrlich einigermassen berührt, hat sich ablehnend gegen sie verhalten (Glotta II a. O.).

Von einer ganz anderen Seite her hat Eduard Hermann in dem schon mehrfach erwähnten Aufsatz über »die epische Zerdehnung« das Problem angegriffen (KZ. 46 [1914] S. 241—265). Er erinnert daran, daß die von den Ioniern eingeführten Vokalzeichen Η und Ω in ältester Zeit nicht die Länge bezeichnet haben, sondern einen Unterschied der Qualität, den offenen Laut. Dies sei auch für das ionisch geschriebene Epos anzunehmen. In Formen wie ὀρώωντες bezeichnete ow die natürliche Vorstufe der Kontraktion, eine durch Assimilation aus ᾠo entstandene Gruppe von zwei kurzen Vokalen, deren zweiter nur durch Mißverständnis später für lang genommen wurde. Daß der erste, obwohl aus α entstanden, doch mit dem Zeichen des geschlossenen Lautes, ο, geschrieben ist, könnte auffallen; im Grunde, meint Hermann, sei auch dies zu verstehen, wenn man nur auf die parallele Entwicklung bei den ε-Lauten blicke. Aus ᾠω wurde ηω, mit Verkürzung ew, dies dann kontrahiert zu ω, in der Reihe: τάων, —, πολλέων, τῶν. »Die Entwicklung steuerte also nicht direkt auf das Endziel los; direkter wäre der Weg gewesen, wenn aus η ein kurzer offener Laut geworden wäre« (S. 248). Aber wir haben

21) Eine wesentlich andere Erklärung von ἐφαάνθη, φαάντατος, nach welcher, sie aus der Reihe der Fälle, in denen es sich um Assimilation oder Zerdehnung handelt überhaupt ausscheiden würden, gibt Hermann KZ. 46 S. 253.

die Tatsachen zu nehmen, wie sie sind: bei der ionischen Kontraktion von *a*-Laut und *o*-Laut bildete einen Zwischenzustand die Differenzierung des ersteren zu geschlossenem *e* (ε). Danach kann es uns nicht überraschen, im Bereiche der *o*-Laute dasselbe zu finden: auch die Kontraktion von *ao* zu *u* ging so vor sich, daß »eine Zeit lang der erste Vokal geschlossen, der zweite offen war«. Dies ist das *ow* derjenigen assimilierten Formen, in denen die vermeintliche Länge des *u* bisher so viel Not bereitet hat.

Gegen diese Konstruktion muß eingewandt werden, daß die Annahme, *u* habe noch in literarischer Zeit einen kurzen Laut bezeichnen können, völlig in der Luft schwebt. Nicht einmal auf Inschriften findet sich irgendwo das Ω so verwendet, während H für das kurze offene *e* keineswegs unerhört ist. Allerdings haben wir Spuren dieses Gebrauchs nur auf einigen der Kykladen, so kostbare Zeugnisse wie ΔΕΙΝΟΔΙΚΗΟ Δεινοδίκην, ΑΛΗΟΝ ἄλλέων nur von der einen Insel Naxos²²); sicher aber hatte Blaß recht, eben aus solchen Resten den Schluß zu ziehen, daß »H und E, Ω und O von Haus aus qualitativ unterschieden« waren. Wenn nur ein Teil der ionisch Redenden und Schreibenden die Bezeichnung H für kurzes offenes *e* festhielt, so dürfen wir annehmen, daß von diesen der Unterschied stärker als von anderen empfunden wurde, nicht, daß er im ganzen übrigen Gebiete völlig verschwunden war; er lebte und wirkte ebensogut weiter wie mancher andre Unterschied, den die Schrift nicht bezeichnete. Ganz unstatthaft also ist es, das ε in der aus *aw* entstandenen Lautgruppe *ew* bei Homer so zu denken, daß hier eine vorübergehende Dissimilation zu geschlossenem *e* stattgefunden habe. Damit fällt aber auch jeder Anhalt für die entsprechende Annahme beim *o*-Laut (in *opóωντες*) fort, und damit die ganze Grundlage für Hermanns neue Assimilationstheorie. Auf manche Schwierigkeiten, die sich im einzelnen für ihn ergeben und denen er sorgsam zu begegnen sucht, brauchen wir nicht einzugehen. Dagegen verdienen, soweit sie nicht schon (besonders in bezug auf die Verba mit ε) besprochen sind, noch die wichtigsten der grundsätzlichen Bedenken gewürdigt zu werden, die er gegen Wackernagels Ansicht geltend gemacht hat.

Die Korrektoren waren doch Griechen; wie konnten sie dazu kommen, in ihrer eigenen Sprache Unformen zu schaffen, die es niemals gegeben hatte? Besonderen Anstoß nimmt Hermann (S. 244. 251) an der Differenzierung von *φώς* (18 mal, immer mit der Endsilbe in Arsis) neben *φάος* (nur σ 317. τ 34 so, sonst stets in zweisilbiger Senkung, im ganzen

²²) GDL 5423. Die ganze Erscheinung zuerst hervorgezogen von Dittenberger, Zum Vokalismus des ionischen Dialekts (Herm. 15 [1880] S. 225 ff.); dazu Blaß, Über die Aussprache des Griechischen, § 9.

34 mal); doch kann ich nicht finden, daß bei seiner Theorie, wenn man sich einmal auf deren Boden stellt, das Launenhafte solcher Doppelform geringer erschiene, nur daß er die Willkür auf den Dichter und die Korrektoren verteilt. Und dem allgemeinen Einwand begegnet Hermann selber mit einem Gedanken, den ihm Fraenkel gesprächsweise mitgeteilt habe und der auf Wilhelm Schulze zurückgehe: »Jüngere Rhapsoden, »die bereits kontrahierte Formen sprachen, führten bei der Rezitation »ihre eigene Aussprache zum Teil ein, weil sie die alten offenen Formen »nicht mehr recht verstanden. So machten sie sich mit ὀρώ, ὀράας »usw. das überlieferte ὀράω, ὀράεις mundgerechter« (S. 245). Ungefähr so wird es in der Tat gewesen sein; nur, fügen wir hinzu (gegen Hermann, und anscheinend gegen Fraenkel), die Mischbildung wurde dadurch befördert, vielleicht angeregt, daß diese Generation von Rhapsoden die kontrahierten Laute schon als solche geschrieben sah. Man hält es für unmöglich, daß ein so vielfach unmetrischer Text (πόλιν εἰσποῶντες) in griechischer Überlieferung entstanden sei. Aber die Griechen waren in Stämme geschieden. Die Sprache des Epos war ionisch, mit altertümlichen äolischen Bestandteilen; Hauptträger der epischen Tradition und Vortragskunst waren eine Zeitlang — davon wird noch genauer zu handeln sein — die Athener. Diese mußten den eignen Organen, Ohr und Zunge, Gewalt antun, um Worte von ungewohnter Bildung oder Lautgestalt aufzufassen, sie hinzuschreiben und auszusprechen. Dabei sollen wir bedenken, daß die feste Gewöhnung, die uns selbstverständlich erscheint, Schrift und Laut genau miteinander zu vergleichen, erst im Laufe der Zeiten erworben worden ist. Hexameter, die nach attischer Orthographie mit ἔως anfangen, wo der Vers einen Trochäus verlangt, haben sich noch in unseren Handschriften und bis in Ausgaben der neuesten Zeit hinein erhalten (vgl. oben S. 73). So ist, wenigstens als vorübergehender Zustand, ein durch verswidrige Kontraktionen entstellter Text doch nicht undenkbar²³).

Gerade auf ἔως εἴως aber beruft sich Hermann (S. 241 f.): wenn dort metrische Korrektur nur einen Teil der Anstöße beseitigt habe — in der Hauptsache so, daß εἴως für ἔως erscheint, wo der Vers, übrigens meist vor konsonantischem Anlaut, einen Spondeus braucht —, so könne man nicht glauben, daß zur Tilgung versstörender Kontraktionen die Korrektur einheitlich und siegreich durchgedrungen sei. Völlig durchgedrungen ist sie doch auch hier nicht. Ein paar Ausnahmen haben wir schon erwähnt (S. 94); dazu kommt die Gruppe ναῖεταῶσης (Kap. 5, II 7) und

23) Nach einer Mitteilung von Thurneysen in der Indogermanischen Sektion der Basler Philologen-Versammlung bieten zu Wackernagels Erklärung der epischen Zerdehnung irische Texte etwas genau Entsprechendes. Notiz darüber IF. 22 (Anzeiger, 1908) S. 65.

vereinzelte Beispiele wie κραδάων, ἀοιδιάει, ἀοιδιάουσα (κ 227. ε 61), ὁμοστιχάει (O 635), die Hermann seinerseits mit der Hypothese zu erklären meint, daß dies spezifisch äolische Wörter gewesen und deshalb von der ionischen Vokal-Assimilation frei geblieben seien (S. 259f. 264). Das ist bei Verben von so offenkundig unursprünglicher, dem Vers zu liebe gemodelter Bildung ganz unwahrscheinlich. Wir konstatieren einen Restbestand unkontrahierter Formen, die bei der von Wackernagel angenommenen metrischen Revision geblieben sind, wahrlich kein Wunder in einer Zeit, für die es lexikalische Hilfsmittel wie Gehrings Index noch nicht gab. Im ganzen hat sich doch die Überarbeitung einheitlich durchgesetzt; und das ist, wie schon zu Anfang hervorgehoben, wirklich eine auffallende Erscheinung. Wir werden zu der Folgerung gedrängt, daß zu einer und derselben Zeit bei allen diesen Formen nicht nur die falsche metrische Korrektur, sondern auch vorher die unbeabsichtigte Verderbnis eingetreten ist. Und dieses letzte, oder vielmehr erste, das Einsetzen kontrahierter Formen, wie sie dem Schreibenden aus der eigenen Rede geläufig waren, dem Vers aber eine Silbe zu wenig boten, würde sich um so leichter begreifen lassen, wenn angenommen werden könnte, daß es sich damals nicht um eine Abschrift nach korrekter Vorlage, sondern um eine erste Aufzeichnung aus dem Gedächtnis handelte, wobei die Anpassung des Schriftbildes an die Lautgestalt als etwas Neues unternommen wurde. — Wir werden sehen, daß andere Kennzeichen in dieselbe Richtung weisen.

Von einem
Lieferung
Alexandiner
Athen wurde
eingeführt, nach
El. OY bezeichnet
Alphabet e, n
gehabt hatten
gesungen und
Homerus sollte
konnte es ganz
schriften, welche
athenischen
bei Lektoren in
findet sich diese
fest alle Hand
Über die Leser
Dithyram und
olk evryptus
Dithyram gesch
bei der Ver
unser Hand
die beschrän
klarte die
durch ov
Scholion. E
nō evryptus
παρὰ τὸν
hat Ludwig

FÜNFTES KAPITEL

ERSTE NIEDERSCHRIFT

I

Von einem Fehler, der in der Zeit der ungelehrten schriftlichen Überlieferung mehrfach in den Text gekommen sei, sprechen auch die Alexandriner: von der falschen Umschrift aus dem älteren Alphabet. In Athen wurde bekanntlich im Jahre 403 vor Chr. die ionische Schreibweise eingeführt, nach welcher η und ω durch Η und Ω, unechtes ει, ου durch ΕΙ, ΟΥ bezeichnet wurden, nachdem bis dahin in dem offiziellen attischen Alphabet ε, η, unechtes ει, andererseits ο, ω, unechtes ου nur je ein Zeichen gehabt hatten. Athen war schon im 5. Jahrhundert der Mittelpunkt des geistigen und literarischen Lebens; in die schriftliche Überlieferung Homers sollte außerdem Peisistratos bestimmend eingegriffen haben: also konnte es ganz glaublich erscheinen, daß wenigstens ein Teil der Handschriften, welche die Alexandriner zur Vergleichung hatten, aus alten athenischen Exemplaren abgeschrieben war und daß bei dieser Gelegenheit Irrtümer in bezug auf η und ω vorgekommen waren. In den Scholien findet sich dieses Erklärungsprinzip mehrfach angewandt. H 238 haben fast alle Handschriften βῶν mit Aristarch, wenige βούν mit Aristophanes. Über die Lesart der beiden Alexandriner belehren uns A und TV aus Didymos; und TV bemerkt dazu: ἐν τοῖς παλαιοῖς ἐγγράπτῳ BON, ὅπερ οὐκ ἐνόησαν οἱ διορθῶνται. Ludwicks Zweifel, ob auch dieser Zusatz aus Didymos geschöpft sei, entbehrt einer greifbaren Begründung. — Ξ 241 hat der Venetus A ἐπίσχοιες, der syrische Palimpsest ΕΠΙΣΧΟΙΑΣ, sonst unsere Handschriften fast alle ἐπισχοίης. Im Altertum scheint ἐπίσχοιες die herrschende Lesart gewesen zu sein. So schrieb Herodian, und erklärte die Form entweder durch πλεονασµὸς τοῦ ε aus ἐπίσχοις oder durch συστολή aus ἐπισχοίης. Wir wissen dies aus einem venetianischen Scholion. Ein anderes Scholion A sagt: τῷ ἐπίσχοιμι ἀκόλουθόν ἐστι τὸ ἐπίσχοις, τῷ δὲ ἐπισχοίην τὸ ἐπισχοίης. καὶ ἴσως ἔδει οὕτως ἔχειν, παρεφθάρη δὲ ὑπὸ τῶν μεταχαρακτηρισάντων. Auch diese Nachricht hält Ludwig nicht für didymeisch. Die Konjektur, daß ἐπισχοίης statt

ἐπίσχοιες zu schreiben sei, führt der Scholiast auf Alexander von Kotyäon, einen Lehrer des Mark Aurel zurück; sie ist also wirklich viel jünger als Didymos. — Λ 104 schrieb Zenodot ὃν ποτ' Ἀχιλλεύς anstatt ὡ ποτ' Ἀχιλλεύς. Aristonikos bemerkt dazu: μήποτε πεπλάνηται γεγραμμένου τοῦ ο ὑπ' ἀρχαϊκῆς σημασίας ἀντὶ τοῦ ω, προσθεῖς τὸ ν. Hier erkennt denn auch Ludwig (AHT. II 421) an, daß die Berufung auf das alte Alphabet von Aristarch herrühre; aber es sei eine bloße Hypothese gewesen, nirgends sei zu erkennen, daß einem der alexandrinischen Kritiker ein in altattischem Alphabet geschriebener Text vorgelegen habe. Nun, unser Respekt für diese Kritiker wird nur erhöht, wenn sie es vermocht haben auf innere Gründe einen so wichtigen Satz zu bauen¹⁾. Übrigens gibt es zu denken, daß in diesem Satze Krates mit ihnen übereinstimmte. Zu Φ 363 empfahlen (nach den Genfer Scholien) Peisistratos von Ephesos und Hermogenes die Korrektur μελδομένου (mit σιάλοιο zu verbinden) anstatt μελδόμενος (zu λέβης), und leiteten den Fehler aus der Übertragung in das jüngere Alphabet ab: γραφομένου »κνίση μελδομενο« καὶ οὐ προσκειμένου τοῦ υ ὁ μεταγράφων εἰς τὴν νῦν γραμματικὴν οὐκ ἐνόησεν, ὅτι »μελδομένου« ἦν, ἀλλ' ἄνευ τοῦ υ ἀναγινώσκων ἀδιανόητον ἡγεῖτο καὶ ἡμαρτημένον εἶναι, διόπερ προσέθηκε ἀντὶ τοῦ υ τὸ σ »μελδόμενος« ποιήσας. γράφεται οὖν ὁ λέβης τηκόμενος ἀντὶ τοῦ »ἀπαλοτρεφέος σιάλοιο«. Aus dem Kommentar des Ammonios (Pap. Oxyrh. 221 Kol. 17, 30ff.) wissen wir jetzt, daß Korrektur und Begründung auf Krates zurückgehen: Κράτη[ς ἐν . . . δ]ιορθωτικῶν γραφομέ[νου »μελδον« (lies: μελδομενο) φησὶ ἀντὶ τοῦ »μελδομέ[νου]« διὰ τὸ τοὺς ἀρχαίους [τῷ ο τ]ὸ υ μὴ προστιθέναι ἀγν[οήσαντά τινα . . .]. Das sieht doch sehr so aus, als sei der Alphabetwechsel für den Homertext nicht erst erschlossen worden sondern als Tatsache bekannt gewesen.

Neuere Gelehrte haben ihn als Erklärungsprinzip wieder aufgenommen. Eine Fülle sorgfältig beurteilter Beispiele findet man bei Jacob Wackernagel zusammengestellt in dem Aufsatz über die Zerdehnung, Bzb. Btr. IV S. 265 ff. Er führt u. a. die Verwandlung von ἐργάζετο in εἰργάζετο, εἶδεα in ἦδεα, εἰοίκει in ἐψκει, ἦος τῆος in ἔως τέως, τεθνηώς στήμεν ἦται in τεθνευώς στείομεν auf die Umschrift aus dem alten Alphabet zurück. Gegen dieses Verfahren wandte sich lebhaft Wilamowitz in einem besonderen Kapitel seiner »Homerischen Untersuchungen« (1884), und wieder in der »Einleitung in die griech. Tragödie« (1907 = Herakles I, 1889) S. 125. In der völligen Ablehnung dieser Erklärungsweise stimmt er mit Arthur Ludwig überein, der ebenfalls einen eigenen Paragraphen (AHT.

¹⁾ Die antiken Zeugnisse für diese Theorie gibt vollständig Rudolf Herzog: Die Umschrift der älteren griechischen Literatur in das ionische Alphabet (Basel 1912) S. 31 f. Darunter sind acht aus den Homerscholien (noch Φ 127. α 52. 254. 275).

II 45) den μεταχαρκτηρίσαντες gewidmet hat. Die Gründe beider Gelehrten sind aber nur zum Teil dieselben.

1. An der Spitze steht eine chronologische Erwägung. In Euripides' Theseus wird der Name des Helden von einem des Schreibens unkundigen Hirten beschrieben (fr. 385); dabei heißt es:

τὸ δεύτερον δὲ πρῶτα μὲν γραμμαὶ δύο,
ταύτας διείργει δ' ἐν μέσοις ἄλλη μία.

Daraus schloß Kirchhoff (Alph.⁴ 92 f.), daß das ionische Alphabet »im Privatgebrauch« der Athener »schon seit den Perserkriegen Verwendung zu finden angefangen hatte«. Ludwig (S. 425) und Wilamowitz (HU. 305) erinnerten weiter daran, daß auf attischen Inschriften seit der Mitte des 5. Jahrhunderts ionische Zeichen vorkommen, in dem letzten Jahrzehnt vor 403 sogar schon sehr häufig. Wilamowitz nahm an, daß wie Euripides so auch Sophokles und, nach den durch Köhler (Athen. Mitteil. X 359 ff.) erschlossenen Tatsachen²⁾, Äschylos nicht mehr attisch geschrieben, sondern sich des ionischen Alphabetes bedient habe. Eine Bestätigung dieses Resultates glaubte Kretschmer³⁾ auf einer Schale des Duris (vor 480) zu finden, wo in einer Schulszene der Lehrer eine Papierrolle in der Hand hält, auf der zu lesen steht: μοισαμοι | αφισκαμανδρον | ευρωναρχομαι | αεωδεν, d. i.: Μοῖσά μοι ἀμφὶ Σκάμανδρον ἑύρρουν ἄρχομ' αἰεῖδεν. In diesem Verse, der aus Reminiszenzen sinnlos zusammengestückt ist, steht ein Ω; daraus folgerte Kretschmer, daß in Athen auch nichtionische Literaturwerke (darauf weist μοῖσα hin) schon zu Duris' Zeit in ionischem Alphabet niedergeschrieben wurden.

Gegen die Beweiskraft dieses vereinzelt Falles mußte zunächst doch der Umstand Bedenken erwecken, daß das Ω hier den kontrahierten Laut ou bezeichnet, also falsch verwendet ist; diesem Umstand hat Kretschmer auch neuerdings (Glotta VI [1914] S. 283) keine Beachtung geschenkt. Dann aber hat Rudolf Herzog in der soeben erwähnten Studie (S. 14 ff.) alle literarischen Zitate auf attischen Vasenbildern des fünften Jahrhunderts zusammengestellt, über ein Dutzend, und in allen mit einer Ausnahme die alte Orthographie gefunden. Versteile wie ὠδέ ποτ' ἐν Τίρυνθι, ὦ παίδων κάλλιστε, φασὶν ἀληθῆ ταῦτα sind mit O und E, der

2) An der angeführten Stelle hat Köhler (1885) »die attischen Grabsteine des 5. Jahrhunderts« in bezug auf die Entwicklung des Alphabetes und der Schriftformen untersucht. Dabei ist er zu dem Ergebnis gekommen (S. 378): »daß das ionische Alphabet in Athen »um die Mitte des 5. Jahrhunderts für private Aufzeichnungen auf Stein verwandt worden ist; es kann nicht wohl anders gedacht werden, als daß es in den literarisch gebildeten »und tätigen Kreisen schon in der vorhergehenden Epoche im Gebrauch gewesen ist«.

3) Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften ihrer Sprache nach untersucht (1894), Nr. 87.

erste auch mit H als Zeichen des Hauches geschrieben. Auf einer von Jacobsthal veröffentlichten Schale (Göttinger Vasen, 1912) stehen, als von einem singenden Zecher gesprochen, die Worte ὦ διὰ τῆς θυρίδος, worin Wilamowitz den Anfang eines Liedes der Praxilla (fr. 5) erkannt hat; auch hier bezeichnen O und E die langen Vokale, um 450 (nach Jacobsthals begründeter Datierung). Nur auf einer von ihrem ersten Herausgeber Comparetti ins letzte Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts gesetzten Hydria (bei Kretschmer Nr. 68) herrscht ionische Schreibweise, und zwar nicht bloß in einem Zitat (ἡερίων ἐπέων ἄρχομαι), sondern nun auch in den beige-schriebenen Namen. — Aus dem allen geht wohl hervor, daß Köhler und Wilamowitz aus einem Teile des Materiales etwas allzu sichere Schlüsse gezogen hatten; aber Herzog geht nach der anderen Seite zu weit, wenn er annimmt (S. 30. 36.), daß auch in den literarischen Gebrauch, wie in den amtlichen, das ionische Alphabet erst durch den Volksbeschluß des Archinos im Jahre 403 eingeführt worden, als Zeitalter der Umschrift also die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts anzusehen sei. Dem Zeugnis des Euripides meint er durch die Vermutung gerecht zu werden, daß in dieser Demonstration des Namens ΘΗΣΕΥΣ in ionischem Alphabet eine Tendenz gelegen habe, »eben die Propaganda für das neue, noch nicht geltende Alphabet«. So interessant dieser Gedanke ausgeführt wird (S. 26 ff.), so fehlt es ihm doch an rechter Überzeugungskraft. Und wenn wir selbst bereit wären dem Dichter solche Absicht zuzuschreiben, so würde doch die Tatsache bestehen bleiben, daß sich, abgesehen von der konservativen Haltung der Behörden, der Übergang zum ionischen Alphabet in Athen während des 5. Jahrhunderts vor unseren Augen vollzieht. Innerhalb dieser Periode muß es also auch geschehen sein, daß die homerischen Gedichte aus der älteren Schreibweise in die neue übertragen wurden. Wer beweisen wollte, daß solche Übertragung niemals erfolgt sei, müßte glaublich machen, daß auch schon im sechsten Jahrhundert, zur Zeit des Peisistratos und Solon, in Athen für literarische Texte das ionische Alphabet in Gebrauch gewesen sei.

2. Ein zweites Bedenken gegen die Erklärung gewisser Fehler aus falscher Umschrift findet Wilamowitz in der inneren Unmöglichkeit des angenommenen Herganges. »Gesetzt auch«, so schreibt er HU. 305 f., »es hat eine Umschrift irgendwo stattgefunden, meinethalben beim »Homer, so ist es eine bare Gedankenlosigkeit, wenn diese Gelegenheit »zu einer Quelle von Fehlern gemacht wird. — — Wenn ein Volk eines »Tages eine Änderung in der Orthographie vornimmt, die noch dazu »sorgfältigere Bezeichnung von Lauten bezweckt, die schon vorher »ebenso im Munde differierten wie sie sich nun auch dem Auge darstellen

»sollten, so ist gar nicht auszudenken, wieso gerade dabei die Leute »Fehler machen sollten. Wenn man vorher $\epsilon\upsilon\delta\epsilon\omicron\iota\kappa\omicron\varsigma\iota$ schrieb und doch »unterschied, ob es $\eta\nu\delta'$ $\epsilon\omicron\iota\kappa\omicron\varsigma\iota$ oder $\eta\nu\delta\epsilon$ $\omicron\iota\kappa\omega\varsigma\iota$ oder $\epsilon\nu\delta\epsilon$ $\omicron\iota\kappa\omicron\upsilon\varsigma\iota$ heißen sollte: wie kam man plötzlich dazu sich zu versehen, weil man's »nun gemäß der Aussprache verschieden schrieb?« Ja wie kam man dazu? Wie kommen unsere Kinder in der Schule dazu, orthographische Fehler zu machen, *ie* und *i*, *ß* und *ff* zu verwechseln, obwohl *dienen* und *binden*, *Füße* und *Flüsse* verschieden gesprochen werden? Der größte Teil der Schwierigkeiten, die beim Erlernen der Orthographie überwunden werden müssen, beruht ja darin, daß man sich gewöhnen soll, auf die feineren Unterschiede der eignen Aussprache zu achten und ihnen die durch fremde Autorität festgesetzten Unterschiede der Schreibung Punkt für Punkt entsprechen zu lassen. Das von Wilamowitz gegebene griechische Beispiel ist geeignet die Sache lächerlich zu machen, nicht, sie aufzuklären; denn dort wird die graphische Unterscheidung durch die erhebliche Verschiedenheit nicht nur der Aussprache sondern auch des Sinnes unterstützt. Da, wo bei gleicher oder doch dem Hinübergleiten einen Anhalt bietender Bedeutung geringe lautliche Abweichungen durch die Schrift bezeichnet werden sollten, können sehr wohl Verwechslungen vorgekommen sein, zumal wenn der Text nicht nach dem Gehör aufgeschrieben sondern aus einer geschriebenen Vorlage kopiert wurde. (Vgl. übrigens zu 4.)

3. Die Unfruchtbarkeit des Prinzipes ist ein weiterer Vorwurf, der von demselben Gelehrten erhoben wird (S. 306): »Was hat sie [die Umschrift-hypothese] denn erklären wollen im Homer wie im Pindar? Nichts als »die langweiligen ϵ und $\omicron$, $\epsilon\iota$ und $\omicron\upsilon$. Wer etwas mit ihr machen will, »der finde wenigstens ein η für h im Homer, γ für λ [muß heißen: λ für γ] »im Äschylos, $\psi\chi$ für $\chi\xi$ bei Pindar, μ für $\iota\beta$, β für ϵ bei Epicharm. Bis »das geschehen ist, soll man von dem $\mu\epsilon\tau\alpha\gamma\gamma\alpha\mu\mu\alpha\tau\iota\sigma\mu\acute{o}\varsigma$ stille sein.« Diese Forderung ist ganz unbillig. Verwechslungen konnten natürlich nur da stattfinden, wo die beiden zu scheidenden Laute einander ähnlich waren. Denn wenn wir auch annehmen müssen, daß die homerischen Gedichte im Altertum vielfach mit mangelhaftem grammatischen Verständnis abgeschrieben wurden, so fehlte das Verständnis doch nicht völlig; wer aber h und η , γ und λ , χ und ψ verwechseln sollte, hätte dem Text ebenso fremd gegenüberstehen müssen, wie heute etwa der Telegraphist einer lateinischen Depesche.

4. Den eigentlich entscheidenden Grund, das Verfahren von Wackernagel und anderen zu verwerfen, findet Wilamowitz in der methodischen Inkonsequenz, zu der es führe. Er schreibt HU. 323 f.: »Gesetzt auch, »die $\alpha\rho\chi\alpha\iota\alpha$ $\sigma\eta\mu\alpha\varsigma\iota\alpha$ wäre berechtigt als Erklärungsgrund zu dienen,

»wie sie καιροσέων und τεθνεύς, θείης u. a. m. allerdings erklären würde, »so hätte es doch keine Logik sich auf sie zu berufen, weil so viele ganz »analoge Erscheinungen mit ihr keinesfalls etwas zu schaffen haben »können.« Hier wird also zugegeben, daß gewisse Fälle sich doch aus einem Umschriftfehler erklären lassen; und damit ist der zweite der vorher besprochenen Einwände freiwillig aufgegeben. Aber auch der neue und letzte hält nicht stand. Das ist ja unzweifelhaft richtig, daß viele der Fehler, die in der Zeit der ersten schriftlichen Überlieferung in den homerischen Text gekommen sind, einfach entstanden, weil die Abschreiber unwillkürlich die modernen Formen ihrer eigenen täglichen Sprache an Stelle der altertümlichen epischen einsetzten: λέναι für ἔμεναι, ἦν διαν für ἦοα διαν, μειλιχίους ἐπέεσσι statt μειλιχίοισι φέπεσσι, Αἰόλου κλυτὰ δώματα statt Αἰόλοο, ἦν που für αἶ κεν usw., überhaupt die Fälle, von denen unser voriges Kapitel handelte. Aber wenn Wilamowitz verlangt, daß nach ihrem Muster auch diejenigen beurteilt werden, bei denen an und für sich eine Erklärung aus falscher Umschrift möglich sein würde, so fragt man: Warum denn? Der Satz, daß beide Gruppen »ganz analoge Erscheinungen« enthalten, müßte erst bewiesen werden. An sich ist es doch vollkommen denkbar, daß die allgemeine Neigung, jüngere Sprachformen statt der im Text überlieferten einzuführen, in einem Teil der Fälle durch die Unsicherheit in der Deutung einer älteren Niederschrift unterstützt wurde; und diese Unsicherheit wieder mußte um so größer sein, wenn es sich um eine Sprache handelte, die den Lesenden und Schreibenden selber nicht mehr in lebendigem Gebrauche vertraut war.

5. Einen neuen, die Sache fördernden Einwand hat Kretschmer erhoben im Anschluß an die antike Sitte des lauten Lesens, Glotta V (1914) S. 261: »Wenn die homerischen Epen seit ihrer ersten Niederschrift »immer laut gelesen worden waren, dann mußte auch eine mündliche »Tradition über die Aussprache des Geschriebenen sich bis zur Zeit der »Umschrift forterhalten, während die Umschrifttheorie doch voraussetzt, »daß man damals ganz von den Handschriften abhängig war, die man »daher falsch entziffern konnte.« — Die Folgerung wäre zwingend, wenn feststünde oder angenommen werden müßte, daß die Epen von ihrer ersten Niederschrift an überhaupt sogleich einen Gegenstand der Lektüre gebildet haben. Aber von rhapsodischem Vortrag zu literarischer Verbreitung kann der Übergang nicht mit einem Schlage fertig gewesen sein. Murray, der im letzten Kapitel seines Werkes die Textgeschichte behandelt, warnt mit Recht, man möge nicht die Gewohnheiten einer späteren Zeit ins 6. Jahrhundert übertragen. Das für öffentlichen Gebrauch hergestellte Exemplar von Ilias und Odyssee diente zunächst nur

als Anhalt und Kontrolle für die Rezitation bei den Panathenäen (vgl. in diesem Kapitel V 3). Als später das Interesse auch eines lesenden Publikums rege wurde und der Buchhandel es zu befriedigen unternahm, begann man abzuschreiben. Inzwischen war wirklich die alte Schreibweise den Lesenden fremd geworden, so daß die stete Beziehung des Schriftbildes zur Lautgestalt erst gesucht und geschaffen werden mußte. Und dabei hat vielfach über die altertümlichen und fremdartigen Formen des epischen Dialektes die Sprache des täglichen Gebrauches mit ihrem jüngeren Entwicklungsstande den Sieg davon getragen.

II

Aber freilich, wenn überall, wo Erklärung aus falscher Umschrift möglich ist, sie nur als verstärkendes Moment zu einer andern Erklärung hinzukäme, so wäre es doch im Grunde schwach um sie bestellt. *Fabulam de erroribus τῶν μεταγραψαμένων merito explosit de Wilamowitz*, schrieb deshalb 1892 Wilhelm Schulze Qe. 153. Sachlich ebenso urteilte später Kretschmer, schon bei Besprechung der zweiten Auflage des vorliegenden Buches (Glotta III [1912] S. 307 f.): was die Anhänger der Umschrifttheorie zu beweisen hätten, sei der Satz, »daß gewisse Fehler der »Überlieferung durch Übertragung der epischen Texte aus einem archaischen Alphabet ins ionische erklärt werden müssen, nicht nur daß sie »so entstanden sein könnten«. Das ist vollkommen richtig, nur kein rechter Einwand gegen meine Darstellung, die von vornherein gerade auf diesen Unterschied gegründet war. Ich hatte gefragt: »ob es Beispiele gibt, in denen nur die Erklärung aus falscher Umschrift, nicht auch die aus unwillkürlicher Modernisierung stattfinden kann«. Von den elf Beispielen, die dann gegeben wurden, hat Kretschmer nur zwei zu widerlegen unternommen; selbst wenn ihm dies gelungen sein sollte, so bleiben die übrigen stehen, und können vermehrt werden.

1. Die ungeheuerlichen Lesarten ἐπιδημίου ὀκρυόεντος (I 64) und κακομηχάνου ὀκρυοέσσης (Z 344) sind zuerst von Payne Knight in seiner Ausgabe und aufs neue von Georg Curtius (Grdz.³ 149) dadurch beseitigt worden, daß das anlautende o zum vorhergehenden Worte gezogen und so ein paar Belege der altertümlichen Genitivendung oo neu gewonnen wurden. Man muß annehmen, daß die Buchstaben IOOKP von un- gelehrten Abschreibern falsch abgeteilt worden sind, wobei der Anklang an ein bekanntes Wort, das Adjektiv ὀκρίεις »spitzig«, den Irrtum erleichtern mochte. Diesen Fall meinte ich von einer Gruppe ähnlicher (Αἰόλου κλυτὰ δώματα κ 60, ἀγρίου πρόσθεν X 313, ἀνεψιοῦ κταμένοιο O 554, Ἀσκληπιοῦ δύο παῖδε B 731, Ἰλίου προπάροιθε O 66, ὁμοίου πολέμοιο

l 440) trennen zu können; und ein kleiner Unterschied besteht wirklich. Aber er macht für die Frage, ob falsche Nachschrift einer älteren Schreibweise anzuerkennen sei, nichts Entscheidendes aus: darin hat Kretschmer recht. Das Beispiel muß also ausscheiden.

2. η 107: *καιροσέων δ' ὀθονέων ἀπολείβεται ὑγρὸν ἔλαιον*. Wie wir aus Eustathios und den Scholien sehen, erkannte man vereinzelt schon im Altertum, daß im ersten Worte dieses Verses ein von *καῖρος* abgeleitetes Adjektiv stecke; und danach hat Lobeck (Pathol. Elem. [1853] p. 504 sq.) *καιροεσσέων* hergestellt. Da mit *καῖρος* die Schnüre am Webstuhl bezeichnet werden, welche dazu dienen, die Fäden des Aufzuges in paralleler Lage zu halten, und zu verhindern daß sie sich verwirren, so ist *καιρόεσσαι ὀθόναι* soviel wie »dichtgekettete, dichtgewebte Leinwand«. Wie der Irrtum in unserer Überlieferung entstanden sei, blieb dunkel. Dies hat erst Theodor Bergk (Philol. 16 [1860] S. 578–581) aufgeklärt und dem Dichter die kontrahierte Form *καιρουσέων* zurückgegeben. Auf einer alten milesischen Weihinschrift (IGA. 488) nennt sich der Stifter *Τειχιό(υ)σ(σ)ης ἀρχός*. Das Alphabet dieser Inschrift steht in der Bezeichnung des *ou* ganz auf dem Standpunkt des älteren attischen; wenn wir also annehmen, daß in einem athenischen Exemplar der *Odyssee*, ebenfalls ohne Bezeichnung der Geminatio, *ΚΑΙΡΟΣΕΩΝ* geschrieben war, so begreift es sich leicht, daß ein Abschreiber, der das ungewöhnliche Adjektiv *καιρόεις* nicht kannte, aus den unverstandenen Buchstaben eine Form *καιροσέων* machte. Dabei hat er aber die richtige Form nicht unter dem Einfluß seiner eigenen Sprache modernisiert, sondern einfach mißverstanden, weil die Zeichen des alten Alphabets eine doppelte Deutung zuließen.*

Hier hat mich Kretschmers Einspruch nicht erschüttert. Er schreibt: »Da der Vers doch schon im VI. und VII. Jhdt. vorgetragen wurde, so muß man auch schon damals das Wort irgendwie ausgesprochen haben, also nun entweder *καιροσέων* oder *καιρουσέων*. Sprach man damals *καιροσέων*, so ist dieser Fehler nicht erst bei der Umschrift und durch dieselbe entstanden. Sprach man aber bis zur Zeit des Alphabetwechsels das richtige *καιρουσέων*, so sehen wir nicht ein, wie man dazu kam, bei der Umschrift falsch zu transskribieren.« — Träfe das zweite zu, so hätte der Fehler überhaupt nicht entstehen können; das kann Kretschmer nicht meinen, denn der Fehler ist ja da. Also ist seine Meinung, daß er schon im 6. oder 7. Jhdt. entstanden sei⁴⁾. Wie denn aber — darüber müßte er nun wenigstens eine Vermutung aufstellen.

4) Für Kretschmers erste Alternative entscheidet sich auch Wackernägel, der neuerdings (1916, SUH. 84 f.) auf diesen Punkt zurückgekommen ist, gegenüber den »krampfhaften Versuchen diesen Beleg wegzudeutern«.

Kann er das nicht, so heißt das doch eben: wir müssen in diesem Falle zu der Erklärung aus falscher Umschrift greifen, weil sich eine andre nicht finden läßt. Oder will er dieser Hypothese nicht nur die Notwendigkeit, sondern auch die Möglichkeit abstreiten? Fast scheint es so, nach seinem abschließenden Satze: »Die Erklärung durch falsche Umschrift hat zur Voraussetzung, daß das Abreißen der Tradition in allen solchen Fällen zufällig ganz genau mit der Transskription der Texte in ionische Alphabet zeitlich zusammenfiel, was natürlich undenkbar ist.« — Ein zeitliches Zusammenfallen ist von mir so wenig wie von Wackernagel angenommen worden, wohl aber ein bestimmtes zeitliches Verhältnis, so daß in allen solchen Fällen ein Sprung in der Tradition dem Irrtum bei der Umschrift vorangegangen wäre. Ist auch das undenkbar? Wundern mochte man sich ja darüber, hätte dann aber fragen sollen: wie konnte das kommen? Die Antwort war ich schon früher nicht schuldig geblieben⁵⁾. Wer also unsre Erklärung widerlegen wollte, mußte die Konsequenzen, zu denen sie nötigt, nicht nur abschreckend andeuten, sondern mit prüfen. Es könnte doch sein, wenn ihnen von andrer Seite her Wahrscheinlichkeit erwächst, daß sie umgekehrt der Hypothese als Stütze dienen. Wirklich glaube ich, daß es sich so verhält,

3. θεουδής brachte man früher mit θεοειδής zusammen. Die richtige Ableitung fand Buttmann im Lexilogus (I 43), indem er es auf θεοδεής zurückführte. Aber woher sollte das ου kommen? Da der Stamm von δέος ursprünglich mit δf anlautete, so ist als Grundform *θεο-δφεής anzusetzen, und daraus konnte durch Vermittlung von *θεοδφεής nur θεοδδής werden (vgl. ἔδδισεν, περιδδείσασα). Auch diese sprachgeschichtlich richtige Form können wir mit Wackernagel (Bzb, Btr. IV 274) dem Homertexte zurückgeben, wenn wir voraussetzen, daß auf einer gewissen Stufe der Überlieferung δ einfach geschrieben war, so daß θεοδ(δ)ής in θεουδής verlesen werden konnte.

4. θ 408f.: ἔπος δ' εἶ πέρ τι βέβακται δεινόν, ἄφαρ τὸ φέροιν ἀναρπάξασαι ἄελλαι. So bittet Euryalos den Fremden um Verzeihung: »Furchtbares, Gewaltiges« hatte er nicht gesagt⁶⁾, aber κερτόμια, δνειδεα ἔπεα, Spottendes, Schmähendes: κακὰ ἔλεγεν. Und mit κακολόγον erklärt Hesychios ein seltenes δεινόν; das zugehörige Verbum δεινάζειν kommt unter anderen bei Sophokles (Ai. 243. Ant. 759) vor, Herodot

⁵⁾ In diesem Kapitel: III, zweiter Absatz, und IV 3; dazu jetzt I 5. Vgl. auch den Schluß des vorigen Kapitels. ⁶⁾ Auch die Stellen, auf die Hefermehl (BphW. 1911 Sp. 1365) hinweist, θ 397 (οὐ τι ἔπος κατὰ μοῖραν εἶπεν) und 166 (Ξεῖν', οὐ καλὸν εἶπες: ἀτασθάλῳ ἀνδρὶ ἔοικας), zeigen nur, daß auch δεινόν einen allenfalls möglichen Sinn gibt, erklären also, daß man es sich gefallen ließ, solange nicht δεινόν zur Vergleichung daneben stand.

kennt (9, 107) das Substantiv: παρὰ τοῖσι Πέρσῃσι γυναικὸς κακίῳ ἀκοῦσαι δέννος μέγιστός ἐστι. Ewald Bruhn, dem diese unzweifelhafte Korrektur gehört, hat gestattet sie hier mitzuteilen. Die Entstehung des Irrtums liegt auf der Hand: ΔΕΝΟΝ war geschrieben, und wurde vom Abschreiber so gedeutet, wie es ihm geläufig war; die Bedeutung war nicht so unpassend, daß ein unkritischer Sinn hätte Anstoß nehmen müssen.

5. ὠλεσίκαρπος (κ 510) stellt Wilhelm Schulze Qe. 159 zusammen mit einer Gruppe von Worten, die eigentlich einen kurzen Vokal in der ersten Silbe haben sollten, ihn aber unter dem Drucke des Metrums gedehnt zeigen: εἰρεσίη, εἰαρινός, εἰνοσίφυλλος, Δουλίχιον, δουλιχοδείρων. Wenn unser Wort statt des zu erwartenden ου ein ω zeigt, so meint Schulze, dies sei nach Analogie von ὠλεσα, ὄλῳλα, ἐξώλης eingedrungen. Gewiß richtig; aber die Anlehnung an solche Formen hätte schwerlich erfolgen können, wenn ΟΥ schon in den ältesten Texten deutlich geschrieben gewesen wäre. Wir haben also den Fall, daß das Mißverstehen des alten Alphabetes durch ein anderes Moment, die unzeitige Erinnerung an verwandte Wörter, befördert worden ist; von Modernisierung einer ursprünglichen Lautgestalt kann auch hier nicht die Rede sein.

6. Das richtige Verständnis von περιώσιος (Δ 359. π 203) wird Gustav Meyer (KZ. 22 [1874] p. 487) verdankt, der zeigte, daß περιεῖναι darin steckt, also περιούσιος geschrieben werden muß. Die Verbesserung ist darum nicht minder sicher, weil die Herausgeber es bisher verschmäht haben von ihr Gebrauch zu machen. Der Ursprung des Fehlers aber kann auch hier nur darin liegen, daß in einer alten Vorlage O geschrieben war und die zwiefache Aussprache ου oder ω zuließ.

7. ναιετάωσαν, ναιεταύσης u. ä. ist an mehreren Stellen in allen oder den meisten Handschriften überliefert. Diese Form ist noch schlimmer als die große Masse der von den Verben auf άω gebildeten, weil sie nicht einmal durch Zerdehnung erklärt werden kann; es müßte dann wenigstens ναιετώσαν heißen. Tatsächlich gab es diese Lesart im Altertum, und sie wurde von Aristarch bevorzugt, wie Didymos zu Z 415 bezeugt: Ἀρίσταρχος διὰ τοῦ ο »ναιετώσαν«. Offenbar hatte man erkannt, daß für die Schreibung αω überhaupt keine Erklärung möglich sei. Die neueren Herausgeber haben meistens die einfache unkontrahierte Form ναιετάουσιν, ναιεταούσης hergestellt. Mit Recht sträubt man sich gegen eine Korrektur, die den Ursprung des berichtigten Fehlers nicht deutlich macht; ναιετάωσαν kann nur aus ΝΑΙΕΤΑΟΣΑΝ, nicht aus ΝΑΙΕΤΟΟΣΑΝ verlesen sein.

8. Auch die Formen ἀρώσι (I 108), δηιώμεν (δ 226), δηιόνντες (Λ 153), δηιόνντο (N 675) weichen von der Masse der zerdehnten ab, da sie nicht

von α-Stämmen sondern von o-Stämmen abgeleitet sind (vgl. oben S. 93 Anm. 17). Daher sind auch diese von mehreren Herausgebern, die sonst an der Zerdehnung keinen Anstoß nehmen, in ἀρόουσι, δηίοιεν, δηιόνοντες korrigiert worden. Der Fehler stammt wieder aus dem älteren Alphabet, in dem ουυ, οοι, οο und οω, οω, οω nicht geschieden waren. Allerdings kam auch hier wie bei ούλεσίκαρπος ein anderer Grund hinzu, der den Irrtum unterstützte: man erinnerte sich an falscher Stelle an die Flexion der Verba auf ᾠω.

9. Zu αἰὲν ὁμοστιχάει O 635 bemerkt Schol. B: συμπορεύεται· βάρβαρον δὲ φησιν εἶναι αὐτὸ Διονύσιος. Lobeck bezog den Tadel des Grammatikers auf die Endung und meinte, er habe ὁμοστιχέει für besser gehalten. Den wahren Grund des Anstoßes erkannte Bekker², der Σ 577 (χρῦσειοι δὲ νομῆες ἅμ' ἐστιχάοντο βόεσσιν) zur Vergleichung heranzog und ὁμοῦ στιχάει schrieb. Das falsche Kompositum kann nur durch Mißverständnis der Zeichen ΜΟΣ entstanden sein⁷).

10. In der Drohung, mit der Helena von Aphrodite zu dem aus dem Kampf entflohenen Buhlen zurückgerufen wird, müssen die Worte μέσσω δ' ἀμφοτέρων μητίσσομαι ἔχθεα λυγρά (Γ 416) den Sinn haben: »daß ich dir nicht von beiden Seiten Haß erzeuge«. Der Ausdruck ist mindestens wunderlich, so daß man schon an Athetese dieses und des folgenden Verses gedacht hat, womit doch die Schwierigkeit nur an eine andre Stelle geschoben wäre. Schreiben wir, mit Benutzung einer Konjekture von Christ (1884), μὴ σοί γε, so ist der Gedanke klar, auch das hervorhebende γε wirksam, und die Entstehung des Irrtums führt auf eine Schreibung ΜΕΣΟΙ zurück. Auch den Hinweis auf diesen Fall verdanke ich Bruhn.

11. H 434: τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κριτὸς ἔγρετο λαὸς Ἀχαιῶν,
 Ω 789: τῆμος ἄρ' ἀμφὶ πυρὴν κλυτοῦ Ἑκτορος ἔγρετο λαός.

In beiden Versen gibt ἔγρετο »erwachte« gar keinen Sinn und ist von Düntzer in ἤγρετο »versammelte sich« geändert worden. Läge der umgekehrte Fehler vor, so könnte man daran denken, daß die alte augmentlose Form unter der Einwirkung attischer Sprachgewohnheit in die augmentierte verwandelt worden sei; der irrtümliche Fortfall des Augmentes aber steht zu der sonst beobachteten Vorliebe der Schreiber für moderne Formen geradezu im Gegensatz und kann nur dadurch veranlaßt sein, daß ein in altem Alphabet geschriebenes ΕΓΡΕΤΟ falsch gelesen wurde. Ja, wenn wir wollten, so könnten wir hier den Spieß umdrehen und gegen Wilamowitz behaupten: weil bei ἔγρετο die An-

7) Ein gleichartiger Fall wäre K 515 *οὐδ' ἀλαοῦ σκοπιὴν εἶχε; doch ist das überlieferte ἀλαός durch homerischen Sprachgebrauch gerechtfertigt.

nahme einer unwillkürlichen Modernisierung ausgeschlossen sei, so dürfe man auch bei εἰργάζετο ἔψκει u. ä. nicht hieran denken, sondern nur an falsche Umschrift aus dem attischen Alphabet. Aber freilich, diese Behauptung würde ebenso einseitig und unbillig sein wie die welche wir bekämpfen.

12. ὠμηστής ist zuerst von Wackernagel (S. 267) in das etymologisch richtige ὠμεστής korrigiert worden. Er hat gewiß recht mit der Vermutung, daß der Gedanke an Wörter wie ὀρχηστής μολπηστής den Abschreiber verleitet habe E für η zu nehmen.

13. Fünfmal kommt die Form ἀνηρείψαντο im Sinne von »entraften« vor, die mit ἐρείπω nichts zu tun hat (θεοί Y 234, θύελλαι δ 727, ἄρπυιαι α 241. ε 371. υ 77). Doederlein (Homerisches Glossarium III [1858] S. 244 f.) vermutete ἀνιρέψαντο, und hat dafür vielfach Zustimmung gefunden, auch eine wertvolle Bestätigung durch das Wortspiel, das sich ergab, wenn man die auf einer Vase von Ägina und im Etymologicum Magnum bezeugte Form ἀρέπυιαι einsetzte, was von Fick zuerst bemerkt wurde (Od. [1883] S. 2). Daß auch in meiner Neubearbeitung der Ausgabe von Ameis-Hentze (ε. υ) noch ἀνηρείψαντο steht, wird von Herzog (in der Anm. 1 zitierten Schrift S. 59) mit Recht gerügt; er für ε in diesem Worte ist ein sicherer Fall der von Wilamowitz und Kretschmer bestrittenen Art.

Die Beispiele sind nicht sehr zahlreich, beweisen aber unzweifelhaft, daß falsche Umschrift von E und O als selbständige Fehlerquelle, unabhängig von dem Streben nach Modernisierung, wirksam gewesen ist. Ganz begreiflich, daß der Irrtum beim Abschreiben manchmal durch den Gedanken an irgend eine verwandte oder ähnlich klingende Bildung hervorgelockt wurde. Dergleichen Assoziationshilfen fanden wir in ὤλεσα (für 5), ὀρώσι (8), ὀρχηστής (12); auch bei ἤγρετο (11), ἀνιρέψαντο (13) hat natürlich die Verwechslung mit ἔγρετο, ἐρείπω mitgewirkt. Eine solche Anregung zu falscher Umschrift konnte nun auch dadurch gegeben werden, daß dem Schreiber, während er eine homerische Wortform aus der Vorlage herübernehmen sollte, die entsprechende Form der ihm geläufigen Sprache vorschwebte. Die beiden Erklärungen, deren Rechte wir gegeneinander abgewogen haben, schließen sich nicht gegenseitig aus, sind aber auch nicht wie zwei Kreise, deren einer den andern ganz umschließt, sondern wie Kreise, die sich schneiden und zum Teil decken: in vielen Fällen haben falsche Umschrift und der Modernisierungstrieb zusammengewirkt; aber es gibt auch falsche Lesarten, die nur auf dem zweiten, und es fehlt nicht an solchen, die nur auf dem ersten Wege entstanden sind.

III

Ein Bedenken gegen unsere Auffassung ist doch noch möglich: waren denn wirklich alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben? Dies müßte doch der Fall sein, wenn Irrtümer, die in der gesamten späteren Überlieferung festsitzen, durch verkehrte Umschrift aus dem attischen Alphabet entstanden sein sollen. Die Frage muß ernstlich geprüft werden. Und dabei wird sich ergeben, daß wir recht getan haben den Wechsel der Orthographie nicht in die ältere Zeit zu verlegen, wo die Ionier selbst erst die genauere Bezeichnung der *e*- und *o*-Laute einführten (vgl. S. 101 f.).

Die eben hervorgehobene Schwierigkeit bestand nicht für Aristarch, auch nicht für Cobet; denn beide hielten Homer für einen geborenen Athener. Aristonikos notierte zu N 197, wo die Dualformen Αἶαντε μεμαότε vorkommen: ἡ διπλῇ, ὅτι συνεχῶς κέχρηται τοῖς δυοῖς· ἡ δὲ ἀναφορὰ πρὸς τὰ περὶ τῆς πατρίδος· Ἀθηναίων γὰρ ἴδιον. Und Cobet sagt mit bezug darauf (MCr. 281): *Summo iure videtur Pisistratus de Homero dixisse: ἡμέτερος γὰρ κείνος ὁ χρύσεος ἦν πολίτης. plurimis enim ex lingua HomERICA indiciis colligimus Athenis oriundum fuisse poetam.* Diese Ansicht teilt heute wohl kaum noch jemand; auch Arthur Ludwig (AHT. II 422) nennt den Standpunkt der beiden einen »isolierten und mehr als bedenklichen«. Aber auf andere Weise läßt sich vielleicht die Frage, die wir aufwerfen mußten, befriedigend beantworten. Aus dem Altertum ist uns überliefert, daß zuerst Peisistratos die zerstreuten homerischen Gedichte gesammelt habe. Will man dies ernst nehmen, so bleibt nichts übrig als sich vorzustellen, daß durch die Redaktion des Peisistratos ein offizielles attisches Exemplar der beiden Epen geschaffen worden sei, aus dem dann alle oder doch fast alle späteren Abschriften geflossen wären. Unter dieser Voraussetzung würde man es verstehen, wie die Irrtümer, zu denen das attische Alphabet den Anlaß gegeben hatte, zu so vollkommener Herrschaft im Homertexte gelangen konnten.

Doch diese Ansicht von der peisistratischen Rezension, zu der sich Lachmann, Ritschl, Kirchhoff bekannten, ist zuerst von Lehrs, dann mit erneuter Heftigkeit von Wilamowitz und von Ludwig bekämpft worden. Die Einigkeit freilich zwischen diesen beiden ist auch hier nur scheinbar; Ludwigs Behandlung der Sache ist zugleich eine lebhafte Polemik gegen Wilamowitz. Unter Zusammenfassung aller früheren Arbeiten hat Matthaeus Valetton in einem Aufsatz der Mnemosyne (1896) die vielumstrittene Frage noch einmal behandelt; er hat hier und da nützliche Anregung gegeben eine Einzelheit klarer zu fassen, zur Beurteilung im ganzen

aber nichts Neues hinzugebracht⁸⁾. Kürzlich ist Wilamowitz in seinem Buche »Die Ilias und Homer« (1916; S. 14. 365) auf den Gegenstand zurückgekommen, ohne jedoch seine Ansicht zu ändern oder neu zu begründen.

Die Nachrichten aus dem Altertum sind bei Wolf Proleg. p. 143 gesammelt. Wenn in ihnen unklare, ja völlig phantastische Vorstellungen mehrfach sich breit machen, so wäre es ebenso unkritisch diese anzunehmen, wie um ihretwillen den historischen Kern, der doch darin stecken kann, ohne weiteres zu verwerfen. Das älteste Zeugnis steht bei Cicero de orat. III 34, 137: *Quis doctior illis temporibus aut cuius eloquentia litteris instructor fuisse traditur quam Pisistrati? qui primus Homeri libros confusos antea sic disposuisse dicitur, ut nunc habemus*. Eine besonders genaue Darstellung fand Ritschl in einem Plautus-Scholion einer italienischen Handschrift des 15. Jahrhunderts, das sich selbst als Übersetzung aus dem Aristophanes-Kommentar des Tzetzes (Caecius) bezeichnet. Nachdem die gelehrten Veranstaltungen des Ptolemäus Philadelphus geschildert sind, heißt es dort: *Ceterum Pisistratus sparsam prius Homeri poesim ante Ptol(emaum) Philadelphum annis ducentis et eo etiam amplius sollerti cura in ea quae nunc exstant redegit volumina, usus ad hoc opus divinum industria quattuor celeberrimorum et eruditissimorum hominum, videlicet Conyli, Onomacriti Atheniensis, Zopyri Heraclaeotae et Orphei Crotomiatae; nam carptim prius Homerus et non nisi difficillime legebatur*. Auf Grund dieses Scholions und mit Benutzung der sonstigen Nachrichten unternahm es im Jahre 1838 Ritschl, eine positive Anschauung von der Bedeutung der peisistratischen Redaktion zu gewinnen⁹⁾. Dagegen wandte sich Lehrs, 1862. Er suchte¹⁰⁾ die überlieferte Vorstellung von einer Kommission des Peisistratos lächerlich zu machen, führte aber allerdings auch einen sehr wichtigen Grund gegen sie an: die Alexandriner, Zenodot und Aristophanes sowohl wie Aristarch, erwähnen nirgends die Tätigkeit des Peisistratos¹¹⁾. Daraus zog Lehrs den Schluß, daß jene Nachricht eine späte Legende sei, für die er freilich Zeit und Art der Entstehung nicht anzugeben wußte.

8) Valetton, De carminum Homericorum recensione Pisistratea. Mnemos. n. s. 24 (1896) p. 405—426. — H. J. Polak in seiner inhaltreichen Abhandlung »De jongste Gedanteverwisseling der Homerische Kwestie« (1896), die sich in eingehender und im übrigen fruchtbarer Kritik mit der 1. Auflage meiner »Grundfragen« beschäftigt, widmet dem Kapitel über Peisistratos nur einigen Spott; wie aber er selbst sich den starken attischen Einfluß erklärt, den das Epos bei seiner ersten schriftlichen Aufzeichnung erfahren hat, sagt Polak nicht. 9) Ritschl, Die alexandrinischen Bibliotheken unter den ersten Ptolemäern und die Sammlung der homerischen Gedichte durch Pisistratus; jetzt Opusc. I, 1 ff.

10) Lehrs, »Zur homerischen Interpolation«, Rhein. Mus. N. F. 17 (1862) S. 481 ff.; jetzt als viertes Epimetrum in seinem »Aristarch«. 11) Über eine wenigstens mittelbare Spur dieser Art wird weiterhin (S. 117) kurz berichtet werden.

An diese Beweisführung knüpfte 1884 Wilamowitz an (HU. II 1). Er behauptete, die Alexandriner hätten doch von der Tätigkeit des Peisistratos gewußt, und das zeige sich an zwei Stellen. 1. Der Vers B 558 (στήσε δ' ἄγων, Ἴν' Ἀθηναίων ἴσαντο φάλαγγες) wird mehrfach im Altertum als eine Interpolation bezeichnet, die Peisistratos gemacht habe, um den Anspruch der Athener auf Salamis zu beweisen, das er doch tatsächlich mit Gewalt den rechtmäßigen Besitzern, den Megarern, abgenommen hatte. Da nun dieser Vers außer in anderen Handschriften auch im Venetus A fehlt, so schließt Wilamowitz, daß Aristarch ihn als peisistratische Fälschung erkannt und ausgeworfen habe. Er sagt (S. 538): »Aristarch ist weit entfernt die peisistratischen Interpolationen nicht zu kennen: er wagt auf Grund derselben, was er selten wagt, er wirft den Vers ganz und gar aus.« — 2. Wenige Verse vorher ist von Menestheus und seiner hervorragenden taktischen Kunst die Rede, B 553—555. Die drei Verse, die übrigens schon Herodot (VII 161) in seinem Exemplare der Ilias gelesen hat, wurden von Zenodot verworfen, von Aristarch aber verteidigt, worüber Aristonikos berichtet: ἡ διπλή περιεστιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος ἀπὸ τοῦτου τρεῖς στίχους ἠθέτηκεν, μήποτε διότι διὰ τῶν ἐπὶ μέρους οὐδέποτε αὐτὸν διατάσσοντα συνέστησεν. πολλὰ μέντοι Ὅμηρος κεφαλαιωδῶς συνίστησιν, αὐτὰ τὰ ἔργα παραλιπὼν, ὡς τὴν Μαχάονος ἀριστείαν »παθσεν ἀριστεύοντα κτλ.« (Δ 506). Da Aristarch hier von dem Grunde, der seinen Vorgänger zur Athetese bestimmt habe, nur zweifelnd (μήποτε) spreche, so vermutet Wilamowitz (S. 239), daß er den wahren Grund des Zenodot nicht erkannt habe; in Wirklichkeit habe dieser die Verse deshalb gestrichen, weil er auch sie für eine Interpolation des Peisistratos gehalten habe. Nachweislich gab es ja im Altertum Gelehrte, die [den ganzen Abschnitt über Athen (546—556), innerhalb dessen die drei von Zenodot gestrichenen Verse stehen, für unecht hielten und auf Peisistratos zurückführten.

Gegen diese Bestreitung seines Schlusses wird nun Lehrs von Ludwig in Schutz genommen (AHT. II § 43). In beiden Fällen schreibt Wilamowitz den Alexandrinern Motive zu, von denen nichts überliefert ist, während er diejenige Begründung ihrer Ansichten, die überliefert ist, verwirft. Wenn an der zweiten Stelle Aristarch den Gedanken, den er bei Zenodot vermutet und seinerseits widerlegen will, vorsichtig mit μήποτε einleitet, so entspricht das ganz dem besonnenen Charakter seiner Kritik: er verdient dafür eher Anerkennung als Mißtrauen. Die Behauptung des Megarers Dieuchidas, daß der ganze von Athen handelnde Abschnitt durch Peisistratos eingeschoben sei, braucht mit dem, was Zenodot über drei Verse aus dieser Partie urteilte, nichts zu tun zu haben, ja kann kaum etwas damit zu tun haben, weil sich beide Athetesen dem

Umfang nach nicht decken. Und was den ersten Fall (B 558) betrifft, so ist uns hier ausdrücklich bezeugt, weshalb Aristarch den Vers nicht haben gelten lassen. Zu Γ 230 bemerkt Aristonikos: ἡ διπλή, ὅτι πλησίον ὁ Ἰδομενεὺς Αἴαντος τοῦ Τελαμωνίου ἐτάσσετο (καὶ) κατὰ τὴν ἐπιπώλησιν (Δ 251. 273) συμφώνως. παραιτητέον ἄρα ἐκείνον τὸν στίχον τὸν ἐν τῷ καταλόγῳ (B 558) ὑπὸ τινων γραφόμενον »στήσε δ' κτλ.« οὐ γὰρ ἦσαν πλησίον Αἴαντος Ἀθηναῖοι. Diese unzweideutige Nachricht meint Wilamowitz mit seiner abweichenden Ansicht über Aristarchs Beweggrund dadurch vereinigen zu können, daß er sagt (S. 239): Aristarch würde den Vers zwar aus sachlichen Gründen auch dann athetiert haben, wenn er diplomatisch unverdächtig gewesen wäre; er hat ihn aber deswegen ausgelassen, weil er in den Ausgaben seiner Vorgänger Aristophanes und Zenodot nicht stand. Ludwig ist ganz im Rechte, wenn er gegen die Art protestiert, wie hier überlieferte Nachrichten eliminiert werden, um haltlosen Vermutungen Platz zu machen. Übrigens, wenn Aristarch den Vers (τὸν ὑπὸ τινων γραφόμενον) deshalb nicht in seine Ausgabe aufnahm, weil er schon in denen seiner Vorgänger nicht enthalten war, wie kann er es denn gewesen sein, der ihn, »auf Grund« seiner Ansicht von den peisistratischen Interpolationen »auswarf«? Die Tatsache, daß der Vers nur in einigen der Handschriften, die Aristarch benutzte, zu lesen war, könnte allerdings mit einer Fälschung durch Peisistratos in der Weise zusammenhängen, daß die von jenem versuchte Interpolation diesmal nicht ganz durchgedrungen wäre. Wilamowitz deutet (S. 239. 240. 242) auf eine solche Möglichkeit hin; und ich selbst glaube, daß der Hergang so gewesen ist. Ist er das aber, so fehlt jeder Anhalt für den Glauben, daß Aristarch oder seine Vorgänger, in dem was sie lehrten und schrieben, auf die Annahme peisistratischer Interpolationen und damit indirekt auf die einer Redaktion durch Peisistratos irgendwo Bezug genommen hätten.

So weit sind Lehrs und Ludwig also im Rechte. Ob aber die Alexandriner in diesem Falle von dem, wovon sie nicht sprechen, überhaupt nichts gewußt oder durch ihr Stillschweigen ein verwerfendes Urteil angedeutet haben, das ist eine ganz andere Frage. Lehrs selber sowohl als Ludwig drücken sich in dieser Beziehung zunächst vorsichtig aus (Ar.² 450; AHT. II 403); praktisch aber haben sie die zweite Möglichkeit nicht weiter beachtet, sondern nachher so gesprochen, als sei es erwiesen, daß die Vorstellung von einer peisistratischen Ausgabe der homerischen Gedichte den Alexandrinern unbekannt gewesen sei. Und doch liegt das Richtige auf der andern Seite.

Diogenes von Laerte (I 2, 9) sagt in einer Aufzählung der Verdienste Solons: τὰ τε Ὀμήρου ἐξ ὑποβολῆς γέγραφε ραψωδεῖσθαι, οἷον, ὅπου ὁ πρῶτος ἔλῃεν, ἐκείθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον· μᾶλλον οὖν Ὀμηρον

ἐφώτισεν ἡ Πεισίστρατος (ὅσπερ συλλέξας τὰ Ὀμήρου ἐνεποίησέ τινα εἰς τὴν Ἀθηναίων χάριν) ὥς φησι Διευχίδας ἐν ἐ' Μεγαρικῶν. ἦν δὲ μάλιστα τὰ ἔπη ταῦτα. »οἱ δ' ἄρ' Ἀθήνας εἶχον« καὶ τὰ ἑξῆς. Die Ergänzung ist von Ritschl (Opusc. I 54), wird von Wilamowitz gebilligt und ist der Sache nach jedenfalls gesichert. Als Zeit des hier genannten Gewährsmannes, Dieuchidas, hat Wilamowitz durch scharfsinnige Kombinationen (HU. 241. 251) das 4. Jahrhundert vor Chr. festgestellt. Was jener über Fälschungen lehrte, die Peisistratos im Interesse der attischen Politik vorgenommen habe, war vielleicht bloße Vermutung, eingegeben durch den Haß des Megarers gegen die Unterdrücker seiner Vaterstadt, aber — so meinte Wilamowitz (S. 243 ff.) — eine richtige Vermutung. Für diese aber diente zur unentbehrlichen Grundlage die Vorstellung, daß Peisistratos einen Text des Homer hatte herstellen lassen (S. 254; etwas anders 262f.). Daß Dieuchidas von dieser Redaktion überhaupt gesprochen habe, ist nirgends überliefert; bei Diogenes steht ihre Erwähnung innerhalb der von Ritschl ergänzten Worte. Nur das ist klar: der Vorwurf, Peisistratos habe den Homer interpoliert, konnte von dem megarischen Historiker nicht erhoben werden, wenn er nicht voraussetzte, daß die allgemein verbreitete Gestalt des Textes auf Peisistratos zurückgehe; und dieser Vorwurf hatte nur dann Aussicht auf die Leser Eindrücke zu machen, wenn auch ihnen der Gedanke geläufig war, daß die Athener den homerischen Gedichten die abschließende Redaktion gegeben hätten. Anders urteilt hierüber Allen (Class. Quart. VII 49 f.), der so weit geht, die ganze Entstehung einer Peisistratos-Legende auf die erfinderische Feindschaft der Megarer zurückzuführen. In der Tat wird man zu dieser Konsequenz gedrängt, wenn man sich nicht entschließen kann, hier etwas anderes als Legende zu sehen. Aber die Lüge müßte einen wunderbaren Erfolg gehabt haben: das, worauf es Dieuchidas und die Seinen eigentlich abgesehen hatten, den Vers, der Aias zu den Athenern stellte, aus der Ilias auszumerzen, hätten sie nicht erreicht, dagegen mit einer für Peisistratos höchst ehrenvollen Darstellung, die sie, um ihre Anklage anknüpfen zu können, mit erfanden, hätten sie in weitem Umfange Glauben gefunden und so den Ruhm des Verhaßten ihrerseits erhöht. Dies zu glauben kann ich mich nun meinerseits nicht entschließen, halte also daran fest, daß der Gedanke, Ilias und Odyssee seien erst in Athen und durch Peisistratos in die schriftlich überlieferte Form gekommen, im 4. Jahrhundert allgemein verbreitet war. Er kann also auch den Alexandrinern nicht unbekannt geblieben sein.

Wie kommt es, daß trotzdem keiner von ihnen die Sache erwähnt? Ich meine, der Grund läßt sich noch einigermaßen erkennen. Hans Flach hat es in der Schrift »Peisistratos und seine literarische Tätigkeit«

(Tübingen 1885) sehr wahrscheinlich gemacht, daß die bei Cicero erhaltene Nachricht von der kritischen Tätigkeit des Peisistratos aus pergamenischer Tradition stamme, und weiter, daß diese Ansicht überhaupt in der Schule des Krates von Mallos rezipiert gewesen sei. Nun ist es ein auch in der heutigen Gelehrtenwelt beliebtes Verfahren, unbequeme Ansichten eines Gegners dadurch zu bekämpfen, daß man sie totzuschweigen sucht; auch die Philologen des Altertums werden es verstanden haben dies Mittel zu benutzen. Damit ist freilich noch nicht das Auffallende der Tatsache beseitigt, daß auch von Lesarten attischer Exemplare des Homer, während die Ausgaben anderer Städte (Massilia, Chios, Argos usw.) mehrfach erwähnt werden, bei den Alexandrinern nirgends die Rede ist. Hierüber, und überhaupt über das Fehlen weiterer Nachrichten von dem Anteil Athens an der Fortpflanzung des Epos, wundert sich auch Scott in einer anregenden Studie über die athenischen Interpolationen¹²⁾. Aber diesen scheinbaren Widerspruch hat bereits Ritschl einleuchtend erklärt; und seine Grundanschauung stimmt zu dem, was wir im 2. Kapitel in bezug auf die Einheitlichkeit der antiken Vulgata erkannt haben (S. 38 f.). Die gesamte schriftliche Tradition der homerischen Epen im Altertum, so führt er aus (Op. I 49/51), mit Einschluß der Ausgaben κατὰ πόλεις, ging auf die athenische Quelle zurück. Der attische Text bildete die gemeinsame Grundlage und »allgemeine Voraussetzung, worauf alle Ausübung homerischer Kritik beruhte«; daher, nachdem das Original im Perserkriege zerstört oder geraubt war, die Bedeutung der κοινὰ oder κοινότερα, Abschriften in denen sich der peisistratische Text über diese Zeit hinaus erhielt und fortpflanzte. So konnte gar nicht daran gedacht werden, ein athenisches oder attisches Exemplar in demselben und auf der gleichen Stufe wie ein chiisches, massilisches, sinopisches zu erwähnen. Und Aristarch konnte (trotz Lehrs Ar.² 449) nicht daran denken, den Zustand des homerischen Textes im ganzen oder im einzelnen aus dem Fortwirken einer ersten athenischen Ausgabe zu erklären; denn die Tatsachen und Beobachtungen, durch die wir zu einer solchen Annahme geführt werden, erledigten sich ihm in viel einfacherer Weise dadurch, daß er den Dichter selbst für einen geborenen Athener hielt¹³⁾. Für uns, die wir alle überzeugt sind, daß er darin irrte, wächst eben hierdurch die Wahrscheinlichkeit des entgegenstehenden Erklärungsversuches, desjenigen, den die Pergamener guthießen und an den Dieuchidas mit seinen Vorwürfen anknüpfte.

12) John A. Scott, Athenian interpolations in Homer. I. Internal evidence. — II. External evidence. Classical Philology VI (1911) p. 419 ff. IX (1914) p. 395 ff. (Die hier angezogenen Stellen IX p. 402. 404.) Die zweite Abhandlung nimmt bereits auf die Arbeit von Allen bezug. 13) Ebenso urteilt Murray RGE. 323.

IV

Wenn von solchem Ursprung der schriftlichen Überlieferung des Textes keine Nachricht erhalten wäre, so müßten wir ihn geradezu postulieren.

1. Die Verse in B sind nicht die einzigen, die im Altertum als peisistratische Fälschung angesprochen wurden; weitere Fälle derart hat Wilamowitz (HU. 259 f.) zusammengestellt. Hereas von Megara behauptete, daß λ 631 (Θησέα Πειρίθοόν τε, θεῶν ἐρικυδέα τέκνα) die Erwähnung des athenischen Nationalhelden durch Peisistratos interpoliert sei. Das »Haus des Erechtheus«, das η 81 erwähnt wird, kann kein anderes sein als der alte Poliastempel in Athen. Daran, daß Homer diesen kennt, brauchte Aristarch keinen Anstoß zu nehmen, aber sein Zeitgenosse Chairis nahm Anstoß und hielt die Stelle für nachträglich eingeschoben; und ihm werden wir, mit Wilamowitz (S. 247 f.), beistimmen. Die Verse λ 566—631 hat derselbe Forscher als späte Interpolation ausgeschieden und in einem geistreichen Exkurs den religiösen Boden geschildert, aus dem, eben wieder in Athen, dieser jüngste Sproß des Epos hervorgewachsen sei. — Daß die Δολώνεια ursprünglich für sich bestanden habe und erst durch Peisistratos an ihren jetzigen Platz gebracht worden sei, ist eine alte Vermutung, die uns unter anderem in einem Scholion des Townleyanus zu K 1 überliefert ist: φασὶ τὴν ῥαψωδίαν ὑφ' Ὀμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ εἶναι μέρος τῆς Ἰλιάδος, ὑπὸ δὲ Πεισιστράτου τετάχθαι εἰς τὴν ποιήσιν. Dasselbe berichtet Eustathios. Und damit hat schon La Roche HTk. 12 die Bemerkung des Aristonikos zu I 109 (καὶ δ' αὐτὸς ἐνὶ πρῶτοισι μάχεσθαι) kombiniert: ὅτι τῷ ἀπαρεμφάτῳ ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ κέχρηται, καὶ ὅτι τῇ ἐχομένῃ Ἀγαμέμνων ἀριστεῦει. Denn zu τῇ ἐχομένῃ ist ῥαψωδία zu ergänzen. Daraus hat dann Adolph Roemer gefolgert, daß in dem von Aristarch anerkannten Corpus Iliacum sich A an I anschloß, während K als Einzellied nebenher bestand¹⁴⁾. Ist dies richtig, so war das Verhältnis der Δολώνεια zur Ilias ein loseres als das irgend eines anderen Gesanges. Eben dies bestreitet Wilamowitz (IH. 38); die Entscheidung wird sich erst später, durch Prüfung der inneren Beziehungen, ergeben. Bemerkenswert ist, daß Louis Ehrhardt^{14a)} in der Rolle, welche in diesem Gedicht Athene spielt, eine Spur attischer Herkunft hat finden wollen. Das würde nun Wilamowitz vollends nicht gelten lassen; denn da handelt es sich nicht mehr um attische Interpolation, sondern es wäre ein auf attischem Boden erwachsenes Stück Dichtung.

14) Roemer, HGG. 16 f. Ihm widersprach Arthur Ludwich, indem er τῇ ἐχομένῃ (ἡμέρᾳ) zu ergänzen suchte, BphW. 1902 S. 37. Doch hat Roemer seine Ansicht aufrecht erhalten, besonders deutlich in seinem Nachwort zu Belzners Homerischen Problemen I (1911) S. 154 ff. 14a) Die Entstehung der homerischen Gedichte (1894) S. 164. Ehrhardt bekennt sich (S. CIX) ausdrücklich zu dem Glauben an die Redaktion durch Peisistratos.

»Gedichtet haben Athener an der Ilias nicht; die war lange fertig, ehe sie zu ihnen kam. Interpoliert haben sie den Katalog, die Epipoleis und hier oder da etwas«: so wird entschieden (IH. 509). Damit ist eine Frage berührt, der wir schon hier nicht aus dem Wege gehen dürfen: welcher Art und wie bedeutend sind die einzelnen Stellen, an denen in dem älteren der beiden Epen schon Athenisches hervortritt? Scott hat sie in der zweiten seiner Abhandlungen (s. Anm. 12) gesammelt und im einzelnen gewürdigt, um die Frage zu entscheiden, ob darin wohl Spuren athenischen Einflusses zu erkennen seien. Aber er hat diese Frage immer nur so verstanden: ob eine Erwähnung wohl in der Absicht interpoliert sein könne, dem Volke oder seinem Herrscher zu schmeicheln. An eine andre Möglichkeit scheint er nicht gedacht zu haben.

Im Katalog zunächst erscheinen Aias und Salamis (B 557/8) allerdings etwas gewaltsam eingeführt; und die beiden Verse können ohne Anstoß entfernt werden, ebenso wie dicht vorher die drei (553/5), die das Lob des Menestheus enthalten (vgl. oben S. 113). Dieses selbst aber und das athenische Kontingent würden bleiben; auch von Wilamowitz werden die betreffenden Verse (B 546—52. 556) im Texte belassen¹⁵⁾. Nun ist der ganze Schiffskatalog durch Nestors taktischen Vorschlag κρῖν' ἄνδρας κατὰ φύλα, κατὰ φρήτρας (360—368) in ähnlicher Weise vorbereitet wie manches andre Stück der Ilias, besonders deutlich der Waffentausch. Und daß die Gliederung der Bürgeraufgebote in Phylen und Bruderschaften, wozu Nestor rät, in Athen noch unter Peisistratos bestanden haben müsse, während in Ionien die Phratrien früher erstorben seien, wird gerade von Wilamowitz (IH. 293 f.) hervorgehoben. Danach muß man doch sagen, daß noch im athenischen Kulturkreise an der Ilias gedichtet worden ist. Wer statt dessen von »attischer Interpolation« sprechen will, muß sich nur darüber klar sein, daß dieser Ausdruck dann in doppeltem Sinne gebraucht wird. Einmal würde er Zusätze bezeichnen, die in erkennbar athenischem Interesse in eine bereits vorhandene Grundlage eingearbeitet wären, das andre Mal bezöge er sich auf die Entstehung dieser Grundlage selbst, deren jüngste Schicht schon mit Berücksichtigung athenischer Verhältnisse gedichtet ist. — Von solcher Abstufung bekommen wir gleich ein weiteres Beispiel. N 195 f. werden zwei athenische Führer, Stichios und wieder Menestheus, genannt, die einen Gefallenen fortschaffen: ein seltsames Bild (τινὲς χλευάζουσιν

15) In dem Kapitel über B spricht er nur von dem Lobe des Menestheus in den drei Versen (553/5), durch deren Verwerfung Zenodot seinen Scharfblick bewiesen habe (IH. 273). Also hält er die sieben vorhergehenden Verse für echt; denn sonst würde er gerade den Unterschied nicht anerkennen, den Zenodot gemacht hat. Wenn es dann in der Schlußübersicht (S. 512) heißt, der Abschnitt 546—558 sei »attisch überarbeitet«, so kann sich das nur auf jene beiden Interpolationen beziehen.

ὡς νεκροφόρους, Schol. Townl.). Von Stichios erfahren wir O 329/31, daß Hektor ihn tötet, Μενεσθῆος μεγαθύμου πιστὸν ἑταῖρον; und ebendort fällt von Äneas Hand Iasos, gleichfalls ein Führer der Athener, υἱὸς δὲ Σφήλοιο καλέσκετο Βουκολίδαο (337 f.). Wilamowitz macht auf das befremdliche Hervortreten der Athener an beiden Stellen aufmerksam: der Bukolide erinnere an die attischen Geschlechter der Butaden und Buzygen (IH. 237); wenn Stichios zweimal vorkomme, so zeuge dies dafür, daß beide Partien denselben Verfasser haben. Von dem habe dann ein Interpolator N 691, wo Stichios zum dritten Mal erscheint, den Namen geborgt (S. 221). Also N 195 f. und O 329 ff. wird auf Annahme einer Interpolation, die sich nicht glatt würde ausscheiden lassen, ausdrücklich verzichtet. Gewiß mit Recht; aber dann gehört beidemal die Erwähnung athenischer Männer dem noch andauernden Wachstum der Dichtung an.

Ob dies nicht auch für das andre Vorkommen im N gilt? Es ist innerhalb der Versreihe 679—724, wo unter Völkerschaften des östlichen Hellas, deren Tüchtigkeit im Kampfe gerühmt wird, auch Ἴάονες ἐλκεχίτωνες auftreten, Ἀθηναίων προλελεγμένοι, und als ihre Führer wieder Menestheus, Stichios und zwei andre (685. 689/91). Wilamowitz erwähnt kurz die Anstöße, die man an der nachfolgenden Schilderung genommen hat, die vielen Abweichungen von homerischer Art, z. B. in der Charakteristik der Lokrer, und urteilt richtig (S. 227 f.): »Die Tendenz kann nur die Verherrlichung dieser Stämme, ganz besonders der Lokrer sein; das ist erst im Mutterlande möglich, auch in Athen, aber nicht notwendig dort«. Wenn er jedoch hinzufügt: »Damit ist gesagt, daß wir eine Interpolation anzuerkennen haben«, so dürfen wir uns nicht ohne weiteres gefangen geben. Er selbst ist ja überzeugt, daß die Ilias fertig war, ehe sie nach Athen kam, und nennt alles, was dort noch hinzugetreten ist, »Interpolation«; für andre ist dies eine offene, und eine recht wichtige Frage, ob die Stücke, die attischen Gedankenkreis verraten, Einschiebsel waren in einen abgeschlossenen Bestand oder wuchernder Fortsatz eines noch werdenden.

Für die beiden noch übrigen Stellen, an denen der Athener Menestheus eine Rolle spielt, in M und Δ, möchte ich das zweite mit aller Bestimmtheit behaupten. Stark an der Handlung beteiligt ist er in der Teichomachie, wo der Angriff des Sarpedon und Glaukos sich gegen seinen Gefechtstand richtet, so daß er den Aias zu Hilfe ruft (M 331 ff.). Scott meint (Class. Philol. VI 421), diese Erzählung könne den Athenern keine Freude gemacht haben, weil Menestheus darin als ein Feigling erscheine. Allerdings heißt es: τοὺς δὲ ἰδὼν ῥίγησ' υἱὸς Πετεῶο Μενεσθεύς. Aber derselbe Ausdruck wird zweimal, in ähnlicher Situation, von

Diomedes gebraucht (E 596. A 345), zweimal von Aias selber (O 436. Π 119); und immer war es doch in M der Salaminier, der dem Athener Hilfe brachte. — Wilamowitz sieht in dieser ganzen Partie, die von den Lykiern erzählt (290—429), eine Eindichtung, die für den Ort gemacht sei, an dem sie jetzt steht; doch sei diese Episode an sich gut, und sogar alt. Er glaubt (IH. 214), sie habe bereits in dem Hektor-Gedichte gestanden, das er hier als Grundlage der Überarbeitung zu erkennen meint, einer Überarbeitung, die nicht erst der eigentliche Ilias-Dichter, Homer, sondern schon sein letzter Vorgänger vorgenommen habe. Bringen wir uns diese Chronologie zum Bewußtsein: die Teichomachie ¹⁶⁾ war im wesentlichen fertig, als Homer die Ilias schuf, um 750 v. Chr. (S. 358. 373); als Stück der Teichomachie schon von einem älteren Bearbeiter mit übernommen, selbst also noch greifbar älter, die Lykier-Episode mit Einschluß des Atheners Menestheus. — Daß sie zu solcher Konsequenz nötigt, ist einer der dunkelsten Punkte in Wilamowitz' gesamter Analyse der Ilias. Er selbst aber, der doch an das hohe Alter der Lykier-Episode in M glaubt, hatte nun vollends keine Ursache, für Menestheus in der Epipoleis (Δ 327/8. 336—338) anzunehmen, daß er »im athenischen Interesse eingefügt« sei, zumal er doch zugeben mußte: »Die Einfügung ist geschickt; sie läßt sich nicht mechanisch auslösen« (S. 273). Wir bleiben dem Gewirre sich drängender und wieder aufhebender Folgerungen fern, und stellen fest: sowohl die Teichomachie wie die Epipoleis sind für ein Publikum gedichtet, das sich freute, von Athenern vor Ilios und von ihrem Führer Menestheus etwas zu hören. Und das wird denn wohl ein athenisches Publikum gewesen sein. Dazu stimmt es vollkommen, wenn die Athener sich später einmal den Mitylenäern gegenüber auf ihre Teilnahme am troischen Kriege beriefen, wie vor dem Tyrannen Gelon auf Homers Anerkennung des Taktikers Menestheus (Herodot V 94. VII 6). Allen meint, das würde unmöglich gewesen sein, wenn beide Stellen erst durch Interpolation des Peisistratos hereingekommen wären (Class. Quart. VII (1913) p. 46). Richtig. Aber unsere Auffassung der athenischen Elemente im Epos wird von diesem Einwande nicht getroffen.

Nach dieser Auffassung werden wir Zenodots Athetese von B 553/5, einerlei wie sie begründet war (oben S. 113), nicht zustimmen, aber auch die Ansicht des Dieuchidas, daß der ganze von Athen handelnde Abschnitt (546—556) durch Peisistratos eingeschoben sei, nicht wörtlich gutheißen, sondern dahin modifizieren, daß zur Zeit des Peisistratos mit anderen Erwähnungen der Athener auch diese hinzugedichtet worden

¹⁶⁾ Als sehr jung erkennt die Teichomachie Bethe und verwendet diese Erkenntnis im Zusammenhang seiner Kombinationen über »Zeit und Einheit der Ilias« (Njb. 43, 1919) S. 6f.

ist. Daß der Vers über Salamis (B 558) etwas anderer Art ist, wurde schon anerkannt; und zugleich ist dies das einzige der auf Athen bezüglichen Stücke, das nicht in alle Handschriften des Altertums und der späteren Zeit übergegangen ist. Immerhin hielt schon Aristoteles (Rhet. I 15) auch diesen Vers für echt. Mag man demnach von »Interpolationen des Peisistratos« oder (richtiger) von einer jüngsten, attischen Schicht im Epos sprechen, jedenfalls haben diese Zusätze dauernden Erfolg gehabt und geben durch ihr Vorhandensein Zeugnis, daß erst nach ihrem Eintritt oder spätestens mit ihrem Eintritt der Homertext die abschließende Gestalt empfangen hat, in der er auf uns gekommen ist. Auch Wilamowitz (HU. 240) fragt: »Wie in aller Welt hätte Peisistratos »interpolieren sollen, wenn er keinen Text machte, und zwar, da die »Verse in allen Exemplaren standen, den Vulgärtext machte?« Merkwürdig genug — auch Ludwig (II 404) wundert sich darüber —, daß Wilamowitz nicht selbst aus dieser Erwägung den Schluß gezogen hat, daß die »Peisistratos-Legende« in Wahrheit etwas ganz anderes ist als eine Legende.

2. Noch einen anderen Grund dafür — der weder bei Scott noch bei Allen überhaupt Erwähnung findet — hat gerade Wilamowitz kräftig hervorgehoben und anschaulich gemacht: die Färbung der Sprache, von der schon die Rede war. Er schildert (HU. 255 ff.) zunächst das Fortleben des Epos im athenischen Kulturkreise in der Zeit vor Entstehung der Tragödie. Seit den Erfolgen der Perserkriege habe sich Athen zur »Kapitale von Hellas« gehoben; »mochte sein politischer Vorrang bestritten sein, an der geistigen Suprematie war nichts zu ändern«. So sei es im 5. Jahrhundert gewesen, und nach dem Sturze des Reiches so geblieben. »Der politische Untergang Athens steigert sogar nur den »geistigen Einfluß. Athen zentralisiert die Bildung: kein Wunder, daß »die Nachwelt den Homer durch Athen empfing; Athen zentralisiert den »Buchhandel: kein Wunder, daß man nachher nur attische Homere »hatte. — — Wir würden einen anders entstellten, aber auch einen entstellten lesen, wenn statt Athen etwa Korinth die weltgeschichtliche »Rolle gespielt hätte.« Wilamowitz hält es *in abstracto* für möglich, »daß im 4. oder 3. Jahrhundert Handschriften existiert haben, welche »vom Attischen unbeeinflusst waren. — — Aber die abstrakte Möglichkeit »hilft zu nichts; das konkrete Faktum ist für keinen Vers erwiesen und »wird in irgendwie erheblicher Ausdehnung nie mehr erwiesen werden »können.« Das ist vollkommen richtig; und mit diesem Tatbestande müßten sich Scott und Allen irgendwie auseinandersetzen. Scott weist auf Platons Ion hin, aus dem wir doch hörten, wie auch in Athen die Rhapsoden aus Ionien kämen, und malt mit gutem Humor die Kon-

sequenz aus, zu der meine Theorie führen würde: *That this Ionian bard should come to Athens, exchange his old Homer for the new, and yet take it so naturally that neither he nor Socrates ever mentioned the matter* (Class. Philol. IX 403). Wie weit in den Rhapsodenschulen zu Sokrates' Zeit geschriebene Texte die Grundlage der Übung bildeten, weiß ich nicht (vgl. oben S. 104). Angenommen, Ion von Ephesos hatte aus einem solchen seine Kenntnisse, so war das doch — nach meiner Theorie — ein auf athenische Quelle zurückgehender Text. Meine Theorie könnte ja falsch sein; um sie aber zu widerlegen, ist es kein geeignetes Mittel, daß man zeigt, wie sie zu Folgerungen nicht stimmt, die sich aus den Theorien anderer ergeben. — Wilamowitz kam in dem Kapitel über die »μεταγραψάμενοι« ausführlicher auf den attischen Einfluß zu sprechen, den er hier (S. 301. 323) auch durch einzelne Beispiele erläutert hat: ἔως τέως, ἔωσφόρος, Ἀγέλεως, Πηλέως υἱέ für Πηλῆος υἱέ, Ἀτρείδης für Ἀτρείδης, zahlreiche Fälle von Kontraktion, die den Vers stören usw. Ein Teil der Beispiele, die er anführte, war allerdings insofern anfechtbar, als in ihnen wohl nicht eine attische Tünche auf echte Formen der epischen Sprache aufgetragen ist, vielmehr das ionische Element erscheint, welches innerhalb der lebendigen epischen Sprache dem älteren äolischen beigemischt ist; dahin gehörte z. B. ἰέναι für ἵμεναι und vor allem die Vernachlässigung des *f*. Im einzelnen blieben reichlich Fragen zu stellen.

Sehr willkommen war deshalb die monographische Behandlung, die neuerdings Jacob Wackernagel dem Gegenstand hat zuteil werden lassen, zuerst im VII. Bande der Glotta (1916), gleich darauf erweitert in Buchform: »Sprachliche Untersuchungen zu Homer« (1916). Dabei hat er an eigne Arbeiten früherer Zeit angeknüpft und sich mit manchen abweichenden Ansichten, die inzwischen, z. B. von Jacobsohn¹⁷⁾ vorgebracht waren, auseinandergesetzt. Gegen ihn wandte sich dann Wilamowitz in einem Nachtrage des Ilias-Buches: »Der attische Homer«, IH. (1916) S. 506—511. Diese Bemerkungen erschienen, als Wackernagels erweiterte Ausgabe nahezu fertig gedruckt war, so daß er darauf keine Rücksicht mehr nehmen konnte.

Seine beiden ersten Kapitel hat er überschrieben: »Die attische Redaktion des Homertextes« und »Die Attizismen der homerischen Dichter«. Darin kommt der Grundgedanke der Untersuchung klar zum Ausdruck. Denn gerade darum handelt es sich, ob die Attikisierung der Sprachform, die »überhaupt bloß in einigen Fällen konsequent, meist nur sporadisch« vorliegt (S. 6), erst nachträglich in den Text gekommen ist

¹⁷⁾ Hermann Jacobsohn, Der Aoristtypus ἄλτο und die Aspiration bei Homer. Philol. 67 (1908) S. 325 ff. 481 ff.

oder ob sie den Dichtern selbst zugeschrieben werden muß. Diese Erwägung stellt Wackernagel für jede einzelne Gruppe von Erscheinungen mit großer Sorgfalt an. Keineswegs immer gelangt er zu einem bestimmten Ergebnis; wo das aber der Fall ist, kann man kaum anders als ihm zustimmen. In die erste Kategorie gehört wahrscheinlich (er urteilt sehr vorsichtig) der Lautbestand π - und $\acute{\omicron}\pi$ - im interrogativen und relativen Pronominalstamm, wo das Ionische Herodots κ - und $\acute{\omicron}\kappa$ - bietet. Außerhalb der spezifisch äolischen Formen mit $\pi\pi$ müßten wir bei Homer durchaus Formen mit κ erwarten; wenn statt dessen π erscheint, so darf man »die Frage aufwerfen, ob dieses nicht erst in West-ionien, speziell in Attika, der homerischen Sprache zugekommen sei« (SUH. 35/7). — Äolisches $\mu\acute{\alpha}\nu$ und ionisches $\mu\acute{\epsilon}\nu$ stehen bei Homer nebeneinander; die dritte Form, $\mu\eta\nu$, kann nur durch attischen Einfluß in den Text gelangt sein. Und da $\eta\ \mu\eta\nu$, $\kappa\alpha\iota\ \mu\eta\nu$, auch $\omicron\ \mu\eta\nu$ von jeher geläufige attische Verbindungen gewesen sind, so ist es sehr wohl möglich, »daß $\mu\eta\nu$ an einigen Stellen dem Verfasser angehört, also die Verse selbst (nicht bloß deren überlieferte Schreibung) aus Attika stammen« (S. 21 f.). — Das Wort $\beta\omicron\upsilon\varsigma$ bedeutet 'Rind' oder 'Schild', letzteres in den Formen $\beta\omicron\upsilon\nu$ II 636, $\beta\acute{\omicron}\epsilon\omicron\sigma\sigma\iota$ M 105, $\beta\acute{\omicron}\alpha\varsigma$ M 137 und Acc. Sing. $\beta\acute{\omicron}\upsilon\nu$ H 238, woneben 24 mal $\beta\omicron\upsilon\nu$ als Bezeichnung des Tieres belegt ist. Sicher hat es eine Zeit gegeben, wo auch dieser Kasus nur eine Form hatte; denn die wirkliche Sprache, sei es die volkstümliche oder die Kunstsprache der Dichter, hatte keinen Anlaß gerade hier zu differenzieren, während sie $\beta\omicron\upsilon\nu$, $\beta\acute{\omicron}\epsilon\omicron\sigma\sigma\iota$, $\beta\acute{\omicron}\alpha\varsigma$ ohne Anstoß in doppeltem Sinne gebrauchte. Dagegen vom Standpunkt einer attischen Textrezension ist es verständlich, daß man das mundartfremde $\beta\acute{\omicron}\upsilon\nu$ in geläufiges $\beta\omicron\upsilon\nu$ verwandelte und es nur an der einen Stelle beibehielt, wo es, in der nicht mehr lebendigen Bedeutung 'Schild', wie ein Fremdwort empfunden wurde (S. 12 f.).

Das vielfache Schwanken und die Widersprüche, die in unseren Handschriften wie in den Ansichten der Grammatiker in betreff der Aspiration bei Homer hervortreten, lassen noch erkennen, daß die echte, d. h. vorattische, epische Sprache in der Weglassung des Spiritus asper der ionischen Mundart Herodots entweder gleich oder doch sehr nahe stand. Wenn Aristarch $\acute{\alpha}\delta\eta\nu$, $\acute{\alpha}\delta\iota\nu\acute{\omicron}\varsigma$, $\acute{\alpha}\theta\rho\acute{\omicron}\omicron\varsigma$ verlangte statt $\acute{\alpha}\delta\eta\nu$, $\acute{\alpha}\delta\iota\nu\acute{\omicron}\varsigma$, $\acute{\alpha}\theta\rho\acute{\omicron}\omicron\varsigma$, so folgt daraus für die Frage nach dem echt homerischen Lautbestande gar nichts; denn Aristarch hielt Homer für einen Athener und war durch diese irrtümliche Anschauung außerstand gesetzt, die Reste der ursprünglichen, nicht bloß äolischen sondern auch ionischen Psilos, die sich bei Homer erhalten hatten, richtig zu beurteilen. — Die Ansicht, die vor 25 Jahren in diesen Sätzen ausgesprochen wurde, ist jetzt durch

Wackernagels Untersuchung (S. 40 ff.) bestätigt und tiefer begründet worden, besonders gegenüber der von Jacobsohn aufgestellten Hypothese (Philol. 67 S. 352). Dieser meint, unser Homertext stamme aus demjenigen Teile des ionischen Sprachgebiets, wo die Psilose nicht herrschte, also von den Inseln; mit der Aspiration, wie sie von dort durch Inschriften bezeugt ist, sei bei Homer die äolische Psilose kombiniert. Dagegen macht Wackernagel mit Recht geltend: erstens sei von einem starken Anteil der Inselionier an Redaktion oder Abfassung der homerischen Gedichte sonst nichts bekannt; zweitens aber, wenn die Erscheinung der Psilose im Epos ein äolisches Element sein solle, so dürfe sie nicht an charakteristisch ionischen Wortformen hervortreten, wie dies doch bei ἄτερ, ἴρηξ, ἦμαρ, ἥλιος, ἦμβροτε der Fall sei. Der ganze Tatbestand lasse sich am besten erklären unter der Annahme, »daß in einem ostionischen Homertexte, worin Psilose völlig durchgeführt war, auf alle diejenigen Wortformen, die auch attisch waren, die attische Weise der Aspirierung übertragen wurde, die übrigen Wortformen einfach den Lenis behielten«. So steht ἡμέρη neben ἦμαρ, einmaliges Ἥλιος (θ 271) neben ἥλιος, ἐπεσθαι ἐφέπειν μεθέπεις neben ὀπάζειν ὀπηδεῖ ὀπάων, ἦμαρτε neben ἦμβροτε usw. Die Wörter, die bei Homer den Lenis aufweisen, haben ihn im Attischen entweder auch oder fehlen hier; Wörter, die bei Homer sicher aspiriert sind, erscheinen entweder auch im Attischen so oder, wenn für ein einzelnes die genaue Entsprechung fehlt, so gehört es einer Sippe an, die mit Asper dem Attischen geläufig ist. Im allgemeinen stimmt beides; einzelne Unklarheiten werden von Wackernagel eingehend geprüft und gewürdigt.

Die Durchführung der attischen Aspiration wie die von π für κ war Sache der schriftlichen oder mündlichen Überlieferung; eine Mitwirkung der am Epos schaffenden Dichter braucht zur Erklärung nicht in Anspruch genommen zu werden. Was an attischer Sprachform von diesen herkommen soll, kann, da doch Athenisches erst als jüngste Schicht herangetreten ist, höchstens in Einzelheiten bestehen. Von dieser Art sind z. B., nach Wackernagels Darlegung (S. 116/8. 113/5), ἀμόθεν γε α 10, für das ich zuversichtlicher als er solche Herkunft (vgl. att. ἀμηγέπη, ἀμωσγέπως) behaupten möchte, und βεβῶσα υ 14. Wenn für den Anteil der Göttin Athene an der Phäaken-Handlung Marathon, das breitstraßige Athen und das Haus des Erechtheus im Hintergrunde stehen (η 80 f.), so können wir uns nicht wundern, hier eine Form wie ἐπέκειντο ζ 19 zu finden, deren ν einen attisch redenden Dichter verrät; und dazu stimmt ἦντο Γ 153 in der Teichoskopie, deren Verfasser sich — nicht bloß durch Erwähnung von Theseus' Mutter Aithra 144 — mit der attischen Version der Helena-Sage vertraut zeigt. Ein drittes Beispiel dieser

unionischen Bildung, τὼ μὲν ἄρ' ἄμφω κείντο ἐπὶ χθονὶ πουλυβοτείρῃ Φ 426 in der späten Theomachie, wird dann unbedenklich auf das gleiche Konto gesetzt werden können (SUH. 98/9). Zu Ψ 226 f.:

ἦμος [δ'] ἑωσφόρος εἴσι φάος ἑρέων ἐπὶ γαῖαν,
ὄν τε μέτα κροκόπεπλος ὑπεῖρ ἄλα κίδναται Ἡώς,

hat Bergk (Griech. Literaturgesch. I 451. 640) beobachtet, daß da ebenso wie Ω 12 f. (οὐδέ μιν Ἡὼς φαινόμενη λήθεσκεν ὑπεῖρ ἄλα τ' ἠϊόνας τε) eine Anschauung hervortritt, die nur im Westen des Ägäischen Meeres gewonnen sein kann. Wackernagel, der daran anknüpft, erkennt in der singulären Form ἑωσφόρος eine Spur attischer Herkunft (S. 105 f.). — Gegen die Verwertung dieser beiden Zeugnisse, -ντο und ἑως, richtet sich vorzugsweise der Einspruch von Wilamowitz (IH. 507/9). Statt (ἐ)κείντο, ἦντο will er (ἐ)κέατο, ἔατο schreiben, die mit Kontraktion zu sprechen seien; dabei stört es ihn nicht, daß er, um eine überlieferte, geschichtlich erklärbare Singularität zu beseitigen, eine selbstgeschaffene, vorläufig unerklärte einsetzt. Über Wackernagels Deutung von ἑωσφόρος spottet er: »Da war die famose peisistratische Kommission wohl von Peisistratos nach Brauron eingeladen, als eins ihrer Mitglieder den Vers machte;« vielmehr könne das vom Dichter beschriebene Phänomen überall beobachtet werden, auch an einem Punkte, wo die Sonne durch Berge im Osten lange verdeckt sei, der Blick auf das Meer aber frei. Für die Ausbreitung des Glanzes über die Fläche mag das stimmen; hier aber soll das eine Begleiterscheinung sein zum Aufstieg des Morgensternes¹⁸⁾. Und schließlich bleibt bei Wilamowitz' Erklärung die Hauptsache unerklärt: in dem attischen Namen des Morgensternes liege die Verderbnis zutage, aber die echte Form, die dadurch verdrängt sei, könne er nicht finden.

Wir bleiben also bei dem gewonnenen Resultat: der Werdegang des Epos hat sich bis in die Zeiten erstreckt, in denen Athener die Hauptträger seiner Fortpflanzung geworden waren; in bestimmten Stücken des Inhaltes wie in einzelnen Laut- und Flexionsformen tritt ein Anteil attischer Dichter hervor. Wer beides bestreitet, muß doch zugeben, daß der gesamte Text einer Überarbeitung durch athenische Herausgeber und Abschreiber unterzogen worden ist und uns deshalb in einer attisch gefärbten sprachlichen Gestalt vorliegt¹⁹⁾. Wilamowitz gibt das

18) Wie sorgfältig in Dingen dieser Art die homerische Ausdrucksweise dem Standpunkte des Beobachters Rechnung trug, zeigt der Unterschied in der Bezeichnung des Sonnenaufganges, den Aristarch zu H 422. Θ 485 angemerkt hat. Vgl. Lehrs Ar. 175; Roemer KrE. 587 f. 19) Dieser Tatbestand liegt so offen zutage und bildet den Gegenstand so ernsthafter wissenschaftlicher Diskussion, daß wir darauf verzichten können, was in den beiden früheren Auflagen geschehen war, ihn selbst noch gegen die Behauptung, er sei gar nicht vorhanden, zu verteidigen. Arthur Ludwig war es, der dies behauptete (II § 44), weil die Tatsache nirgends durch äußere Zeugnisse bescheinigt sei.

nicht nur zu, sondern er hat das Verdienst, dieses Verhältnis — meines Wissens als erster — klar erkannt und zu einem wichtigen Stützpunkt weiterer Untersuchung gemacht zu haben (oben S. 121). Aber nun tut sich in seinen eignen Gedanken ein Widerspruch auf. Man mag die geistige Vorherrschaft Athens im 5. und 4. Jahrhundert, die Ausbreitung des athenischen Buchhandels noch so groß annehmen: beide reichen nicht aus, um es begreiflich zu machen, wie alle älteren, nicht-attischen Exemplare der Gedichte so vollständig aus der Welt verschwinden konnten. Wilamowitz schrieb einst (HU. 255): »Die Ilias und die Odyssee sind in ihrer jetzigen Gestalt notorisch älter als Peisistratos.« Ein gutes Wort, dieses »notorisch«: es zeigt dem Leser die Stelle an, wo er Vorsicht zu üben hat, dem Autor, wenn er nach Jahren zum Leser geworden, wo eine Lücke in seiner Beweisführung geblieben ist, die er ausfüllen müßte. Aber davon sehen wir in diesem Falle nichts. Auch jetzt heißt es (IH. 359) mit bezug auf das Zeitalter des Archilochos: »Es versteht sich von selbst, daß das Epos damals zu ausgiebiger Aufzeichnung kam; in den Kreisen der Rhapsoden mußte es schon längst niedergeschrieben sein.« Wenn das wirklich so gewesen ist, wo sind denn all diese Exemplare geblieben? wie konnten sie bis zu dem Grade verloren gehen, daß diejenigen Ausgaben, von denen wir nachher innerhalb des ionischen Kulturgebietes etwas erfahren, die massilische, chiische, erst wieder aus athenischen Vorlagen abgeschrieben werden mußten? Sollen wir wirklich denken, daß die Konkurrenz des athenischen Buchhandels eine so verheerende Wirkung gehabt hat? Alles drängt auf die Erkenntnis hin, daß eben deshalb alle späteren Exemplare aus athenischer Quelle geflossen sind, weil die Gedichte in Athen zum ersten Mal aufgeschrieben worden waren.

3. Die attische Färbung der homerischen Sprache und der feste Platz, den sich, auch abgesehen von gewissen Interpolationen des Peisistratos, kleinere und größere Stücke athenischen Wachstums im Text errungen haben, würden uns, wenn kein überliefertes Zeugnis vorläge, zu der Hypothese nötigen, daß zur Zeit dieses Herrschers in Athen die erste Niederschrift stattgefunden habe. Der dritte Grund kommt nun hinzu: die Fehler, die bei der Umschrift aus dem attischen ins ionische Alphabet gemacht worden und allen alten Handschriften gemeinsam gewesen sind. Allerdings für $\kappa\alpha\iota\rho\omicron\sigma\acute{\epsilon}\omega\nu$, $\theta\epsilon\omicron\upsilon\delta\acute{\eta}\varsigma$, $\delta\epsilon\nu\nu\acute{\omicron}\nu$ u. ä. könnte das ältere Alphabet ein altionisches gewesen sein, aber kaum für $\omega\lambda\epsilon\sigma\acute{\iota}\kappa\alpha\rho\tau\omicron\varsigma$, $\pi\epsilon\rho\iota\omega\sigma\iota\omicron\varsigma$, $\nu\alpha\iota\epsilon\tau\acute{\alpha}\omega\sigma\alpha\nu$, $\acute{\alpha}\rho\omicron\omega\sigma\iota$, und sicher nicht für $\mu\acute{\epsilon}\sigma\sigma\psi$ $\gamma\epsilon$, $\epsilon\gamma\rho\epsilon\tau\omicron$, $\omega\mu\eta\sigma\tau\acute{\eta}\varsigma$. Denn fast überall, wo ionisch geschrieben wurde, bediente man sich von Anfang an des Zeichens Ω ; und ein Alphabet ohne H im Sinne von η gab es auf ionischem Gebiet überhaupt nicht. Dies hat Fick (Bzb. Btr. 30

[1906] S. 297) mit Recht betont. Daß die Umschrift nicht unmittelbar nach der ersten Aufzeichnung, aber auch nicht später als im Laufe des 5. Jahrhunderts erfolgt sein kann, haben wir gesehen (oben S. 101 f.). Daß sie überhaupt stattgefunden habe, schien uns (S. 110 f.) nur deshalb noch zweifelhaft, weil man dann voraussetzen mußte, daß alle Homerausgaben des Altertums aus attischen Exemplaren abgeschrieben worden seien. Nachdem diese Voraussetzung von zwei anderen Seiten her begründet worden ist, dient sie der Umschriftstheorie nun ihrerseits zur weiteren Bestätigung.

V

Dies alles ist so einfach und einleuchtend, daß man sich nur wundern muß, wie gerade Wilamowitz es nicht anerkennen konnte, der doch so wesentlich dazu beigetragen hat das Material für die Beweisführung herbeizuschaffen und zu sichten. Ich meine drei Erwägungen zu erkennen, die ihn und andere von der richtigen Einsicht zurückgehalten haben.

1. »Die Staubwolke, welche Fr. A. Wolf mit seinen irrigen Vorstellungen von der Jugend der Schrift aufgewirbelt hat, ist verflogen«: mit diesem Satz eröffnete Wilamowitz (HU. 286) seine Erörterungen über das Alter der Schrift in Griechenland¹⁹⁾. Es wurde ihm nicht schwer zu zeigen,

19) Wilamowitz' Urteil über Wolf war immer von auffallender Unfreundlichkeit. So begrüßte er mit Genugtuung den Nachweis, den Finsler erbracht zu haben glaubte, daß das Wesentliche der Gedanken, mit denen Wolf die moderne Homerkritik eröffnet zu haben schien, gar nicht sein geistiges Eigentum gewesen sei. Dies war das Ergebnis von Finslers Abhandlung »Die 'Conjectures Académiques' des Abbé d'Aubignac«, NJb. 15 [1905] S. 495—509, kurz wiederholt in seinen Büchern »Homer« (1908) S. 526 und »Homer in der Neuzeit« (1912) S. 210. Darauf gestützt erklärte Wilamowitz (IH. 15): Finsler hat sich ein »Verdienst erworben, indem er dem Abbé d'Aubignac den Ruhm endlich gesichert hat, um den ihn F. A. Wolf betrogen hatte. Die Franzosen haben ihren Landsmann nicht geschätzt; wir Deutschen sühnen gern, was die Selbstsucht eines Deutschen gesündigt hat.« Bald darauf hat sich dann auch ein französischer Schriftsteller des Gegenstandes angenommen, Victor Bérard in dem 288 Seiten starken Buche »Un Mensonge de la science allemande. Les 'Prolégomènes à Homère' de Frédéric Auguste Wolf« (1917), der nun allerdings unter Wirkung der Kriegspsychose so weit ging (in seinem letzten Kapitel), den Fall als typisch für das Verhältnis deutscher zu ausländischer Wissenschaft hinzustellen. Gegen dieses »pamphlet antiwolfien« und für Anerkennung des weiten Abstandes, der die Albernheiten (*balivernes*) der leichtfertigen und beschränkten Homerkritik d'Aubignacs von der ernsten und tiefgründigen Forschung Wolfs trenne, haben sich alsbald aus den Kreisen der französischen Wissenschaft selber Stimmen erhoben. Darüber berichtet Max Pohlenz am Schluß einer sorgfältigen Untersuchung der Frage: »Un mensonge de la science allemande?« (NJb. 43 [1919] S. 340—374), die er auf Grund eigener Lektüre der Schrift von d'Aubignac, nicht bloß des Finslerschen Auszuges, angestellt hat. Der Abbé war 1676 in hohem Alter gestorben, seine Abhandlung 1715, zunächst ohne Nennung des Verfassers, gedruckt worden. Wolf hat sie erst kennen gelernt, als ihm die Auffassung, die er später in den Prolegomena vorgetragen hat, in den Grundzügen schon feststand: dies weist Poh-

daß die Wissenschaft auf diesem Gebiete seit Wolf große Fortschritte gemacht hat; aber den Zweck, dem diese Ausführungen im Zusammenhange seiner ganzen Untersuchung dienen sollten, erreichten sie nicht. Wenn wir wirklich zugeben, daß das phönizische Alphabet spätestens im 10. Jahrhundert von den Griechen rezipiert worden ist (S. 287), so folgt daraus doch gar nichts für die Frage, ob Ilias und Odyssee im 8., 7. oder 6. Jahrhundert zuerst aufgezeichnet worden sind. Man müßte denn mit Valeton (Mnemos. 24 S. 408) glauben, weil ums Jahr 590 griechische Söldner in Abusimbel ihre Namen in Stein geritzt haben, so sei es unwahrscheinlich, daß zur selben Zeit die Rhapsoden die Schreibkunst verschmäht hätten. Doch auch wer sich vor so unzutreffenden Vergleichen hütet, ist leicht in Gefahr, vom Standpunkte unserer literarischen Kultur und unserer verkrüppelten Gedächtnisse aus schief zu urteilen. Die Römer kannten und übten längst die Schrift, ehe sie auf den Gedanken kamen ihr bürgerliches Gesetz aufzuschreiben. So war auch bei den Hellenen der Gedanke, die Heldengesänge, die vielen vollkommen lebendig im Gedächtnis waren, mühsam aufzuschreiben, zuerst gewiß etwas Kühnes und Unerhörtes; und wir könnten uns fast wundern, daß sie schon so früh, nämlich zur Zeit des Solon und Peisistratos, dazu gelangt sind. Haben wir es doch erlebt, daß noch im 19. Jahrhundert das finnische Epos durch Lönnot zum ersten Mal aus mündlicher Überlieferung gesammelt und herausgegeben worden ist; ganz zu schweigen von den Grimmschen Märchen, von denen, wenn die heutigen Gegner der peisistratischen Redaktion recht hätten, ein Philologe der Zukunft müßte behaupten dürfen, sie könnten unmöglich im Jahre 1812 zuerst gesammelt und gedruckt worden sein, weil man in Deutschland die Kunst des Schreibens und der mechanischen Vervielfältigung schon Jahrhunderte vorher gekannt habe.

lenz aus literarischen und brieflichen Zeugnissen nach (S. 359—367). Wichtiger noch ist, daß auch inhaltlich Wolfs Hauptgedanke keine volle Übereinstimmung mit d'Aubignac zeigt. Für ihn kam alles darauf an, daß Ilias und Odyssee ursprünglich nicht hätten aufgeschrieben sein können, während d'Aubignac durchweg voraussetzt, daß auch die Einzellieder, aus denen die beiden Epen entstanden seien, für ein Lesepublikum bestimmt waren (Pohlenz 349 f. 359). Nach dem allen wird man dem *Bel esprit* seinen Ruhm, in keckem Fluge der Wissenschaft vorausgeeilt zu sein, gerne gönnen, und doch dem Schlußurteil von Pohlenz zustimmen: »d'Aubignac hat die modernen Gedanken über Homer zuerst ausgesprochen, aber gewirkt hat er weder in seiner Zeit noch bei der Nachwelt; zeugungs-kräftig hat sich erst Wolfs Theorie erwiesen.« — Zu derselben Gesamtansicht gelangt mit erfreulicher Entschiedenheit ein italienischer Gelehrter, Fausto Nicolini, der gleichzeitig mit Pohlenz die Bérardsche Polemik einer gründlichen Prüfung unterzogen hat (*Divagazioni Omeriche*, Firenze [E. Ariani] 1919), mit genauem Eingehen auf Wolfs Beziehungen auch zu anderen Forschern, die er beraubt haben soll, und voll heiligen Zornes über den Mißbrauch, der hier mit Begriffen wie »Vaterland« und »Wissenschaft« getrieben werde.

Man kann einwenden, und man hat gegen diese Stelle meiner Ausführungen eingewandt, die Märchen seien einzelne kleine Erzählungen, und auch das Kalevala könne mit Ilias und Odyssee nicht auf eine Stufe gestellt werden, weil es Lönnot nicht gelungen sei, eine wirklich organische Einheit in den von ihm gesammelten Stücken herzustellen²¹). Gut! Damit ist zugegeben, daß das Entscheidende nicht in der äußeren Möglichkeit des Aufschreibens liegt, sondern in den inneren Verhältnissen der homerischen Dichtungsart. Daß Generationen hindurch der Helden- gesang nur mündlich fortgepflanzt wurde, also zu irgend einer Zeit zum ersten Male aufgezeichnet worden sein muß, bestreitet niemand; daß die spätere schriftliche Überlieferung der homerischen Gedichte in all ihren Zweigen auf ein athenisches Exemplar zurückgeht, hat Lachmann (Betrachtungen³ S. 31) angenommen und Wilamowitz bewiesen. Daß irgend- wo und irgendwann schon vor der Zeit, da Athen sich der Pflege des epischen Gesanges bemächtigte, jemand die ihm bekannten Stücke aufgeschrieben habe, ist natürlich denkbar, jedoch für uns ohne Bedeutung, weil eine solche Aufzeichnung dann jedenfalls keine Folge gehabt hat sondern wirkungslos versiegt ist. Es ist aber auch, wenn schon denkbar, doch wenig wahrscheinlich. Die Berufung auf die lyrische Poesie, auf Elegie und Iambus (Wilamowitz IH. 359) vermag hier gar nichts: diese Arten der Dichtung trugen von Anfang an einen persönlichen Charakter; was frisch entstand, mußte festgehalten werden, und dazu diente die Schrift. Das Epos beruhte auf uralter Überlieferung, erhalten im Gedächtnis und in den Vorträgen der Rhapsoden; diese hatten das größte Interesse daran, einen Besitz, von dessen Verwertung sie lebten, streng für sich zu bewahren. Wie die römischen Patrizier nur widerstrebend in eine schriftliche Fixierung des Rechtes willigten, so müssen auch die Rhapsoden gezwungen worden sein ihre Vorzugstellung aufzugeben²²). Und dazu stimmt es aufs beste, wenn der Verzicht zu einer Zeit erfolgt ist, in der ihre Kunst und ihr Ansehen schon im Niedergange begriffen waren, in der andererseits eine Macht ihnen gegenüber- stand, die einen Druck auszuüben vermochte, aber auch in der Lage war für materiellen Verlust die Nachgebenden zu entschädigen. Eine solche Macht war Peisistratos. Ob sich auch die Umstände noch erkennen lassen, die ihn zum Eingreifen veranlaßt haben mögen, ist eine Frage, die wir im Sinn behalten wollen.

21) In Bezug auf Grimms Märchen Andrew Lang, *Homer and his age* (1906) S. 313, in bezug auf das finnische Epos Fraccaroli, *Bollettino di filologia classica* 1895 p. 6.

22) Richard Volkmann (Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena [1874] S. 317 f.) hat diesen Gedanken angeregt, ihm freilich eine andre Wendung gegeben als hier geschehen ist.

Man hatte lange Zeit allgemein angenommen, daß die abschließende Bearbeitung der Odyssee, wie sie jetzt vorliegt und allerdings nicht wohl ohne Schrift hergestellt sein kann, spätestens dem 7., die der Ilias vielleicht dem 8. Jahrhundert angehöre. Aber solche Ansätze sind nur Vermutungen; wir müssen sie aufgeben und zu Lachmanns Ansicht zurückkehren, wenn die Tradition von dem Werke des Peisistratos durch äußere Anzeichen und innere Gründe bestätigt wird. Daß dies der Fall ist, haben wir gesehen. Oder sollen wir die Nachricht eben deshalb verwerfen, weil sie überliefert ist?

2. Nicht daß sie überliefert ist, sondern wie sie überliefert ist, erregt Mißtrauen. »Peisistratos und seine Hofphilologen«, meint Wilamowitz (HU. 254), »sind ein Abklatsch von Ptolemaios und den Sammlern des Museion.« Das läßt sich hören; die Möglichkeit jedenfalls liegt vor: in der »Zeit der ausgebildeten Grammatik« kann die Tradition mit unechten Farben ausgemalt und ausgeschmückt worden sein. Oder gab es ursprünglich gar keine Tradition, und das Ganze wäre nur Erfindung der Alexandriner? Von dem einen der vier Gelehrten des Peisistratos, die Tzetzes in dem Plautus-Scholion nennt (oben S. 112), Onomakritos, erzählt doch bereits Herodot (7, 6), daß er im Dienste der Peisistratiden als Sammler und Ordner (διαθέτης) älterer Poesie, der Sprüche des Musaios, tätig gewesen sei. Und Wilamowitz selbst hat es ausgesprochen, daß in jener anekdotenhaft aufgeputzten Erzählung als Kern eine »sehr viel einfachere ältere Tradition« enthalten sei, nach welcher »Peisistratos den Homer, den er sammelte, interpolierte«. Niemand anderem als ihm verdanken wir den Nachweis, daß die Vorstellung von der sammelnden und ordnenden Tätigkeit des Tyrannen keine späte Erfindung ist, sondern bereits im 4. Jahrhundert vor Chr. lebendig gewesen. Nur darüber war uns ein Zweifel geblieben (S. 115), ob diese Vorstellung einen Bestandteil der richtigen Hypothese des Dieuchidas bildete oder der Hypothese als fertige Voraussetzung diente.

Was Wilamowitz neuerdings zur Sache gesagt hat (IH. 14), ist mehr geeignet, das Bedürfnis nach Klarheit fühlbar zu machen als es zu befriedigen. Er verweist auf eine Notiz bei Älian, »wo die Hypothese vorgetragen wird, daß die Rhapsodien, welche Homer gedichtet hatte, in »Unordnung geraten wären und erst durch Peisistratos (die attische Verordnung) in die jetzige Folge gebracht. Man wird das«, so fährt er fort, »von der Tatsache nicht trennen können, daß in den Gedichten, z. B. im »Schiffskataloge, athenische Interpolationen stecken, denn diese Tatsache ist schon im 4. Jahrhundert bemerkt, ohne daß die echte Form des »Kataloges noch nachweisbar gewesen wäre. Das ist wahrlich bedeutsam, erklärt sich aber durch das Übergewicht Athens und seines Buch-

»handels. Der antike Kritiker wird darauf die Hypothese starker »attischer Trübungen« gebaut haben, in der die Modernen bis zu der »wahnschaffenen Behauptung fortgeschritten sind, Peisistratos hätte die »Ilias erst herstellen lassen.« — Es bleibt nichts übrig als diesen Wahn, zu dem ich mich nach wie vor bekenne, noch einmal²³⁾ in möglichst faßlicher Form darzulegen, wobei besonders auch auf den Unterschied geachtet werden soll, was in den Aussagen der Alten als Überlieferung und was als Vermutung anzusehen ist.

Sagt Älian das wirklich, die von Homer gedichteten Rhapsodien seien in Unordnung geraten gewesen und von Peisistratos wieder in Ordnung gebracht worden? "Οτι τὰ Ὀμήρου ἔπη πρότερον διηρημένα ἦδον οἱ παλαιοί, οἷον ἔλεγον τὴν ἐπὶ ναυσὶ μάχην καὶ Δολωνίαν τινὰ καὶ ἀριστείαν Ἀγαμέμνονος κτέ. — — ὁπὲ δὲ Λυκοῦργος ἀθρόαν πρῶτος εἰς τὴν Ἑλλάδα ἐκόμισε τὴν Ὀμήρουποίησιν. τὸ δὲ ἀγῶγιμον τοῦτο ἐξ Ἰωνίας, ἥνικα ἀπεδήμησεν, ἤγαγεν. ὕστερον δὲ Πεισίστρατος συναγαγὼν ἀπέφηνε τὴν Ἰλιάδα καὶ Ὀδύσσειαν (XIII 14). — Wie hätte er sich denn anders ausdrücken sollen, wenn er gemeint hätte, daß Peisistratos die Ordnung erst hergestellt (nicht wiederhergestellt) habe? Gewiß, ἀσύνακτα an Stelle von διηρημένα²⁴⁾ wäre vorsichtiger gewesen; aber συναγαγὼν ἀπέφηνε τὴν Ἰλιάδα weist nach der anderen Seite. Auch Cicero (*Homeri libros confusos antea*) und das Plautus-Scholion (*sparsam prius Homeri poesim*) sprechen so, daß die eine so gut wie die andre Auffassung sich auf sie berufen kann. Unzweideutig ist Iosephus (gegen Apion I 2): Φασὶν οὐδὲ Ὀμηρον ἐν γράμμασι τὴν αὐτοῦποίησιν καταλιπεῖν, ἀλλὰ διαμνημονευομένην ἐκ τῶν ᾠμάτων ὕστερον συντεθῆναι καὶ διὰ τοῦτο πολλὰς ἐν αὐτῇ σχεῖν τὰς διαφωνίας. Trotzdem dürfte Ritschl recht gehabt haben, die im Altertum herrschende Ansicht dahin zu formulieren, daß das Verdienst des Peisistratos bestanden habe in »der Wiederherstellung einer Ordnung, welche durch rhapsodische Vereinzelung sich allmählich gelöst hatte« (1838; Opusc. I 44). Und doch hat auch Wolf recht gehabt, wenn er sich bei dieser Ansicht nicht beruhigen wollte, sondern darauf bestand: *collecta, non recollecta carmina* (Prolog. p. 146).

Dem unreflektierten Denken erscheint die Ordnung, in der ein gegliederter Stoff ihm zunächst entgegengetreten ist, als etwas Normales und Ursprüngliches, was etwa nicht dazu stimmt, als hereingekommene Störung. An die Wirksamkeit solcher Grundanschauung im Systeme der

23) Zum Teil wiederholt aus einer Rezension in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1917 S. 596f. 24) Von denen, die uns über Peisistratos berichtet haben, wird niemand verlangen, daß sie sich bei ihren Worten ebenso viel hätten denken sollen wie Platon, wenn er die erste von zwei korrespondierenden Tätigkeiten des Geistes so bezeichnet (Phädrus 265 D): εἰς μίαν ἰδέαν συνορῶντα ἄγειν τὰ πολλὰ διεσπαρμένα.

dogmatischen Grammatik braucht nur erinnert zu werden. Auf den Gebieten des Rechtes, der Sitte stellt naive Tradition gern einen Gesetzgeber an die Spitze, der auf einen Schlag alles das ersonnen haben soll, was sich tatsächlich in Generationen entwickelt hat; die Stufen dieser Entwicklung erscheinen, rückwärts gesehen, wie Stufen des Abfalls vom Echten und Eigentlichen, das durch eine »Reform« wiederhergestellt werden müsse. Ein Beispiel haben wir gleich wieder in der Geschichte der peisistratischen Frage: die richtige Auffassung, zu der er selber gelangt war, meinte Wolf am besten sicher zu stellen, indem er sie als überliefert nachwies. Wer solchen Zusammenhang psychologisch zu verstehen vermag, wird nicht daran denken, dem Verfasser der Prolegomena hier einen moralischen Vorwurf zu machen; aber einer kleinen Selbsttäuschung war er allerdings verfallen. An der Persönlichkeit Homers, an der des einen Dichters wenigstens für jedes der beiden Epen, zweifelte im Altertum niemand. Wenn also Peisistratos etwas zu ordnen gefunden hatte — und insofern wird die Kunde davon doch wohl auf Überlieferung beruhen —, so war es das Natürliche, vorauszusetzen — und damit sind wir im Bereich der Hypothese —, daß die vom Dichter geschaffene Ordnung in der Zwischenzeit gestört worden war. Etwas anders müssen sich Älian und Iosephus, oder ihre Gewährsmänner, das Verhältnis gedacht haben: zwar ein Dichter, aber noch kein einheitlicher Plan in den Liedern, die er vortrug; den hätten erst die Beauftragten des Peisistratos hineingebracht. Betrachtet man von hier aus die sonstigen Nachrichten, so kann man Spuren einer verwandten Anschauung auch in ihnen entdecken; aber das sind dann alles nicht verdunkelte Reste alter Überlieferung, sondern Ansätze einer neuen Erkenntnis, die mit innerem Zwang aus der Beschaffenheit der Dinge selbst sich hervorarbeiten will. So bestätigt sich in der Hauptsache doch, was Wolfs Spürsinn gefunden hatte: *Persaepe id evenit in historia, ut tralaticiae voces redarguantur factis, et ut rebus, quas nemo non pro veris habuit, longe alia consequentia sint, quam ii animadvertabant, qui illas attulerunt.*

3. Die Besinnung auf den natürlichen Zusammenhang des Geschehens führt uns weiter. Der bei Diogenes aufbewahrten Nachricht (oben S. 114 f.), Solon habe den rhapsodischen Vortrag ἐξ ὑποβολῆς für die homerischen Epen eingeführt, steht eine andere gegenüber, die das gleiche Verdienst dem Hipparch zuschreibt, mitgeteilt im pseudoplatonischen Ἱππαρχος p. 228 B: Ἱππαρχος, ὃς τὰ Ὀμήρου πρῶτος ἐκόμισεν εἰς τὴν γῆν ταυτηνὶ καὶ ἠνάγκασε τοὺς ῥαψωδοὺς Παναθηναίοις ἐξ ὑπολήψεως ἐφεξῆς αὐτὰ διέναι, ὥσπερ νῦν ἐτι οἶδε ποιοῦσιν. Man hat sich bemüht zwischen ἐξ ὑποβολῆς und ἐξ ὑπολήψεως einen Unterschied zu machen und danach jedem der beiden Männer seinen Anteil an dem Verdienste

zu geben; aber solcher »Konkordanzkritik« ist Wilamowitz (HU. 263) mit gutem Grund entgetreten. Die Worte, in welchen Diogenes (und mit ihm übereinstimmend ein Artikel bei Suidas) den Ausdruck ἐξ ὑποβολῆς umschreibt, schildern ja genau das, was sonst mit ὑπόληψις bezeichnet wird: ὅπου ὁ πρῶτος ἔληξεν ἐκεῖθεν ἄρχεσθαι τὸν ἐχόμενον. Auch der italienische Gelehrte della Seta, der vor kurzem die Frage eingehend behandelt hat, meint nur mit einer leisen Nuance die Bedeutungen unterscheiden zu können, das sachliche Zusammenfallen der Begriffe erkennt er an²⁵⁾. Die zwei im einzelnen voneinander abweichenden Notizen sind also nur verschiedene Versionen einer und derselben von alters her überkommenen Nachricht: daß für den Vortrag bei den Panathenäen gesetzliche Bestimmungen über die Reihenfolge der Stücke bestanden, die man »den Stiftern der Festordnung, wen man gerade dafür ansah, zuschrieb«. Ob Peisistratos das Fest der Panathenäen zuerst geschaffen oder nur durch Umwandlung aus älteren Gebräuchen zu neuem Glanze erhoben hat, ist unsicher; daran aber zweifelt niemand, daß er es gewesen ist, der um die Mitte des 6. Jahrhunderts diesem Feste seinen eigentümlichen und großartigen Charakter verliehen hat. Im Zusammenhange damit stand die Bestimmung, daß die homerischen Gesänge nicht in beliebiger Reihenfolge sondern in der durch den Inhalt gebotenen Ordnung vorgetragen werden sollten.

Stimmt das nicht vortrefflich zu der Nachricht, die wir bisher als richtig erkannt haben, daß eben damals die Gesänge zum ersten Mal gesammelt und aufgeschrieben worden sind? Fast möchte man glauben, daß es auch im Denken Verschiedenheiten des Geschmacks gebe; denn Wilamowitz folgert aus dem Zusammentreffen beider Angaben gerade das Entgegengesetzte: »Das kann man nicht nachdrücklich genug einschärfen, daß diese offizielle Institution eine Reihenfolge wahren soll, also eine Einheit voraussetzt. Wer auch nur einen Schluß machen kann, muß erkennen, daß die homerischen Gedichte zu der Zeit, wo diese Bestimmung erlassen ward, feste und geschlossene Form hatten, mit andern Worten, daß damals unsere Ilias und Odyssee existierten. Folglich ist die peisistratische Sammlung, an die Bentley und Wolf, Hermann und Lachmann geglaubt haben, eine bare Unmöglichkeit.« Dieses Argument hat er als das eigentlich entscheidende an den Schluß seiner Beweisführung gestellt (HU. 264), und hält noch heute daran (IH. 364). Ich habe schon früher (Literar. Zentralblatt 1885 Sp. 472) dieser »nachdrücklich eingeschärften« Logik widersprochen und wundere

25) Alessandro della Seta, »Ἐξ ὑποβολῆς εἰς ὑπόληψιν«, in »Saggi di Storia antica e di Archeologia offerti a Giulio Beloch« (Rom 1910) p. 333—351; hier in Betracht kommend p. 335

mich, daß andere, wie z. B. Ed. Meyer (GA. II § 255 Anm.), Bethe (NJb 1919, S. 1) sich ihr einfach gefügt haben²⁶). Die Art, wie Wilamowitz sich die Sache zurechtlegt, ist möglich; aber mindestens ebenso möglich die Annahme, daß jene gesetzliche Bestimmung und die schriftliche Redaktion der Gesänge gleichzeitig erfolgten. Oder, noch besser — und damit schließt sich die letzte Lücke — das Gesetz über den Vortrag wurde zuerst gegeben. Der einzelne Rhapsode bevorzugte gern diejenigen Stücke, die er besonders gut kannte oder besonders wirksam vorzutragen meinte; und jeden Vortrag rundete er ab durch Einleitung und Schluß. Anschaulich beschreibt della Seta, wie diese natürliche Tendenz dem Anschluß von Rhapsodie zu Rhapsodie entgegenwirkte²⁷). Nun gab die großartige Veranstaltung der Panathenäen den Rahmen für eine fortlaufende Reihe von Rezitationen. In die wünschte man auch äußere Verbindung und feste Ordnung zu bringen und meinte hierfür ausreichenden Anhalt zu haben in dem sachlichen Zusammenhang der Ereignisse, den alle im Bewußtsein trugen und auf den der Vortragende, so oft er neu anhub, doch immer bezugnehmen konnte: $\epsilon\nu\theta\epsilon\nu \epsilon\lambda\acute{\omega}\nu \theta 500$, $\epsilon\nu\theta^2 \alpha\lambda\lambda\omicron\iota \mu\acute{\epsilon}\nu \pi\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\varsigma \alpha 11$. Als dann aber zur Ausführung geschritten wurde, da zeigte sich, daß diese Hoffnung doch allzu optimistisch gewesen war. Die Liederzyklen der beiden großen Epen waren zwar sehr viel mehr als eine lose Aneinanderreihung einzelner Gedichte, aber keiner von beiden bildete ein in sich geschlossenes und abgerundetes Ganze. Eine ungefähre Ordnung war allerdings durch den Inhalt gegeben; aber wenn nun ein Rhapsode an den andern anknüpfen sollte, so gab es vielfachen Anlaß zu Zweifeln: hier und da fehlten Ver-

26) Wieder bei anderen wundere ich mich nicht. Die Erfahrung der Reitbahn, daß ein Pferd scheinbar sicher mitgeht, an der entscheidenden Stelle aber, auf die hin alle Kraft gesammelt wurde, ausbricht, hat in der Wissenschaft ihre Analogien; jedenfalls in der philologischen Wissenschaft, in der der letzte Schluß immer zugleich ein Entschluß ist. Gercke in einer Besprechung von Ludwigs »Homervulgata« (Dtsch. Lit.-Ztg. 1902 S. 995) spottet zunächst über die, welche »an die Existenz und einen zauberhaften Einfluß des attischen Staatsexemplares des Peisistratos glauben«, erklärt dann, »er selbst vermöge diese Wirkung [die attische Färbung des Textes] nur den berufsmäßigen Rhapsoden zuzuschreiben, die bei ihren öffentlichen Rezitationen wenigstens in Athen gehalten waren die ganzen Epen der Reihe nach vorzutragen« — und schließt diese Betrachtung mit dem Satze: »Einmal hat also ein namenloser Rhapsode (oder mit der Zeit eine Rhapsodenschule) einen brauchbaren Text festgestellt, schriftlich oder zunächst noch mündlich, vielleicht auf Veranlassung eines attischen Staatsmannes des 6. Jahrhunderts, sicher unter dem Einflusse jungattischer Lokaltradition.« Also ein attischer Staatsmann des 6. Jahrhunderts hat mitgewirkt: das lehrt die aufgeklärte Wissenschaft. Wer aber meint, daß dieser Staatsmann Peisistratos gewesen sei, der ist des Köhlerglaubens schuldig. 27) In der soeben zitierten Abhandlung p. 336 ff. Er glaubt, daß nur auf diesem Wege manche Lücke entstanden, eine große in sich geschlossene Dichtung schon vorher fertig gewesen sei, worin ich ihm denn freilich nicht zustimmen kann.

bindungstücke, dann wieder waren manche Szenen in doppelter Fassung vorhanden, auch über die Reihenfolge innerhalb der Hauptabschnitte konnte gestritten werden. Da entschloß sich Peisistratos, um die Durchführung der einmal erlassenen und als heilsam erkannten Maßregel möglich zu machen, zu einem weiteren Schritt: er schuf den Rhapsoden dadurch eine feste Grundlage, daß er durch Sachverständige die Gesänge sammeln und sichten, wo es nötig schien durch kleine Füllstücke ergänzen und, was das Wichtigste war, aufschreiben ließ²⁸⁾. Träger der lebendigen Überlieferung bleibt dabei immer noch das Gedächtnis; der unmittelbare Zweck war erreicht, wenn der für den Gebrauch bei den Panathenäen hergestellte Text an amtlicher Stelle verwahrt wurde und den berufenen Pflegern der epischen Rezitation zugänglich war²⁹⁾.

»Doch ich komme mir bald lächerlich vor, wenn ich noch immer die Möglichkeit gelten lasse, daß unsere Ilias in dem gegenwärtigen Zusammenhange der bedeutenderen Teile, und nicht bloß der wenigen bedeutendsten, jemals vor der Arbeit des Pisistratus gedacht worden sei«: so konnte Lachmann im Jahre 1837 schreiben (Betrachtungen S. 76). Heute sind wir weniger zuversichtlich. Zwar hat uns genaueste, oft erneute Prüfung aller in Betracht kommenden Momente in der Ansicht bestärkt, daß die peisistratische Redaktion äußerlich wohlbezeugt, durch die Beschaffenheit des Textes empfohlen, historisch durchaus verständlich ist. Eine wichtige Frage regt sich doch noch. In acht Jahrzehnten ergiebiger Forschung hat sich in den Vorstellungen vom Leben der epischen Poesie mancher Wandel vollzogen: der Glaube an Lachmanns Einzellieder ist auch für diejenigen zerstört, die entschlossen waren auf dem von dem großen Kritiker eingeschlagenen Wege weiter zu dringen; mehr und mehr hat man gelernt, in der Analyse auch auf die Keime und das Wachstum der Einheit zu achten. Wie verträgt sich damit die Annahme, daß erst zur Zeit des Peisistratos der auf uns gekommene Bestand des Epos hergestellt und niedergeschrieben worden sei? — Die Frage kann hier nur aufgeworfen werden; die Antwort muß bis zum Schlusse vorbehalten bleiben.

28) Den scheinbaren Widerspruch zwischen dem, was über Solon, und dem, was über Peisistratos berichtet wird, hat, ohne daß ich davon wußte, in eben dieser Weise Croiset zu lösen gesucht: *Histoire de la littérature grecque* I (1887) p. 416. 417. Schon viel früher war Wilhelm Müller in seiner »Homerischen Vorschule« (2. Aufl. 1836 S. 67) dieser Auffassung nahe gekommen, indem er »das solonische Gesetz als wichtigen Vorläufer der peisistratischen Zusammenstellung der Ilias und Odyssee« betrachtete. Müllers Buch, durch Vorlesungen von Wolf angeregt, aber reich an selbständigen Anschauungen, erschien zuerst 1824. 29) Vergl. Ritschl *Opusc.* I 49 f., Wilamowitz *HU.* 264; dazu oben S. 104 f.

SECHSTES KAPITEL

DIE SPRACHFORM

Man könnte versuchen die homerischen Gedichte so zu drucken, wie sie von der Kommission des Peisistratos aufgeschrieben worden sind. Angenommen die Aufgabe wäre reinlich gelöst, so würde der Text immer noch eine reichliche Menge grammatischer Unklarheiten, unorganischer Gebilde, ja geradezu falscher Formen bieten; denn die Sänger, welche während der letzten Generationen vor Peisistratos die epische Poesie gepflegt hatten, waren selbst über einen Teil der Worte und Formen, deren sie sich bedienten, im unklaren gewesen, weil diese aus einer ihnen fremden Mundart stammten. Diese Ansicht, die von Anfang an einen der Ausgangspunkte für unsere »Grundfragen« gebildet hatte, ist in den letzten anderthalb Jahrzehnten durch bedeutende Forschungen bestätigt und genauer bestimmt worden.

I

Wenn wir α 7 lesen: αὐτῶν γὰρ σφετέρῃσιν ἀτασθαλίῃσιν ὄλοντο, so wird es uns nicht schwer den Plural zu verstehen: wir denken an »Dummheiten, Torheiten, Tollheiten« und übersetzen »Freveltaten« oder »frevelhaftes Treiben«. Diese Auffassung ist auch da möglich, wo sich dieselbe Dativform auf nur eine handelnde Person bezieht (κ 437. X 104); meist aber sind es mehrere, noch 6 mal. Dazu kommen, beide Male von den Freiern gesagt, ἀτασθαλίαι φ 146 und δι' ἀτασθαλίας ψ 67. Hesiod hat εἴρ. 260 f.: ὅφρ' ἀποτείσῃ δῆμος ἀτασθαλίας βασιλέων. Der Plural hat überall einen halbkonkreten Sinn; den abstrakteren Singular gebraucht erst Simonides, in einem Epigramm auf Hippias' Tochter Archidike, deren Bescheidenheit er rühmt: οὐκ ἤρθη νοῦν ἐς ἀτασθαλίην (bei Thuk. VI 59). — Weniger klar liegen die Verhältnisse bei zwei verwandten Begriffen. Οὐδ' ἔτι σε χρή νηπιέας ὀχέειν (α 296 f.) scheint zwar für ursprüngliche Kraft des Plurals zu zeugen; denn der Singular würde ebenso gut in den Vers gepaßt haben. Aber auch der

findet sich bei Homer: ἐν νηπιῇ ἀλεγεινῇ I 491, ohne erkennbaren Bedeutungsunterschied gegenüber den Stellen, wo mit νηπιήσι die Handlungsweise eines einzelnen motiviert wird (O 363. Υ 411. ω 469). Und ἀφραδίησ(ι) wird 7 mal¹⁾ mit Bezug auf einen gesagt, ebenso δι' ἀφραδίας τ 523, nur einmal mit lebendigem Plural: αὐτῶν γὰρ ἀπώλομεθ' ἀφραδίησιν (κ 27). Nimmt man dazu B 368 ἢ ἀνδρῶν κακότητι καὶ ἀφραδίη πολέμοιο, so wird man geneigt sein der Ansicht zuzustimmen, daß der Singular das diesem Begriff eigentlich Zukommende gewesen sei; er hat sich da erhalten, wo »Unkenntnis« durch Angabe des Gegenstandes (πολέμοιο) näher bestimmt war, während sonst in der Regel, ohne schärfere Beachtung des Sinnes, die Form gewählt wurde, die sich dem Rhythmus des Hexameters am gefälligsten einfügte, ebenso wie in ἀγνορήσιν, ὁμοφροσύνησιν, αἰδρεῖσιν, κακορραφήσιν usw.

Dies ist die Ansicht von Kurt Witte, in dessen Buche »Singular- und Plural. Forschungen über Form und Geschichte der griechischen Poesie« (1907) das ganze Gebiet verwandter Erscheinungen scharfsinnig untersucht ist. Eine im einzelnen längst gemachte Beobachtung, von dem Einfluß des Hexameters auf die Bildungen der epischen Sprache, hat er näher verfolgt und ist zu wirklichen Entdeckungen gelangt. Am überzeugendsten bei solchen Benennungen, die körperlicher Art oder doch vom Körperlichen ausgegangen sind.

Der Plural von κλισίη bezeichnet ein Zelt mehr als ein dutzendmal, doch immer nur im Dativ — z. B. H 313. N 256 (vgl. 261) —; der Grund kann nur darin liegen, daß mit κλισίησι neben κλισίη eine erweiterte Möglichkeit der Verwendung im Verse gegeben war, was für κλισίαι und κλισίας nicht zutraf. Der Genetiv Plur. ist nahezu beschränkt auf die Formel νεῶν ἄπο καὶ κλισιάων; in lebendigem Gebrauche steht er nur M 155 (σφῶν τ' αὐτῶν καὶ κλισιάων) und Ψ 112 (πάντοθεν ἐκ κλισιών). Trotzdem bleibt es eine Laune des dichterischen Sprachgebrauchs, die wir als solche auch nach Wittes Erklärungsversuch (S. 40) gelten lassen müssen, daß κλισιάων niemals im Sinne der Einzahl verwendet worden ist. In einem Falle wie T 119: αὐτὰρ ἔπειτά σε δαίτ' ἐνὶ κλισίῃς ἀρεσάσθω, wo die pluralische Form für den Vers nichts ausmacht, mag man zweifeln, ob sie durch zunehmende Gewöhnung des Dichters oder eines Abschreibers hereingekommen ist; einige Hdss. haben κλισίη. — Getreidenamen wie ζεαί, κριθαί, ὄλυραι sind Massenbezeichnungen. Diese drei finden sich bei Homer nur im Plural, ebenso in der Regel ἄλφιτα (12 mal); aber ἄλφίτων paßte nicht in den Hexameter, und so heißt es ἄλφίτου ἀκτὴ oder ἄλφίτου ἱεροῦ ἀκτὴ (β 355.

1) Auf die Verwendung von Ξ 481 muß verzichtet werden, weil da die Lesart zweifelhaft ist.

Ξ 429; Λ 631). Neben πυροί (2 mal) fehlt die entsprechende Form des Singulars, im Genetiv steht sinngemäß ὄγμον πυρῶν ἢ κριθῶν Λ 68 f.; aber für den Akkusativ ist der epische Sprachgebrauch nicht bei der spondeischen Pluralform geblieben, die nur einmal erscheint (φέρησι δὲ γαῖα μέλαινα πυροὺς καὶ κριθάς τ 111 f.), sondern hat sich das bequemere πυρόν geschaffen, das 5 mal vorkommt, immer mit Benutzung seiner trochäischen Gestalt (πυρόν ἔδουσιν, πυρόν ἐρεπτόμενοι u. ä.). Nicht anders bei λαοί »Leute, Mannen«, dessen Statistik nach Witte (S. 10. 79) so aussieht:

λαοί	46 mal	λαός	28 mal
λαῶν	106 »	λαοῦ	2 »
λαοῖσι(v), λαοῖς	18 »	λαῶ	2 »
λαοὺς	14 »	λαόν	78 »

Anlaß zur Umbildung des ursprünglich pluralischen Begriffes gab der Akkusativ, wo λαόν beweglicher war und deshalb viel häufiger geworden ist als λαοὺς; von da aus wurden vereinzelt λαῶ, λαοῦ gewagt, dieses übrigens in einem Falle (K 364) so gestellt, daß der Plural nicht möglich gewesen wäre: λαοῦ ἀπομήξαντε. Im Nominativ bot die singularische Form zwar an sich keinen Vorteil, wohl aber mittelbar durch die Prädikatsverben: ἔσαγείρετο λαός (Ξ 248), ἔζετο λαός (B 99), πίπτε δὲ λαός (Θ 67. u. ö.), ἀκούετο λαὸς αὐτῆς (Δ 331) usw. Nur 6 von den 28 Beispielen sind so beschaffen, daß auch λαοί hätte stehen können (γ 304. Λ 764. 796. Σ 153. Ψ 156. Ω 665), darunter bemerkenswert das vorletzte: σοὶ γάρ τε μάλιστά γε λαὸς Ἀχαιῶν πείσονται μύθοισι. Im übrigen trifft Wittes Erklärung (S. 45) zu, daß die leichtere Verwendbarkeit der zugehörigen Verbalform dem Aufkommen von λαός neben λαοί günstig gewesen ist.

Noch ein Paar sei hervorgehoben, στήθος und φρένες, die entgegengesetzte Wege gegangen sind. Zu στήθος hat man, wohl unter Einfluß von πλευραὶ ὦμοι φρένες, einen »poetischen« Plural gebildet, neben dem jedoch in den meisten Kasus der natürliche Singular ein Übergewicht behauptet, am stärksten im Akkusativ (στήθος 29 mal, στήθεα 4 mal). Nur der Dativ στήθεσσι(v) fügte sich, zumal mit ἐνί oder περί, so bequem in den daktylischen Tonfall, daß er vollkommen herrschend geworden ist, 129 mal gegen ein einziges στήθει (O 650). Auch da, wo die Singularform in den Vers gepaßt hätte, zog man nun στήθεσι vor. Dabei kann in 2 Fällen der Vorteil mitgewirkt haben, den das paragogische ν brachte (Δ 430. Π 163); in 6 anderen gab einfach die Gewohnheit den Ausschlag¹⁾. — Das »Zwerchfell« hieß von rechtswegen

¹⁾ Witte, der στήθει schreibt, stellt sich den Hergang ein wenig anders vor (S. 18. 65 f.).

φρένες; Stellen wie 1301 (ὅθι φρένες ἦπαρ ἔχουσιν), K 10 (τρομέοντο δέ οἱ φρένες ἐντός), o 486 (ἧ μάλα δὴ μοι ἐνὶ φρεσὶ θυμὸν ὄρινας) zeigen die ursprüngliche Bedeutung. Auch in übertragenem Sinne blieb im allgemeinen der Plural: αἰεὶ δ' ὀπλοτέρων ἀνδρῶν φρένες ἡρέθονται (Γ 108), φρεσὶ γὰρ κέχρητ' ἀγαθῆσιν (Υ 266), τίς τοί νυ θεῶν νηκερδέα βουλὴν ἐν στήθεσσιν ἔθηκε καὶ ἐξέλετο φρένας ἐσθλάς; (P 475) usw. Bloß im Akkusativ ist daneben, in unwillkürlicher Angleichung an θυμόν, der Singular beliebt geworden: 21 mal in der Verbindung κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν, 8 mal im einfachen κατὰ φρένα und 20 mal sonst; zusammen 49, gegen 61 Belege für φρένας. Stellt man daneben die entsprechenden Verhältnisse für den Nominativ, 1 zu 22, und gar den Dativ, 1 zu 207, so kann man beinahe mit Händen greifen, wie vom Formelgebrauche des Akkusativs aus der Singular aufgekommen ist (Witte S. 72). Daß er ursprünglich nicht berechtigt war, empfindet noch der heutige Leser bei jenen vereinzelt Zeugnissen der am weitesten vorgeschrittenen Entwicklung: τὰ δ' ἐμῇ φρενὶ πάντα μέμνηεν (Ζ 65), ἐπεὶ Διὸς ἐτράπετο φρήν (K 45).

Die Proben werden ausreichen, um anschaulich zu machen, was schon zu Anfang angedeutet wurde und was Witte weiter an Flexion und Wortbildung beobachtet hat, daß die Dichter nicht zaghaft gewesen sind, ihre Sprache den Bedürfnissen des Verses anzupassen, daß sie zu diesem Zwecke den ursprünglichen und innerlich berechtigten Formen vielfach Gewalt angetan und sich einen vermehrten und geänderten Bestand geschaffen haben, von dem ein erkennbarer Teil nicht aus freiem Wachstum geschöpft, sondern nach äußeren Rücksichten zurechtgemacht war. So hätten sie mit ihrer lebendigen Muttersprache niemals verfahren können; der epische Dialekt, jedenfalls in der Periode, aus der die auf uns gekommenen Gedichte stammen, war eben keine natürliche Mundart, sondern eine Kunstsprache, die als solche erlernt und kunstmäßig gehandhabt wurde.

Dürfen wir nun sagen, »daß die Sprache des griechischen Epos ein Gebilde des epischen Verses ist«? Witte urteilt so (z. B. Glotta IV 237; V 8), mit allzu schneller Verallgemeinerung. Was wir beobachten können, ist doch nur Umbildung, nicht grundlegende Schöpfung. »Der Träger »der epischen Sprachform ist der Rhythmus; er war früher als sie; darum hat er ihre Gestalt bestimmt. Sein Einfluß auf die sprachliche »Form begann, als zuerst die Umgangssprache dem daktylischen Rhythmus angepaßt wurde; das blieb so, als man Jahrhunderte später die »Taten der Vorfahren in Epen schilderte.« So lesen wir bei Witte (Glotta IV S. 2), der im Anschluß daran ausführt, wie der Einfluß des Verses auf die Gestaltung der Sprachform zugleich ein konservierender

und ein ewig fördernder gewesen ist. Dies beides gewiß richtig; aber war es von Anfang an so? Da wir vom unteren Ende herkommen, müssen wir doch fragen, wieweit Wirkungen der beobachteten Art zeitlich hinaufreichen. War wirklich der Rhythmus früher da als die Sprache? Sie war es doch auch, die ihn trug. Das Verhältnis beider für die Anfangszeit der epischen Poesie zu erkennen wird nie gelingen, wenn wir uns nicht, vom unteren Ende herkommend, langsam heransarbeiten. Dazu gehört, daß wir von der Theorie des Verszwanges keinen zu freigebigen Gebrauch machen und uns zu solcher mechanischen Auskunft immer erst dann entschließen, wenn jeder Versuch, eine Form organisch zu verstehen, gescheitert ist.

Nebeneinander stehen in wirklichem Gebrauch ἄλγεα πάσχειν und πῆματα πάσχειν, beide oft so gestellt, daß das Substantiv mit der Verbalform zusammen den Versausgang bildet. Da nun außerhalb dieser Verbindung πῆματα selten vorkommt (εὐροι [bzw. δῆεις] δ' ἐν πῆματα οἴκῳ 1535. λ 115, ἡμῖν πῆματα πολλὰ θέσαν O 721), viel öfter der Singular, so hält Witte πῆματα für eine Analogiebildung nach ἄλγεα (Glotta I, 1909, S. 137/9; III 116). Um diese Vermutung zu stützen, merkt er an, daß das Zahlenverhältnis des Plurals zum Singular von ἄλγος bei Homer 79: 13 ist, von πῆμα 14: 33, und weist darauf hin, daß nach vokalischem Auslaut des vierten Fußes ἄλγεα unbrauchbar, der Ersatz durch πῆματα also willkommen gewesen sei. Aber in der bukolischen Diärese, die ja einen stärkeren Einschnitt bildete, war der Hiatus unbedenklich (vgl. S. 68 und Kap. 7); dieser Grund fällt also weg. Und wenn man einfach nach dem Zahlenverhältnis zu gehen hätte, so müßte man entsprechend vermuten, daß der Singular ἄλγος eine Analogiebildung nach πῆμα sei; daran denkt auch Witte nicht. Endlich wird aller Zweifel, der etwa entstehen könnte, dadurch gehoben, daß die Wortfügung πῆματα πάσχειν durch den vernehmlichen Zusammenklang der beiden Glieder innerlich gefestigt ist. — Daß der Akkusativ Ζῆν kein apostrophiertes Ζῆν(α) ist, vielmehr Ζῆνα, Ζηνός, Ζηνί durch fortwuchernde Analogie nach Ζῆν entstanden sind: diese herrschende Ansicht, die auf Osthoff zurückgeht, läßt auch Witte gelten. Die einsilbige Form selbst aber erklärt er für ein sekundäres Gebilde, hervorgerufen durch das metrische Bedürfnis, die den Vers schließende Formel ἐρῦοπα Ζεὺς in den Akkusativ setzen zu können (Glotta III [1911] S. 113 f.). Tatsächlich findet sich Ζῆν bloß in dieser Verbindung (Θ 206. Ξ 265. Ω 331; Hesiod θεοῖ 884); daß aber ein griechischer Dichter in der Blütezeit des Epos — denn Ζῆν war ja die Vorstufe zu Ζηνός Ζηνί, die noch ganz geläufig geworden sind, — nur um des Verses willen eine so seltsame Form erfunden haben soll, ist eine etwas gewagte Hypothese. Um so weniger

werden wir sie annehmen, je natürlicher die sprachgeschichtliche Ableitung ist, die wir um ihretwillen aufgeben sollen. *Quod licet bovi, et licet Iovi*. Wir haben uraltes βῶν zu βοῦς (oben S. 99. 123), also Ζῆν — Witte selbst erinnert an skr. *dyām* — zu Ζεύς. Wackernagel hat gewiß recht, wenn er die neue Erklärung ablehnt und bei dieser Gelegenheit vor der Methode warnt, »Schwankungen und Absonderlichkeiten der homerischen Formgebung ausschließlich auf metrisches Bedürfnis zu gründen« (SUH. 12. 160 ff.).

Einen Faktor, der mitgewirkt hat den epischen Formenbestand allmählich zu wandeln, erkennt Witte ausdrücklich an: die Umgangssprache. Doch sei die alltägliche Gewohnheit an sich nicht stark genug gewesen, um Formen jüngeren Gepräges hereinzubringen; nur da sei dies geschehen, wo durch Verhältnisse des Verses der Modernisierungstrieb geweckt oder doch unterstützt wurde. Mit umfassender Untersuchung, vielfach in kritischer Auseinandersetzung mit Bechtel, hat Witte diese Beziehungen im Bereiche der Vokalkontraktion verfolgt, wodurch in der Tat der ganze Vorgang erst recht anschaulich und psychologisch verständlich geworden ist²⁾. Neben παρστήητον βλήεται δαμήετε steht eine kontrahierte Form in ω 532: ὥς κεν ἀναιμωτί γε διακρινθῆτε τάχιστα; sie kann hervorgerufen sein durch Erinnerung an Γ 102, wo die entsprechende Form des Optativs denselben Platz im Verse füllte: τεθναίῃ· ἄλλοι δὲ διακρινθεῖτε τάχιστα. Rechtmäßige Formen und mehrfach belegt sind φῆη, φθήη, στήη, βήη; vereinzelt finden sich:

τ 122 φῆ δὲ δακρυπλῶειν als Versanfang.

α 168 φῆσιν ἐλεύσεσθαι ebenso.

β 358 μήτηρ δ' εἰς ὑπερῷ' ἀναβῆ κοίτου τε μέδεται.

σ 334 μή τίς τοι τάχα Ἴρου ἀμείνων ἄλλος ἀναστῆ.

Für die ersten beiden können als Muster gedient haben Verse, die mit indikativischem φῆ (9 mal) oder φησίν (ε 105. π 63. ρ 522) begannen. Für ἀναβῆ weist Witte (S. 215 f.) darauf hin, daß 2 mal vor der männlichen Cäsur des vierten Fußes ἀναβᾶς vernommen worden war (Π 184. ε 470); für ἀναστῆ, das er nicht erwähnt, war ebenso ἀναστάς, 8 mal am Versende, ein wirksames Muster. — Τυδεΐδης, Τυδεΐδη, Τυδεΐδην, Τυδεΐδη waren am Versanfang wie vor der männlichen Cäsur des dritten Fußes geläufig; danach konnte dann, an eben diesen Stellen, Τυδεΐδew gewagt werden statt des ursprünglichen Τυδεΐδαι (Witte S. 223). Überall macht sich das Streben bemerkbar, die verschiedenen Flexionsformen eines Wortes für metrische Verwendung so einzurichten, daß sie dieselbe Reihe von Längen und Kürzen darstellen.

2) Witte, Die Vokalkontraktion bei Homer. Glotta IV (1912) S. 209—242. Über Bechtel vgl. oben S. 82.

Wundern muß man sich doch, daß nun $\tau\upsilon\delta\epsilon\acute{\iota}\delta\epsilon\omega$ häufiger ist (5 gegen 2) als das echtere $\tau\upsilon\delta\epsilon\acute{\iota}\delta\alpha\omicron$, obwohl dieses eine besonders beliebte Silbenfolge darstellt, die anderwärts vielfach, gerade nach Wittes Ansicht, den metrischen Rahmen und Anlaß zu Nachbildungen gegeben hat (Glotta III 110 ff. IV 1 ff.). Auch sonst bleiben bei der von ihm unternommenen Analyse doch bedenkliche Rückstände. Erklärt wurde $\phi\eta\sigma\iota$ neben $\phi\eta\eta$, aber nicht $\phi\theta\eta\sigma\iota\nu$ (Ψ 805) neben $\phi\theta\eta\eta$; zu $\acute{\alpha}\nu\alpha\beta\eta$ bot $\acute{\alpha}\nu\alpha\beta\acute{\alpha}\varsigma$ das Modell, ungestützt ist $\beta\acute{\omega}\sigma\iota\nu$ (Ξ 86; Witte S. 237). Von $\acute{\alpha}\pi\alpha\varsigma$ lautet der Genetiv Plur. Fem. das eine Mal, wo er vorkommt, $\acute{\alpha}\pi\alpha\sigma\acute{\epsilon}\omega\nu$ (θ 284), als Versschluß, und das könnte geformt worden sein, um die metrische Gestalt von $\acute{\alpha}\pi\acute{\alpha}\sigma\alpha\varsigma$, das mehrfach den Vers schließt, wiederzugeben (S. 223 f.). Aber das paßt nicht auf $\pi\alpha\sigma\acute{\epsilon}\omega\nu$, dessen sechs Beispiele an vier verschiedenen Versstellen vorkommen, zum Teil anderen, als auf die das etwaige Vorbild $\pi\acute{\alpha}\sigma\alpha\varsigma$ seinen Gebrauch verteilt hat. Und wie sollen wir über $\pi\omicron\lambda\lambda\acute{\epsilon}\omega\nu$ urteilen, das neben $\pi\omicron\lambda\lambda\acute{\alpha}\omega\nu$ steht? Man könnte meinen, diesem habe $\pi\omicron\lambda\lambda\eta\sigma\acute{\iota}(\nu)$, jenem $\pi\omicron\lambda\lambda\acute{\alpha}\varsigma$ einen Anhalt gegeben. Doch damit kämen wir ins Uferlose; mindestens ginge das einheitliche Prinzip verloren, und wir hätten statt dessen eine mannigfaltige Möglichkeit gegenseitiger Beeinflussungen. Solche hat eben wirklich bestanden. Das bestätigt sich sogleich in einer Gruppe von Fällen, für die Witte ein zweites Prinzip aufgestellt (S. 225 ff.), freilich nicht ganz klar formuliert hat. Gemeint ist folgender Sachverhalt. Zu Kontraktionen wie $\tau\tau\epsilon\acute{\iota}\nu \mu' \omicron\upsilon\kappa \acute{\epsilon}\tilde{\alpha}$ (E 256), $\acute{\alpha}\zeta\epsilon\upsilon \tau\omicron \gamma\epsilon$ (ρ 401), $\acute{\epsilon}\delta\epsilon\upsilon\epsilon\upsilon$ als Versausgang (P 142), $\acute{\epsilon}\rho\chi\epsilon\upsilon$ mit betonter Endsilbe (5 mal) können gleichsilbige alte Formen, wie $\acute{\alpha}\nu\alpha\beta\acute{\alpha}\varsigma$ zu $\acute{\alpha}\nu\alpha\beta\eta$, nicht den Anlaß gegeben haben, weil solche Formen von den betreffenden Verben bei Homer nicht vorkommen. Er kennt $\tau\tau\epsilon\acute{\epsilon}\tau' \acute{\alpha}\sigma\pi\epsilon\tau\omicron\nu$ (P 332), $\acute{\alpha}\zeta\epsilon\omicron$ mit betonter Stammsilbe, $\delta\epsilon\upsilon\epsilon\alpha\iota$ und $\acute{\epsilon}\rho\chi\epsilon\omicron$ ebenso. Dergleichen wurde von späteren Dichtern kontrahiert gesprochen, wie im täglichen Leben, und danach wagten sie es, die entsprechenden Formen im Verse auch da zu verwenden, wo sie unkontrahiert nicht hätten Platz finden können. Das ist vollkommen richtig. Aber da dient uns der Vers nur als Beweis, daß die Kontraktion stattgefunden hat; veranlaßt hat er sie nicht, noch weniger notwendig gemacht. Wenn Witte den Gedanken ablehnt, daß die jüngeren Sänger auch ohne besondere Ursache Formen des modernen Ionisch in die epische Kunstsprache eingefügt haben (S. 209. 237), so wird er diesen rigorosen Standpunkt nicht festhalten können, so dankenswert es ist, daß er in vielen Fällen bestimmte Analogien, von denen der unbewußte Modernisierungstrieb gelenkt wurde, aufgespürt hat.

Der Unterschied, der zwischen seiner und meiner Ansicht einstweilen besteht, ist für die Fragen der Textkritik ohne Belang. Auch er bekämpft

jenes Verfahren, mit dem wir uns im 4. Kapitel auseinandergesetzt haben (S. 85 ff.; vgl. S. 82 Anm. 8), das in den Anfangszeiten der Forschung berechtigt war, dann jedoch überwunden wurde, so daß seine Fortsetzung und Wiederaufnahme in den Arbeiten von van Leeuwen, Mendes da Costa, Bechtel etwas rückständig anmutet. Wittes Textkritik ist konservativ mit Bezug auf die überlieferten Formen (S. 226. 238), zugleich fortschrittlich in der Hoffnung, daß, bei sorgfältiger Würdigung der Einzelheiten, die größere oder geringere Dichtigkeit, womit sekundäre und tertiäre Bildungen über den Text verteilt erscheinen, einen Anhalt für die Beurteilung des relativen Alters der verschiedenen Partien geben werde³⁾. Doch das sind Konsequenzen, die über das eigentlich sprachgeschichtliche Problem hinausführen. Dieses selbst beschäftigt uns unter dem Gesichtspunkte: wieweit sind ältere Formen von den Dichtern umgemodelt worden, sei es um der bequemer metrischen Verwendung willen oder unwillkürlich, unter dem Einfluß der Umgangssprache? Wie beide Antriebe zusammenwirken konnten, haben wir bei der Kontraktion gesehen. Davon geben ein weiteres, sachlich eng begrenztes und doch viel umfassendes Beispiel die Genetive Sing. der *o*-Deklination auf -*oio* und -*ou*.

Sind diese Formen im Epos gleichberechtigt? oder stellt eine von ihnen den vorherrschenden Gebrauch dar? Auf solche Fragen suchte vor mehr als 50 Jahren zuerst Leskien eine Antwort⁴⁾, indem er davon ausging, daß in einer wirklichen Volkssprache zwei zeitlich weit auseinanderliegende Formen nicht nebeneinander hätten gebräuchlich sein können, »wie wenn wir in unsrer neuhochdeutschen Sprache die dritte Plur. Präs. des Verbums beliebig mit *t* oder ohne dasselbe auslauten lassen wollten, also *legent* und *legen* abwechselnd gebrauchen könnten«. Er kam, auf Grund des Materials das ein einzelner Gesang der Ilias (M) ihm bot, zu der Ansicht, daß nur die jüngeren Formen auf -*ou* der homerischen Zeit als lebende angehörten, die Formen auf -*oio* dagegen, deren Gebrauch über gewisse geläufige Worte und bestimmte Versstellen nicht wesentlich hinausgehe, vom Dichter aus einer älteren Sprachperiode mit übernommen seien. Dagegen wandte sich Cavallin mit umfassender Statistik und scharfsinnigen Erwägungen⁵⁾. Er zählte in Ilias und Odyssee 1787 Fälle von -*oio*, 1823 von -*ou*, so daß beide Endungen als gleichberechtigt erscheinen. Allerdings hat die kürzere und jüngere darin ein

3) Glotta IV S. 241 (etwas anders als 239), dazu in dem Artikel bei Pauly-Wissowa »Homer, Sprache und Metrik« der vorletzte Abschnitt: »Sprachliche Kriterien im Dienste der höheren Homerkritik«. 4) Leskien, Die Genetivformen auf *oio*. Fl. Jb. 95 (1867) S. 1—8. 5) Cavallin, De homerica forma genetivi in -*oio*. Mélanges Graux (1884) p. 557—566.

Übergewicht, daß sich ihre Beispiele auf 419 verschiedene Wörter verteilen, die der anderen nur auf 308, woraus unmittelbar folgt und von Cavallin anerkannt wurde, daß an dem Bestande von -οιο formelhafte Wendungen einen größeren Anteil haben als an dem von -ου. Aber es gibt nicht ganz wenige Nomina der 2. Deklination, bei denen -οιο im Hexameter überhaupt nicht anwendbar war: Ἀζίοιο, Μενοιτίοιο, οὐρανοίο, βλημένοιο, ἀψόρροιο u. v. ä. hätten an keiner Stelle in den Vers gepaßt. Andererseits erhielt die jüngere Bildung dadurch manchen Zuwachs, daß sie die gleiche Silbenzahl bietet wie die übrigen Kasus desselben Wortes (p. 561): *ex quo fit, ut, si forte paulum mutata coniunctione verborum ex nominativo aut accusativo in genetivum trans-eundum sit, illa forma, non haec sumatur* (e. gr. ἀρηίφιλος Μενέλαος, ἀρηίφιλου Μενελάου et sim.). Da tritt zum ersten Male das Prinzip auf, das wir aus Wittes Behandlung der Kontraktion kennen gelernt haben. Abschließend urteilte Cavallin: es sei unmöglich, -οιο nur als altertümlichen Rest aus einer früheren Periode der ionischen Poesie anzusehen (p. 564). — Einen Schritt weiter ist in neuerer Zeit Reichelt gegangen, der nun umgekehrt für -οιο den Vorzug in Anspruch nahm, der eigentlich homerische Typus zu sein⁶). Zunächst revidierte er die Statistik. Er fand 1810 -οιο gegen 1800 -ου, prüfte dann aber genauer, wie groß denn tatsächlich auf seiten von -οιο das formelhafte Element sei. Das Material hierfür teilt er mit und aus ihm das Ergebnis (S. 67 f.): daß nur 568 Genetive auf -οιο, also noch nicht ein Drittel der Gesamtsumme, in formelhaften Wendungen vorkommen, und davon wieder nur 352 einigermaßen häufig, d. h. mehr als 4 mal. Ein Drittel, das sei nicht mehr, als der allgemeinen Formelhaftigkeit des homerischen Stiles entspreche. Andererseits treffe es nicht zu, daß -ου nur da vorkäme, wo -οιο metrisch unmöglich gewesen wäre (S. 68 f.). Aber die Lautform -ου sei keineswegs überall gesichert: das unbetonte -ου einer einsilbigen Thesis kann meist in -οο⁷) aufgelöst werden (z. B. τόο δ' ἔκλυε Φοῖβος Ἀπόλλων A 43), verkürztes ου vor vokalischem Anlaut kann man in apostrophiertes -ο(ο) verwandeln (ἐκηβόλο' Ἀπόλλωνος A 14), betontes -ου vor vokalischem Anlaut in -οι(ο) (κουριδῆς ἀλόχοι', ἐπεὶ A 114). Bringt man diese drei Gruppen in Abzug, so bleiben von der Gesamtzahl von 1800 Belegen der Genetivendung -ου nur 713 bestehen (S. 72/5). Daß -οιο sowohl wie -οο und -ου aus οοιο entstanden

6) Karl Reichelt, Der Genetiv auf -οιο und Verwandtes bei Homer. KZ. 43 (1909) S. 55—109. 7) Buttmann und Ahrens hatten in einer Reihe von Fällen (46) überliefertes -οου in -οο verbessert: ὅο κλέος B 325, ὁμοίοο πτολέμοιο, Αἰόλοο κλυτὰ δῶματα κ 60 usw.; vgl. oben S. 105 f. Herstellung von -ο(ο) und -οο aus unbetontem -ου haben van Leeuwen bzw. Platt gefordert. Die genauen Verweisungen gibt Reichelt S. 72.

seien, sucht Reichelt wahrscheinlich zu machen (S. 77), und hat so alle in Betracht kommenden Formen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt, von dem sie nur mehr oder weniger weit abstehen. Sein Gesamturteil lautet (S. 78): »Die nicht auflösbaren Formen auf -ου sind — — erst in der späteren Zeit der homerischen Kunstübung eingedrungen, wahrscheinlich bei der Bearbeitung und Redaktion der epischen Gedichte. Zum Teil verdanken sie vielleicht ihre Entstehung erst dem Irrtum von Rhapsoden, Grammatikern und Abschreibern oder nachhomerischer Interpolation.«

Solche Formen enthalten z. B. in A die Verse: 110. 190. 218. 249. 340. 422. 467. 532. 562. in der *Κυκλώπεια*: 3. 7. 85. 97. 212. 236. 264. 300. 325. 407. 421. 433. 459. 463. 497. 519. Reichelt hat überall Zusammenstellung und Verteilung sorgfältig und vollständig vorgelegt; wie aber ein Text ausgesehen haben könnte, in dem die 713 Verse, so weit sie interpoliert sein sollen, noch nicht da standen oder, so weit sie durch Rhapsoden, Grammatiker, Abschreiber entstellt wären, anderen und richtigeren Wortlaut hatten, davon sich und uns ein Bild zu machen hat er gar nicht versucht. Witte⁸⁾ hatte deshalb recht, zu der Ansicht von Cavallin zurückzukehren: daß zwar die Formen auf -οιο zum altüberkommenen, grundlegenden Bestande der epischen Sprache gehören, daß aber die Weiterbildung in -ου früh begonnen und schon innerhalb der Entwicklungszeit des Epos volles Daseinsrecht erlangt habe. Auch in der Art, wie er das Aufkommen des jüngeren Typus im einzelnen verfolgt, schließt sich Witte an Cavallin an. Insbesondere macht er auch hier ausgedehnten Gebrauch von dem beobachteten »Gesetze«, daß die Dichter bemüht gewesen seien »allen Formen desselben Paradigma denselben Umfang zu verschaffen«, um die Verwendung an bestimmter Versstelle, an der eine von ihnen festsaß, auch für die übrigen möglich zu machen (S. 9. 12). So findet sich *Ἀντιλόχοιο* 7 mal, daneben 2 mal *Ἀντιλόχου* am Versanfang (N 554. Ψ 354); und am Versanfang sitzen fest *Ἀντίλοχος* und *Ἀντιλόχῳ*, auch *Ἀντίλοχον*. Nicht überall ist das Wirken der Analogie so einleuchtend, ihr Ausgangspunkt so einwandfrei wie in diesem Falle. Vor allem aber dagegen möchten wir Einspruch erheben, daß diese gewohnheitsmäßige Neigung der epischen Dichter als ein Gesetz bezeichnet wird. Ein solches können wir schon deshalb nicht anerkennen, weil eine ganz andere Neigung entgegensteht, nach Witte ein anderes »Gesetz« (z. B. Glotta V 8), wonach überlieferte

8) Witte, Über die Kasusausgänge -οιο und -ου, -οσι und -οις, -ησι und -ης im griechischen Epos. Glotta V (1913) S. 8—47. Auf ähnlichem Boden steht die Studie von Drewitt, The genitives -ου and -οιο in Homer, AJPh. 34 (1913) p. 43—61, dessen Statistik namentlich den Unterschied von Erzählung und Reden im Epos ins Auge faßt.

Wort- und Flexionsformen gern so umgebildet werden, daß sie sich dem daktylischen Rhythmus besser einfügen, namentlich den Schlußteil nach der bukolischen Diärese gefällig ausfüllen helfen⁹⁾. Auch diese Tendenz hat nicht bloß konservierend, sondern auch neugestaltend gewirkt, und davon kann auch die Genetivendung -οιο, an sich eine Altertümlichkeit, nicht unberührt geblieben sein. Wenn Ἀντιφατῆα für Ἀντιφάτην, ἡνιοχῆα für ἡνίοχον, Αἰθιοπῆας für Αἰθίοπας, ἡμιόνουιν für ἡμιόνων, ἵπποσυνάων für ἵπποσύνης u. ä. neu gebildet wurden, um einen guten Versschluß zu geben, so ist im voraus anzunehmen und wird doch wohl von Witte selbst angenommen, daß auf diesem Wege auch die Genetive auf -οιο noch in späterer und später Zeit gelegentliche Bereicherung erfahren haben. Durch die Beschaffenheit mancher unter diesen Formen wird das geradezu bestätigt. Ein καταλειβομένοιο am Versende (Σ 109), ἐξελκομένοιο ebenda oder vor der trochäischen Hauptcäsur (ε 432. Δ 214), κινυμένοιο vor derselben Cäsur (Ξ 173): dergleichen ist doch nicht an sich, wie es da steht, altertümlich, sondern für lebendigen Bedarf nach altertümlichem Typus frisch geformt. Für φθεγγομένου (χ 329. Κ 451) brauchen wir uns nicht mit Witte um ein metrisches Vorbild vergebens zu bemühen (Glotta V 19. 21): der Dichter hat diese Form angewendet, weil sie ihm in den Vers paßte; er hätte ebenso gern φθεγγομένοιο sagen können, wenn der Platz danach gewesen wäre. Der Versausgang διὰ καλλιχόρου Πανοπῆος (λ 581) klingt freilich recht singulär und modern; aber ein bestimmtes Muster, nach dem er gebildet wäre, weiß auch Witte (S. 18) nicht anzugeben. Wonach man sich zunächst umsieht, ist die Flexion des geläufigen εὐρύχορος; davon aber lautet der Genetiv die beiden Male, wo er gebraucht wird, εὐρυχόροιο (I 478. ω 468), obwohl εὐρύχορον (vor konsonantischem Anlaut) und εὐρυχόρῳ mehrfach vorkommen und zur Bildung eines choriambisch gemessenen Genetivs hätten anregen können. — Wittes Untersuchungen haben dankenswerten Einblick verschafft in einen Teil der psychologischen Beziehungen, der bildsamen Kräfte, die in der Entwicklung der epischen Sprache tätig gewesen sind; aber man darf nicht meinen, damit seien jetzt Gesetze oder gar die Gesetze gefunden, nach denen der ganze mannigfaltige Verlauf dieser Entwicklung einheitlich begriffen werden könnte.

Während er selbst nach dieser Seite hin etwas allzu fundfroh sein Resultat zu übertreiben geneigt ist, hätte er in einem andern Punkte wohl zuversichtlicher urteilen können. Leskiens Grundgedanke, daß in einer lebendigen Sprache zwei an Alter weit geschiedene Formen nicht neben-

⁹⁾ Vgl. besonders Wittes Aufsatz »Die Entstehung der ionischen Langzeile«, Glotta IV (1913) S. 1—21. Die oben angeführten Beispiele dort S. 3.

einander gebräuchlich sein konnten, bleibt doch bestehen; er ist durch Reichelts Versuch, alle drei Endungen — -οιο, -οο, -ου — in eine geradlinige Entwicklung einzuordnen, nur bestätigt worden, indem dieser Versuch zu der unmöglichen Konsequenz führte, daß dann die Formen auf -ου als späte Eindringlinge dem echten Epos abgesprochen werden müßten. So weist schon von dieser Seite alles darauf hin, daß wir es hier mit Gebilden verschiedener Herkunft, mit Bestandteilen der in der epischen Kunstsprache gemischten Mundarten zu tun haben. Damit stimmt zunächst das Urteil der alten Grammatiker überein, das vielfach bezeugt ist, z. B. von Herodian zu A 493: τὸ τοῖο περισπαστέον τὸ γὰρ τοῦ Θεσσαλικῶς παραυξηθὲν ἐγένετο τοῖο, ὡς καλοῦ καλοῖο¹⁰). Dies mit der inschriftlich bezeugten thessalischen Genetivform auf -οι zusammenzufassen, so daß -οι aus -οιο verkürzt wäre, war der Gedanke von Ahrens schon zu einer Zeit, wo von dem seither geläufig gewordenen Typus nur das eine Αἰσχυλῆς Σατύροι (aus Gyrton, CIG. 1767) vorlag. Ahrens' Gedanken hat Hoffmann wieder aufgenommen; und nun haben sich Beispiele der volleren Form auch auf Inschriften (des 3. Jahrhunderts) gefunden. Kretschmer hat sie zusammengestellt (Glotta I 57): Φιλάγροιο Μενασταίοι aus Gyrton IG. IX 2, 1036; ταγευόν[του] Φεῖδουνος Παν[σου]νείοιο, Ναύτα Φα[λακρε]ίοιο aus Krannon ebd. 458; . . . κλείοιο, Φρίξοιο . . . Θεοζότοιο Γυλ . . . Φιλομμείοιο . . . aus Krannon 459; [καὶ] πολέμοιο καὶ ἱράν[ας] aus Larissa ebd. 511.

Witte, der eins dieser Beispiele selbst angeführt hat, glaubte doch über die Wahrscheinlichkeit, daß die entsprechenden Formen im Epos äolischen Ursprungs seien, nicht hinausgehen zu sollen (bei Pauly-Wissowa: »Homer, Sprache und Metrik«). Entschiedener äußerte sich Kretschmer, der im Literaturberichte der Glotta (IV S. 325) bei Besprechung der Arbeit von Reichelt auf diesen wichtigen Tatbestand hinwies. Und ich meine: hier ist durch Zusammenwirken äußerer Zeugnisse und innerer Gründe all die Sicherheit erreicht, an die in Fragen dieser Art überhaupt gedacht werden kann: im Genetiv der II. Deklination ist -οιο die natürliche Vorstufe von -οι, das homerische -οιο also äolischen Ursprungs. Solmsens Bedenken (Rhein. Mus. 58 [1903] S. 602), daß wir es in so vereinzelt Beispielen mit »künstlichen Archaismen zu tun« hätten, ist durch die Vermehrung des Materials wohl erledigt. Auch Bechtel Herm. 37 (1902) S. 631 urteilt: »Diese Tatsachen entscheiden endgültig für Ahrens.«

Zu den sichersten Äolismen bei Homer rechnet Witte, in Übereinstimmung mit Jacobsohn (Herm. 45 [1910] S. 69 f.), die Dative Plur. auf -εσσι;

¹⁰) Die übrigen Zeugnisse gesammelt bei Meister, Griech. Dialekte I S. 305 Anm. Dazu vgl. Ahrens, Dialekte I (1839) 221 sq. und Otto Hoffmann, Griech. Dialekte II (1893) S. 532 f.

er vermutet, daß auch die Weiterbildung in -έεσσι (wie βελέεσσι, ἐπέεσσι) nicht erst von den Dichtern um des Verses willen geschaffen worden, sondern schon im gesprochenen Äolisch lebendig gewesen sei (Glotta V S. 49. 56). Die »Ersetzung des Suffixes -εεσσι durch -σι« ist ihm »ein typischer Fall der Erscheinung, daß die äolischen Formen des griechischen Epos allmählich durch ionische verdrängt worden sind«. Gegen 20 ἀνδρεσσι stehen 67 ἀνδράσι, gegen 38 νήεσσι, 33 χείρεσσι, rund 175 bzw. 200 νηυσί, χερσί. Durch solches Verhältnis sieht auch Witte die Ansicht bestätigt, daß »die dominierende Stellung in der epischen Sprache das Ionische einnimmt«.

Den Tatbestand der Dialektmischung darzulegen und seine Entstehung zu erklären ist jetzt die Aufgabe. Dabei wollen wir einzelne minder häufige und versprengte Vorkommnisse, wie die kyprischen Spuren in manchen Gesängen¹¹⁾, außer acht lassen. Der große Gegensatz ionischer und äolischer Sprachformen soll uns allein beschäftigen.

II

Neben ionischem τέσσαρες findet sich mehrmals äol. πίσυρες, auch in anerkannt jungen Partien der Dichtung, z. B. Ω 233. In θήρ, θηρίον und den davon abgeleiteten Wörtern herrscht allgemein das ionische θ; aber wo von den Kentauren die Rede ist, findet sich zweimal eine andere Form: φηρσίν A 268, φήρας B 743. Die Kentauren sind in Thessalien zu Hause, und dort sind Eigennamen wie Φιλόφειρος (ει nach thessalischer Orthographie für η) mehrfach inschriftlich bezeugt. Thessalisch ist so gut wie gleichbedeutend mit Lesbisch, also gehört der alte Name der Kentauren zu den äolischen Sprachresten im Epos. Derselbe Austausch der Aspiraten dient an einer Stelle der Odyssee dazu die Lesart zu entscheiden, ρ 221: ὃς πολλῆς φλιῆσι παραστὰς θλίψεται ὤμους. Daß Zenodot so, mit θ, schrieb, bezeugt Didymos; und daraus hat Ludwig wohl mit Recht geschlossen, daß Aristarch φλίψεται, was in zahlreichen Handschriften überliefert ist und als Variante auch bei Eustathios erwähnt wird, bevorzugt habe. Jedenfalls ist φλίψεται das Richtige; der labiale Anlaut wird durch die Allitteration an φλιῆσι gestützt. — πολυπάμμονος haben Δ 433 fast alle Handschriften, nur wenige, darunter der Venetus A, πολυπάμονος; dies würde dorisch sein, während πολυπάμμονος die richtige äolische Form ist für gleichbedeutendes ionisches πολυκτήμονος. Auch in Πάμμονα Ω 250 ist derselbe Wortstamm (diesmal in allen Handschriften) erhalten, und versteckt in Πολυπημονίδαο ω 305, das Cobet in Πολυπαμονίδαο korrigiert hat. Nur

11) Über diese s. Fick, Die homerische Ilias S. 253 ff. 394. 548.

in der Einzahl des μ hat er geirrt, sonst ist die Verbesserung schlagend: nicht »Leidenreich« heißt der Vater des Ἀφείδας, des Verschwenders, sondern »Güterreich«. Die äolische Geminatio des Nasals haben wir auch in ἀργεννός ἐρεβεννός, die immer in dieser Gestalt erscheinen, während bei φαεινός ebenso ausschließlich die ionische Form herrscht. Mit bezug auf diese scheinbare Willkür ist ansprechend die Vermutung von Jacobsohn (Herm. 45 [1910] S. 200), daß die Ionier, während sie φαεννός durch ein ihnen geläufiges φαεινός zu ersetzen vermochten, für ἀργεννός, ἐρεβεννός keine entsprechenden Formen in der eignen Mundart besaßen und deshalb die äolischen beibehalten hätten. Den gleichen Lautbestand zeigen ἔμμεναι, woneben allerdings ἔμεναι nicht selten ist, als gewöhnlichste Form aber εἶναι steht, und die bekannten Formen der Personalpronomina ἄμμες ὕμμες, ἄμμιν ὕμμιν usw., die ebenfalls, und in noch höherem Grade, hinter den ionischen ἡμεῖς ὑμεῖς, ἡμῖν ὑμῖν usw. an Häufigkeit zurückstehen. — Auf dem Gebiete des Vokalismus ist äolisch das α in ὕπαιθα (neben πρόσθε ὀπισθε), das ϵ in Θερσίτης Ἀλιθέρσης Θερσίλοχος (neben θάρσος θράσος und den davon abgeleiteten Bildungen). Die Vorsilbe ἀρι- lautet äolisch ἐρι-, und beide sind wenigstens insofern genau verteilt, als in jeder einzelnen Zusammensetzung immer nur eine von beiden vorkommt: ἀρίγνωτος ἀριδείκετος ἀριπρεπής, aber ἐριαύχενος ἐρίηρες ἐρίβωλος ἐρικυδής. Statt πάρδαλις hat der Venetus A an mehreren Stellen πόρδαλις; die Schreibung mit α bevorzugte Aristarch (zu N 103), und so herrscht sie in unsern Ausgaben, auch in den meinigen, mit Unrecht, da das α als äolischer Überrest angesehen werden muß. Daß ἐπασσύτεροι äolischen Vokal zeigt, erkannte Herodian (zu A 383: Αἰολικόν ἐστίν· ἄσσον ἄσσύτερος, ὡς ὄνομα ὄνυμα), und für ἄμυδις, ἄλλυδις ist die gleiche Erklärung in den Scholien und bei Eustathios mehrfach überliefert. — Zweifelhafter als die Lautlehre ist für unsern Zweck das Gebiet der Flexion. Infinitive auf -ήμεναι von Verben auf ᾠω und ἔω (wie γοήμεναι φιλήμεναι) sind wir bei Homer berechtigt für äolisch zu halten, weil diese Flexionsweise (nach Analogie der Verba auf μι) im Lesbischen zur Regel geworden ist; aber weil entsprechend gebildete Formen (so die Partizipia arkad. ἀδικήμενος, lokr. ἐνκαλείμενος, delph. ποιείμενος u. ä.) gelegentlich auch in andern Mundarten vorkommen, so muß man immer auf den Einwand gefaßt bleiben, es handle sich hier um Reste einer gemeingriechischen Bildung, in denen Homer nur zufällig mit den Lesbiern übereinstimme. Sicher äolisch sind die schon früher (S. 74) erwähnten Beispiele der Deklination des Partiz. Perf. Akt. nach Art des präsentischen, κεκλήγοντες κεκλήγοντας, die wir durch Korrektur von κεκμηῶτι τεθνηῶτος u. ä. vermehren müssen. Sie werden noch bei einem späteren Anlaß berührt werden (S. 172).

Die Grundlage für eine genaue Feststellung des äolischen Bestandes bei Homer bildet die vortreffliche Arbeit von Gustav Hinrichs, *De Homericæ elocutionis vestigiis Aeolicis* (Jena 1875), aus der auch für die vorstehenden Proben mit geschöpft worden ist. Später sind dann manche einzelnen Entdeckungen hinzugekommen. Felix Solmsen hat, auf ein inschriftlich aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. bezeugtes, übrigens zu zwei Glossen des Hesychios stimmendes *τελώριον* gestützt, in scharfsinniger Untersuchung dargetan, daß die entsprechende Form des Wortes mit *π* äolisch ist, woran sich wichtige Folgerungen schließen in bezug auf *πέλω* *πέλωμαι* neben *τέλλω* *περιτέλλομαι* (KZ. 34 [1897] S. 536 ff.). Derselbe Gelehrte deutet das *o* in *ᾠολλής ᾠορτήρ* als Äolismus, weil gemeingriechisch in der Stammsilbe dieser Wörter nicht *o*-, sondern *a*-Stufe erwartet werden müsse (Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre [1901] S. 285. 292). Äolisch ist der Gebrauch der Patronymika auf *-ιος*: *Νηλήιος*, *Τελαμώνιος*, *Καπανήιος* *υἱός* u. a., die noch mehr als jene auf *-δης* und *-ίων* innerhalb des Epos deutlich als etwas Altertümliches dastehen¹²⁾. Alle diese und andere Erscheinungen, die sich würden an-

12) Telemach, die Freier der Penelope haben überhaupt keine patronymischen Beiwörter; Odysseus in der Ilias nur selten, auch in der Odyssee nicht gerade häufig. Wenn in bezug auf ihn aus diesem Tatbestande der Schluß gezogen wird, *Ulixem non diu ante eorum carminum quæ de eo agunt ortum pro homine haberi coeptum esse et Laertem patrem a poetis accepisse*, so zeigt das nur, wie gefährlich solche mythologischen Deutungen, wenn sie einmal ausgesprochen sind, leicht werden. Im übrigen verdient die Dissertation, der dieser Satz (S. 30) entnommen ist, — Wilh. Meyer, *De Homeri patronymicis*, Göttingae 1907 — allen Dank für die vollständige und klare Darlegung der Verhältnisse. Für Beurteilung und Verwertung hat die sachkundige Rezension von Karl Fr. W. Schmidt (Bph. W. 1907 S. 993 ff.) manches hinzugebracht. Anders urteilt über den Wert dieser Arbeit John A. Scott, *Patronymics as a test of the relative age of the Homeric books* (Classical Philology VII [1912] p. 293—301). Daß den Freiern die ehrende Bezeichnung ihrer Herkunft vorenthalten bleibe, sei Absicht des Dichters; an der einzigen Stelle, wo sie sich zu mannhaftem Tun aufrufen, erschienen *Δαμαστορίδης Ἀγέλαος* und *Πείσανδρος Πολυκτορίδης* (χ 241, 243). Aber der Verfasser hat schon selber bemerkt (p. 295), daß wir hier eine Kampfschilderung nach Art der Ilias haben; da tritt denn von selber der Stil der Ilias ein. Weiter: wenn Telemach nicht entsprechend benannt werde, so sei ja Odysseus selber der Held des Epos und noch nicht in die Generation der Väter eingetreten, *to take this emeritus rank* (p. 301); etwas anderes sei es mit *Ἀγαμέμνονιδης Ὀρέστης* (α 30), weil Agamemnon nicht mehr lebe. Von den handelnden Personen beider Epen hätten nur Nestor, Laertes, Priamos und Agenor jene Würde des Alters erlangt. Das stimmt nicht ganz. Die Zahl der auf Lebende bezüglichen Patronymika in der Ilias ist erheblich größer; unter den acht Greisen, die Γ 146 ff. auf der Mauer sitzen, haben fünf einen oder mehrere Söhne unter den Kämpfern, und für alle fünf gibt es das Patronymikon. Daß der Dichter entscheiden kann, ob er ein solches gebrauchen will oder nicht, ist richtig; nur würde ich das *nicht the vague and indefinite dictates of poetic feeling* nennen; Rücksichten auf die Art seines Stoffes und auf die Beschaffenheit der Situationen, die er schildert, bestimmen ihn. Zu der Darstellung des bürgerlichen, auch kleinbürgerlichen Lebens in der Odyssee paßten

reihen lassen, sind an Umfang doch klein im Verhältnis zu drei durchgehenden Zügen, die den Mischcharakter des epischen Dialektes bestimmen: $\mathcal{F}$, $\bar{\alpha}$ für η , $\kappa\epsilon\upsilon$.

a) Von Bentleys Entdeckung des homerischen $\mathcal{F}$ war im vierten Kapitel die Rede. Da wurde gezeigt, daß der wiederholte Versuch, es überall in den Text einzutragen, durch die Hindernisse, auf die er stieß, und die gewaltsamen Eingriffe, zu denen er nötigte, sich selber widerlegt hat. Allmählich ist dabei klar geworden, wie $\mathcal{F}$ bei Homer zwar vielfach noch wirkte, aber nicht mehr, als gesprochener Laut, in voller Wirksamkeit war. Zu dieser mittelbaren Beweisführung haben auch die älteren Arbeiten von Hartel und die neueren von Solmsen das Ihre beigetragen (vgl. S. 73, Anm. 1). Durch sie schien ein festes Gesetz über die bei Homer noch positionbildende Kraft des $\mathcal{F}$ erwiesen zu sein; aber nach genauer Prüfung des Tatbestandes und der aus ihm gezogenen Folgerungen fand Danielsson auch für diese Gruppe von Fällen die allgemeine Ansicht bestätigt, »daß zu der Zeit, wo die homerischen Epen ihre abschließende und im wesentlichen uns noch vorliegende Form erhielten, das anlautende wie das inlautende Digamma »in der ionischen Mundart schon völlig verklungen war«¹³⁾. Wenigstens war es »so weit reduziert, daß es für die Positionsbildung, wie auch für die »Elision und sonstige Hiatausgleichungen, nicht mehr als der spiritus »asper in Betracht kam« (IF 25 [1909] S. 277). Nach allem, was an sicherer Erkenntnis auf diesem Gebiete gewonnen war, bedeutete es einen Rückfall in überwundene Anschauungen, wenn Jacobsohn vor zehn Jahren noch sagen konnte (was er heute vielleicht selbst nicht mehr unterschreiben würde): »Das ionische Epos kannte ohne Zweifel anlautendes $\mathcal{F}$ « (Herm. 45 [1910] S. 101). Vielmehr, daß es in den auf uns gekommenen Epen kein lebendiger Laut mehr ist, darüber wird eigentlich nicht gestritten; die Frage steht (ähnlich, wenn auch nicht ebenso wie bei der Genitivendung -οιο), ob es für Dichter ionischen Stammes ein absterbendes Element der eigenen Mundart war oder ein mit übernommenenes, unverstandenes einer fremden.

Den alten Grammatikern galt das $\mathcal{Vau}$ als »äolischer Buchstabe«, und so wurde es noch bis in neuere Zeit hinein bezeichnet. Aus den In-

die Patronymika nicht; daß aber solche Darstellung unternommen werden konnte, zeigt an sich eine spätere Stufe der Dichtkunst als die des Heldengesanges. So wird die Häufigkeit der Patronymika in der Ilias im Vergleich zu ihrem Zurücktreten in der Odyssee doch immer ein Zeugnis höheren Alters sein, wenn auch nicht, wie Scott den Gegner behaupten läßt, *the sole test of antiquity*.¹³⁾ In grundsätzlicher Übereinstimmung mit

Danielsson befindet sich George Melville Bolling, »Contributions to the study of Homeric metre, II: Length by position« (AJPh. 33 [1912] p. 401 ff.), der die einzelnen Beispiele der Verletzung des $\mathcal{F}$ in der Position durchgeht und im Hinblick auf das relative Alter der Stellen oder Partien, in denen sie vorkommen, würdigt.

schriften lernte man aber, daß es bei vielen griechischen Stämmen (Böotern, Lokrern, Eleern; Argivern, Kretern, Lakedämoniern) lange lebendig gewesen ist; es war also gemeingriechisch und muß auch bei den Vorfahren der Ionier einst gesprochen worden sein. Deshalb nahm man vielfach an, daß es bei Homer nicht ein äolisches Element sondern altionisch sei. Dies war unter anderen die Ansicht von Bläß und Kirchhoff. Das Schwanken im Gebrauch des ϕ , das wir bei Homer beobachten, könnte an sich auch innerhalb einer und derselben Mundart stattgefunden haben; das beweisen die Beispiele seiner Vernachlässigung, die sich in der rein äolischen Sprache von Sappho und Alkaios finden, hier also wohl auf natürlichem Wege durch allmähliche Abschwächung des Lautes entstanden sein müssen. Bei Alkaios lesen wir: λῦσαι ἄτερ $\phi\acute{\epsilon}\theta\epsilon\nu$ (Fr. 11), πρῶτιστ' ὑπὸ $\phi\acute{\epsilon}\rho\gamma\omicron\nu$ (15), θέλω τι $\phi\acute{\epsilon}\iota\pi\eta\nu$ (55), aber andererseits: τὸ δ' ἔργον ἀγήσαιο τέα κόρα (14), χευάτω μύρον ἄδου (36), τέγγε πνεύμονας οἴνω (39) usw.; und bei Sappho: καὶ μὴ τι $\phi\acute{\epsilon}\iota\pi\eta\nu$ (28), $\phi\acute{\epsilon}\sigma\pi\epsilon\rho\epsilon$ (95), aber πλάσιον ἄδου φωνεύσας (2), φαέννον εἶδος (3), γάμβρος ἔρχεται ἴσος Ἄρει (91) usw. Wenn hier keine Dialektmischung vorliegt, so braucht es auch bei Homer nicht der Fall zu sein. Aber zwei Gründe, die von Fick wiederholt geltend gemacht sind, nötigen uns die Sache anders anzusehen.

1. Nirgends ist in einem ionischen Sprachdenkmal eine sichere Spur des Lautes ϕ erhalten. Statt des vermeintlichen $\phi\iota\phi\iota\kappa\alpha\rho\tau\acute{\iota}\delta\eta\varsigma$, das auf einer naxischen Bustrophedon-Inschrift (Bull. Corr. Hell. XII [1888] p. 463) zu lesen sein sollte und von Bläß freudig begrüßt wurde, ist jetzt Εὐθυκαρτίδης, wie zuerst in der Praefatio zu meiner Ilias (1890) p. XIII gefordert wurde, allgemein anerkannt (GDI. 54/9 = IG. XII 1425). — Auf den chalkidischen Vasen, die Kirchhoff (Alph.⁴ 124 f.) und nach ihm Kretschmer (Griech. Vaseninschriften [1894] S. 62 ff.) veröffentlicht hat (GDI. 5294, 5295), finden sich die Namen $\phi\omega$, Ωφατίης, Γαρυφόνης. Aber Fick (Od. S. 10) hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß der Dialekt dieser Inschriften ein gemischter ist: er zeigt ein α in Γαρυφόνης und in anderen Namen wie Χόρα, Ναῖς; α mit η verbunden findet sich in einem später hinzugekommenen Beispiel, der Genitivform Ἀγασιλεφο d. i. Ἀγασιλήφω auf einer protokorinthischen Lekythos (Arch. Anz. 1899 S. 142). Hier hat man Ἀγασιλήφου lesen wollen, was aber Bechtel (GDI. 5292) mit Recht ablehnte; auf Grund der Form des Γ vermutet er böotische Herkunft des Töpfers, der sich dann bemüht habe chalkidisch zu schreiben. Das ist möglich; jedenfalls haben wir auch hier kein ionisches ϕ . Für die übrigen Beispiele hat Fick auf Thukyd. VI 5 verwiesen, wo erzählt wird, zur Gründung von Himera auf Sizilien hätten sich Bewohner von Zankle und von Syrakus vereinigt, und aus

diesem Grunde sei auch die Sprache in der neuen Stadt eine gemischte gewesen (καὶ φωνὴ μὲν μεταξύ τῆς τε Χαλκιδέων καὶ Δωρίδος ἐκράθη). Ob nun Fick deshalb recht hatte anzunehmen, daß jene Vasen aus Himera stammen, ist eine unwesentliche Frage; Mischdialekte sind gewiß auch an andern Orten in Großgriechenland gesprochen worden (vgl. Thuk. VI 4 über Leontinoi). Fest steht jedenfalls, daß diese Mischung, die für einen bestimmten Punkt von Thukydides bezeugt ist, gerade in denjenigen Inschriften chalkidischen Alphabetes, die das *f* haben, vorliegt. Wo die Vokale rein ionisch sind, da bleibt das *f* aus: neben Ἀθηναίη, Νηίδε[ς] auf einer Amphora aus Caere steht Γηρυόνης (GDI. 5298). Danach war Kretschmer allzu vorsichtig, wenn er es (Gr. Vaseninschr. 71) zweifelhaft ließ, ob das *f* der angeführten Namen »aus dem chalkidischen oder aus demselben Dialekt wie das dorische *ā* stammt«. Solange die Sache so steht, daß solches Beispiel eines ionischen *f* das einzige sein würde, müssen wir uns für die zweite Seite der Alternative entscheiden¹⁴⁾.

Kretschmer sagt weiter, es sei sicher, daß die chalkidische Mundart »zur Zeit der Gründung der campanischen Kolonien den *w*-Laut noch »besaß; denn Latiner und Etrusker haben von dort her das *Vau*-Zeichen »in der Bedeutung der labialen Spirans entlehnt«. Aber wer bürgt uns denn dafür, das die Römer das chalkidische Alphabet von einer rein ionisch sprechenden Gemeinde bekommen haben? Und wenn das selbst der Fall war, so wird durch das Vorhandensein des Zeichens im Alphabet noch lange nicht bewiesen, daß auch in der Sprache der Laut lebendig war. Daß beides nicht notwendig zusammenfiel, sehen wir gleich bestätigt in einem eigentümlichen orthographischen Versuche, der bei den östlichen Ioniern gemacht worden ist, den Buchstaben *f*, der durch den Schwund des Lautes frei geworden war, anderweitig zu verwenden. Auf der bekannten naxischen Weihinschrift des 6. Jahrhunderts (IGA. 409 = GDI. 5421) steht [τ]ο(ῦ) ἄφυτο(ῦ) λίθο(ῦ) ἐ(ῖ)μί, und in einem attischen Epigramm etwa derselben Zeit (Δελτίον ἀρχαιολ. 1890, S. 103) ΑΦΥΤΑΡ, d. i. αὐτάρ. Blaß und andere haben auch diese Fälle als Beweis für die lange Fortdauer des *w*-Lautes bei den Ioniern geltend machen wollen.

14) Daran hat die Behandlung desselben Gegenstandes durch Thumb, Zur Geschichte des griechischen Digamma (IF. IX, 1898) S. 322 ff., nichts geändert; vgl. meine Kritik seiner Ausführungen, JbA. 112 (1902) S. 64. Auch in seinem Handbuch der griechischen Dialekte (1909) hält er die Ansicht fest, daß *f* bei Homer zum Bestande des Altionischen gehöre, ohne doch außer den oben besprochenen Ἀγασιλήφω und ἄφυτο(ῦ) irgend einen Beleg für das Auftreten des Zeichens in ionischem Sprachgebiet anzuführen (§ 290. 311,8). Hoffmann ist in seiner Behandlung der griechischen Dialekte auf die Frage des homerischen *f* nicht eingegangen, sondern stellt nur fest, daß im ionischen Dialekt anlautendes *f* vor Vokalen bereits im 8. Jahrhundert, zwischenvokalisches »schon in vorhistorischer Zeit« spurlos geschwunden war (III [1898] S. 556. 562).

Aber gerade wenn man das Zeichen f zu »mißbräuchlicher und pleonastischer Verwendung« verfügbar hatte, so ist klar, daß man seiner für den graphischen Ausdruck eines lebendigen Lautes nicht mehr bedurfte¹⁵⁾. So urteilte Ficks schon früher. Daß er recht hatte, ist durch den Zusammenhang, in dem das zweite der beiden Beispiele vorkommt, bestätigt worden; denn der ganze Pentameter lautet: $\kappa\alpha\lambda\acute{o}\nu \iota\delta\epsilon(\iota)\nu, \acute{\alpha}\text{f}\upsilon\tau\alpha\rho \Phi\alpha\iota\delta\iota\mu\omicron\varsigma \epsilon(\iota)\rho\gamma\acute{\alpha}\sigma\alpha\tau\omicron$.

2. Auch die Art, in der das f bei Homer erscheint, ist in mehreren Formen eine gerade dem Äolischen charakteristische. Dahin gehören: $\alpha\upsilon\epsilon\rho\upsilon\sigma\alpha\nu$ (aus $*\acute{\alpha}\nu\text{-f}\epsilon\rho\upsilon\sigma\alpha\nu$), $\alpha\upsilon\iota\alpha\chi\omicron\iota$ (aus $*\acute{\alpha}\text{-f}\iota\alpha\chi\omicron\iota$, die »zusammenschreienden«), $\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon$ (von Wurzel $\sigma\text{f}\alpha\delta$), $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ (»ermangle«) u. ä. Von diesen Formen gibt auch Blas (I 83) zu, daß sie »äolisches $\alpha\upsilon, \epsilon\upsilon$ « haben; ihr Vokalismus erinnert an den der bekannten lesbischen $\phi\alpha\upsilon\omicron\varsigma$, $\epsilon\upsilon\iota\delta\omicron\nu$ u. ä. Dagegen hat Wilhelm Schulze (Qe. 55 sqq.) nachzuweisen gesucht, daß das υ in den homerischen Beispielen nicht äolisch und dem in $\phi\alpha\upsilon\omicron\varsigma \epsilon\upsilon\iota\delta\omicron\nu \chi\epsilon\upsilon\omega$ nur scheinbar ähnlich sei. Er fragt (p. 62): wenn man $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ aus $*\delta\epsilon\text{f}\omicron\mu\alpha\iota$ ableite, warum denn in $\rho\acute{\epsilon}\omega \chi\acute{\epsilon}\omega$ (aus $*\rho\epsilon\text{f}\omega * \chi\epsilon\text{f}\omega$) bei Homer so gut wie niemals das vokalisierte f hervortrete. Eine Stütze finde die falsche Ansicht in der durch Brugmann vertretenen etymologischen Verbindung zwischen $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ und $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$ »abstehend von, nachfolgend«; sobald man sich entschieße beide Worte zu trennen und $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$ zu W. *du* (vgl. $\delta\upsilon\omicron$) zu stellen, so werde es möglich, für $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ eine Wurzel $\delta\epsilon\upsilon\sigma$ anzusetzen, die mit dem Präfix $\delta\upsilon\sigma$ verwandt sei, und dann könne man für die Erklärung des υ in $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ der äolischen Ableitung entraten. Bei all diesen Folgerungen ist anfechtbar schon der Ausgangspunkt, die Zerreißung von $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ und $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$; namentlich der zugehörige Superlativ $\delta\epsilon\upsilon\tau\alpha\tau\omicron\varsigma$ zeigt klar die angenommene Grundbedeutung: »am meisten fernstehend«. Bleiben wir also mit Brugmann-Thumb (Griech. Gramm.⁴ [1913] § 233) bei dieser Etymologie, so ist damit freilich unsere Hauptfrage noch nicht entschieden¹⁶⁾. Bechtel, der Brugmanns Kombination von $\delta\epsilon\upsilon\tau\epsilon\rho\omicron\varsigma$ mit $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ zustimmt, hält doch das υ darin für gemeingriechisch (Vokalkonstruktion [1908] S. 134 ff.; vgl. 137. 140 f.). Dann bleibt aber die Tatsache unerklärt, daß $\delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ selber nicht gemeingriechisch, sondern nur äolisch und episch ist, während $\delta\epsilon\omicron\mu\alpha\iota$ dem Epos fehlt¹⁷⁾. Dagegen

15) Thumb IF. IX, 325 f. gibt dies sogar zu, meint aber, das Vorkommen des Zeichens im Alphabet bewiese doch, »daß der entsprechende Laut in nicht zu weitem zeitlichen Abstände vorher lebendig war«. Da müßten wir uns dann erst darüber einigen, bis zu welcher Grenze der Abstand als »nicht zu weit« gelten könne. 16) Einen Beitrag zur Behandlung dieser Formen gibt auch Jacobsohn Herm. 45 (1910) S. 162, der aber auf die Frage, ob $\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon \delta\epsilon\upsilon\omicron\mu\alpha\iota$ usw. äolisch oder ionisch seien, nicht eingeht. 17) Vom Aktiv finden sich nur $\delta\epsilon\iota$ I 337 und $(\epsilon)\delta\eta\sigma\epsilon\nu$ Σ 100 (falls dieses richtig überliefert ist), daneben $\epsilon\delta\epsilon\upsilon\eta\sigma\epsilon\nu$ 1483. 540.

sind $\rho\acute{\epsilon}\omega$ $\chi\acute{\epsilon}\omega$ $\acute{\alpha}\lambda\acute{\epsilon}\omicron\mu\alpha\iota$ unbestritten, die beiden ersten gar nicht selten; daß für diese Verba ein υ im Präsensstamm bei Homer in keinem Falle anzuerkennen ist, hat gerade Schulze nachgewiesen. Und er zieht daraus den richtigen Schluß (p. 64): $\chi\acute{\epsilon}\omega$, $\acute{\alpha}\lambda\acute{\epsilon}\omicron\mu\alpha\iota$ bei späteren Dichtern sind Produkte falscher Analogie nach den homerischen Aoristen $\acute{\epsilon}\chi\epsilon\upsilon\alpha$ $\acute{\alpha}\lambda\acute{\epsilon}\upsilon\alpha\tau\omicron$, deren Vokalismus man nicht mehr verstand und in übertreibender Nachahmung auf das Präsens ausdehnte. Steht es aber so, dann müssen wir weiter fragen, ob denn $\rho\acute{\epsilon}\omega$ $\chi\acute{\epsilon}\omega$ überhaupt richtig gebildete äolische — wenn schon nicht epische — Formen waren. Denn Belege gibt es auch für sie nicht, nur späte Grammatiker-Zeugnisse, deren Zuverlässigkeit Hoffmann (Griech. Dial. II [1893] S. 434 f.) unter demselben Gesichtspunkt in Frage stellt, unter dem Schulze den Hyperäolismus der Dichter erkannt hat.

Die Bedingungen, unter denen im Äolischen υ zwischen Vokalen aus f oder ff entstanden ist, bedürfen weiterer Klärung. Jedenfalls haben wir keinen Grund, homerisches $\delta\acute{\epsilon}\omicron\mu\alpha\iota$ deshalb für nicht-äolisch zu halten, weil kein $\rho\acute{\epsilon}\omega$ $\chi\acute{\epsilon}\omega$ daneben steht. Wir werden andererseits auch darin Schulze nicht folgen, daß er hom. $*\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon$ von lesb. $\epsilon\upsilon\iota\delta\epsilon$ trennt, weil das eine aus $*\acute{\epsilon}f\iota\delta\epsilon$ das andre aus $*\acute{\epsilon}\sigma f\alpha\delta\epsilon$, $*\acute{\epsilon}ff\alpha\delta\epsilon$ entstanden sei. Der Unterschied ist ja da; gemeinsam jedoch beiden Formen, daß nach lesbisch-äolischer Weise f zwischen Vokalen vokalisiert ist. Träfe dies für $\epsilon\upsilon\alpha\delta\epsilon$ nicht zu, so müßten wir annehmen, daß die Lautgruppe $\epsilon\sigma f$ innerhalb des Ionischen regelrecht zu $\epsilon\upsilon$ geworden wäre; wie käme es dann, das dieselbe Lautgruppe in $\epsilon\iota\omega\theta\alpha$ (aus $*ses\omega\delta\theta\alpha$) zu $\epsilon\iota$ oder, wie Schulze (p. 404) statt dessen einsetzt, zu η sich entwickelt hat? Und wie erklärt sich $\acute{\epsilon}\alpha\delta\epsilon$? Das liegt doch in den Satzungen der milesischen Sängergilde (Z. 41) wirklich vor; und diese ist zwar spät auf Stein geschrieben, doch, wie Wilamowitz gezeigt hat, Kopie einer alten Urkunde, die den Sprachzustand »spätestens der Zeit des Hekataios« darstellt (Berliner Sitzgsber. 1904 S. 619—640). — Eine sichere Spur des Äolischen haben wir vollends in den Fällen, wo der Spirant vor ρ vokalisiert ist: $\tau\alpha\lambda\alpha\acute{\upsilon}\rho\iota\nu\omicron\varsigma$, $\acute{\alpha}\rho\omicron\upsilon\rho\alpha\varsigma$, $\acute{\alpha}\rho\epsilon\upsilon\rho\alpha$ verglichen mit äol. $\alpha\upsilon\rho\eta\kappa\tau\omicron\varsigma$, $\epsilon\upsilon\rho\acute{\alpha}\gamma\eta$, denen bei Homer ein ionisch entwickeltes $\acute{\epsilon}\rho\eta\eta\epsilon\nu$ zur Seite steht.

Gegen beide Gründe, die hier für äolische Herkunft des homerischen $*f$ angeführt worden sind, läßt sich immer noch etwas einwenden: 1) wir haben keine recht alten ionischen Inschriften, jedenfalls keine, die uns ein Bild des Dialektes, wie er im 7. oder gar 8. Jahrhundert war, geben können; und 2) wenn einige Fälle des f bei Homer aus dem Äolischen stammen, so brauche noch nicht das Gleiche von allen zu gelten. Nun, die Möglichkeit, daß neue inschriftliche Funde uns zu einer geänderten

Auffassung führen könnten, soll nicht bestritten werden; bis jetzt sind Hoffnungen, die in diesem Sinne für ein ionisches *f* gehegt wurden, noch jedesmal getäuscht worden. Soweit wir mit unsern Mitteln die Entwicklung der Mundarten zurückverfolgen können, gehört es zu den wesentlichen Merkmalen aller Zweige des Ionischen, daß sie diesen Laut aufgegeben haben. Und da nicht nur überhaupt das Vorhandensein äolischer Elemente in der epischen Sprache gesichert ist, sondern wir obendrein gesehen haben, daß ein Teil der homerischen Beispiele des *f* äolischen Ursprung haben muß, so spricht doch alle zur Zeit erreichbare Wahrscheinlichkeit dafür, daß die andern Fälle ebenso zu beurteilen sind. — Übrigens macht es, wie auch Thumb IF. IX 326 anerkennt, für die praktische Frage des Druckens keinen Unterschied, ob man das *f* bei Homer für äolisch oder für altionisch hält. Wer dieser letzteren Ansicht ist, muß doch zugeben, daß der Laut nicht nur in der abschließenden Redaktion, sondern schon in der Sprache der jüngeren Partien des Epos nicht mehr lebendig war; gar zu zahlreich sind die Stellen, an denen ihm nur durch gewaltsamen Eingriff in den Text aufgeholfen werden könnte (vgl. oben S. 86 f.). Und eine Mißbildung wie 3. Plur. ἀπηύρων zeigt, wie weit ein jüngerer homerischer Dichter vom Verständnis einer ursprünglich digammierten Form entfernt sein konnte. Das Partizip ἀπούρας (9 mal in der Ilias und v 270) aus *ἀπόφρας, mit äolischer Betonung und äolischer Vokalisation des *f*, und 3. Sing. ἀπέυρα (15 Il., 3 Od.) aus *ἀπέφρα waren regelrechte Bildungen wie ἀποδράς, ἀπέδρα, ebenso 2. Sing. ἀπέυρας (Θ 237). Die 1. Sing. mußte *ἀπέυραν lauten, und so läßt sich überall, wo die Form vorkommt, noch herstellen (I 131. T 89. Ψ 560. 808. v 132). Aber in ionischer Zeit wurden diese augmentierten Formen mißverstanden: man sprach und schrieb ἀπηύρα ἀπηύρας wie das Imperfekt von einem Verbum *ἀπ-αυράω, und änderte danach die 1. Person in ἀπηύρων. Ganz zuletzt wagte man danach auch 3. Plur. ἀπηύρων, nur A 430; zugleich die einzige Stelle, wo die scheinbare Kontraktion innerhalb des Verses aufgelöst werden kann ¹⁸).

18) S. Hinrichs Hom. eloc. vest. Aeol. p. 139 sqq., denselben in Faesis Odyssee (1884) zu γ 192. Über das η urteilt anders Schulze Qe. p. 265. Eine ganz andere Deutung gibt Sommer Glotta I (1907) S. 63 f. Danach wäre ἀπούρας »sekundäre Zutat«, in allen übrigen Formen die Kontraktion das Ursprüngliche; ἀπούρας erst entstanden, nachdem die Kontraktion in ἀπηύρα verdunkelt war. Zu grunde läge ein thematischer Aorist *ἦ-φρασ-ον von √vers »reißen, raffen« (auch in lat. *verro*), analog zu ἔ-πραθ-ον von περθ; die frühe Kontraktion auch ungleicher Vokale nach Ausfall von σ brauche nicht zu stören, meint Sommer, dergleichen finde sich auch sonst. Wohl, aber von einer so eingewurzelten Kontraktion, daß die Herstellung der offenen Form so gut wie überall unmöglich wäre, hat er keinen anderen Fall beigebracht; und das einmalige ἀπηύρων als 3. Plur. A 430 ist nun gerade diejenige Form, die nach Hinrichs am Ende der Entwicklung steht. Das spricht, von anderem abgesehen, gegen Sommers Hypothese.

b) Auch das lange α , das Homer nicht selten an Stelle von η hat, könnte an sich altionisch sein. Wenn der Dichter Ἀτρεΐδαι und Ἀτρεΐδew nebeneinander gebraucht, so sind das zwei Formen, deren eine aus der anderen entstanden ist; ebenso Ἑρμῆς aus Ἑρμείας Ἑρμέας (E 390), πυλέων aus πυλάων und vieles Ähnliche. Dazu kommt: wir haben auch sonst Zeugnisse dafür — die in anderem Zusammenhange (S. 96) schon verwertet worden sind —, daß die Verwandlung des $\bar{a}$ in $\bar{e}$ sich im Ionischen nicht überall gleichmäßig vollzogen hat, daß sich die Erinnerung an den ursprünglichen α -Laut jedenfalls im Insel-Ionischen noch lange erhalten hat. Ferner: im attischen Zweige der Gesamtmundart ist $\bar{a}$ nach Vokalen und ρ in der Regel geblieben; also könnte auch im Epos α statt η altionisches Erbteil sein.

Der Gedanke, die Parallele mit dem Attischen so zu verwerten, müßte von vornherein aufgegeben werden, wenn diejenigen recht hätten, die meinen, das $\bar{a}$ in ναυίας, ἱατρός, πᾶγμα sei aus gemeingriechischem η zurückverwandelt. Dieser Ansicht, die von Theodor Bergk zuerst aufgestellt worden ist (Griech. Literaturgesch. I [1872] S. 72 f.), bin ich frühe schon entgegengetreten (in Curtius' Studien VII [1875] S. 244—249. 438) und halte sie heute noch für unrichtig, obgleich sie ziemlich allgemeine Zustimmung gefunden hat. Brugmann, Otto Hoffmann, Thumb haben sich ihr angeschlossen, zunächst auch mit besonders eingehender Begründung Kretschmer (KZ. 31 [1890] S. 289 f.). Später hat dieser doch seinen Standpunkt geändert. In dem Aufsatz über »Ionier und Achäer« (Glotta I [1907] S. 9 ff.) verteidigt er mit guten Gründen die Überlieferung, daß Attika ein Teil der alten Heimat der Ionier und ihrer Mundart gewesen sei, und macht es andererseits wahrscheinlich, daß das ionische η auf karischer Aussprache des griechischen $\bar{a}$ beruhe; von Kleinasien aus habe sich der Lautwandel »auf die Inseln und schwächer und durch Gegenströmungen gehemmt nach Attika verbreitet« (Glotta I [1907] S. 31 f.). Trifft diese Vermutung das Richtige, so ist es ja vollkommen verständlich, daß nicht alle attischen $\bar{a}$ von der Veränderung ergriffen wurden; undenkbar, daß die Athener die aus Asien kommende neue Sprechweise erst vollständig durchgeführt, dann wieder nachträglich eingeschränkt haben sollten. Zu dieser Konsequenz hat sich denn auch Kretschmer, obwohl zögernd, entschlossen. In seiner kurzen Behandlung des Gegenstandes in Gercke-Nordens »Einleitung in die Altertumswissenschaft« (I [1910] S. 149 f.) weist er darauf hin, wie sich der Übergang von $\bar{a}$ in η , von den kleinasiatischen Ioniern ausgehend, allmählich vollzogen habe: »auf den Inseln wird noch in historischer Zeit das aus $\bar{a}$ entstandene $\bar{e}$ vom alten $\bar{e}$ unterschieden, und in Attika ist der Zusammenfall mit η durch vorhergehendes ρ , ι , ϵ , υ , verhindert worden«. Das

heißt doch nicht mehr: er ist vollzogen und wieder rückgängig gemacht; sondern: er ist nicht erst vollzogen worden. Danach glaube ich, daß sich die an sich natürlichere und durch die Tatsachen gestützte Auffassung dieses Verhältnisses doch noch durchsetzen wird¹⁹⁾. Sollte ich in diesem Punkte jedoch irren, so würde ich in dem anderen, auf den es hier doch eigentlich ankommt, in der Beurteilung des homerischen $\bar{\alpha}$, um so sicherer recht haben. Die Frage ist nur, ob die Ansicht, daß $\bar{\alpha}$ für η im Epos nicht altionisch (sondern ein fremdes, äolisches, Element) sei, aufrecht erhalten werden kann, wenn es richtig ist, daß $\bar{\alpha}$ für η im Attischen zu dem alten, gemeinionischen Bestande gehört. Was dafür spricht, ist die genauere Vergleichung des Vorkommens in beiden Dialekten.

Nur ein kleiner Teil jener homerischen α steht an Stellen, an denen auch das Attische α hat: $\theta\epsilon\acute{\alpha}$, Αἰνείας , Ναυσικάα , dazu andere Ableitungen vom Stamme $\nu\alpha\upsilon$ - wie Ναυτεύς Ναυβολίδης ; dagegen ist massenhaft att. $\bar{\alpha}$ durch hom. η vertreten: $\pi\rho\acute{\eta}\sigma\sigma\epsilon\iota\nu$, $\alpha\nu\eta\rho\acute{o}\varsigma$, $\xi\epsilon\nu\acute{\eta}$, $\alpha\lambda\theta\theta\epsilon\acute{\iota}\eta$, $\alpha\tau\alpha\sigma\theta\alpha\lambda\acute{\iota}\eta$ u. v. a. Sollten also wirklich einzelne homerische α altionisch sein, so hat doch die große Menge dieser Erscheinungen, die dem epischen Dialekte seine eigentümliche Mischfarbe gibt, mit dem attischen α nichts zu tun. Eher könnte man die Orthographie der Kykladen heranziehen, um es wahrscheinlich zu machen, daß der homerische Lautbestand innerhalb des ionischen Dialektes natürlich erwachsen sei. Wenn auf jener naxischen Bustrophedoninschrift (IGA. 407) $\Delta\epsilon\iota\nu\delta\acute{\iota}\kappa\eta\sigma\iota$ und $\alpha\lambda\acute{\eta}\sigma\iota\nu$ (d. i. $\alpha\lambda\lambda\acute{\epsilon}\omega\nu$) neben $\alpha\nu\acute{\epsilon}\theta\epsilon\kappa\epsilon\nu$ und $\kappa\alpha\sigma\iota\gamma\gamma\epsilon\tau\eta$ steht, ein Beweis daß damals in dem offenen Klang des aus α entstandenen ϵ noch eine Spur seiner Herkunft bewahrt wurde, so ist es nicht undenkbar, daß in homerischer Zeit an den entsprechenden Stellen die α -Färbung noch deutlicher war und die Schreibung α veranlaßte. Aber dann wird es unbegreiflich, wie die Zwischenstufe zwischen $\bar{\alpha}o$ $\bar{\alpha}\omega$ einerseits und $\epsilon\omega$ andererseits so ganz oder fast ganz ausfallen konnte. Wir müßten Ἀτρείδης , πυλίων , ληός erwarten; aber dergleichen findet sich nur ganz vereinzelt. Formen wie Ἀτρείδης , πυλίων gibt es bei Homer überhaupt nicht; auch ληός statt λαός kommt nirgends vor, nur in wenigen zusammengesetzten und abgeleiteten Eigennamen erscheint der Stamm des Wortes in dieser Gestalt: Ληόκριτος (P 344. β 242), Ληώδης (φ 144 u. ö.), die von Brugmann, Nauck und Fick aus den entstellten Formen Λειώκριτος , Λειώδης hergestellt worden sind. Sehr merkwürdig ist, daß bei dem ganz gleich gebildeten νηός »Tempel« die ionische Form ausschließlich herrscht, ναός nicht ein einziges Mal vorkommt. Das völlige Ausfallen der η -Stufe in den Flexionsformen ist unerklärlich unter der

19) Was zur Begründung im einzelnen, gegen Kretschmer KZ. 31, in den vorigen Auflagen ausgeführt war, braucht nicht mehr wiederholt zu werden.

Voraussetzung, daß innerhalb des Lebens der epischen Poesie $\bar{\alpha}\nu$ mit kontinuierlicher Verwandlung in $\epsilon\omega$ übergegangen sei; es wird begreiflich, wenn man annimmt, daß die $\bar{\alpha}$ -Formen einem fremden Dialekt angehörten und in den Gebrauch der ionischen Dichter als Bestandteil einer in sich abgeschlossenen, formelhaft ausgeprägten Sprache aufgenommen wurden. Das η in den Personennamen Ληόκριτος Ληώδης muß davon herrühren, daß deren Träger von vornherein den jüngeren, ionischen, Schichten des Epos angehörten. Und dieselbe Bewandnis muß es mit νηός haben, was in anderem Zusammenhange sich in überraschender Weise bestätigen wird. — Die Ansicht, daß $\bar{\alpha}$ statt η bei Homer äolischen Ursprung habe, fand, als Fick sie entschlossen geltend machte, vielfachen Widerspruch; allmählich ist sie durchgedrungen. Gust. Meyer (Gr. Grm.² § 49 f.), Brugmann (Gr. Grm.⁴ § 13 Anm. 1), Thumb (Handbuch d. griech. Dial. § 290) sprechen sich in diesem Sinne aus; auch Blaß (Ausf. Grm. I, 127) scheint ebenso zu urteilen.

c) Homer hat κε(v) und $\bar{\alpha}\nu$ nebeneinander, während sich sonst hierin die Dialekte scharf scheiden: ion. att. $\bar{\alpha}\nu$, dor. böot. lokr. el. κα, thessal. äol. kypr. κε. Im Epos überwiegt κε, aber auch $\bar{\alpha}\nu$ ist nicht selten; und manchmal stehen beide verbunden, z. B. 1334 τοὺς $\bar{\alpha}\nu$ κε καὶ ἥθειον, Ω 437 σοὶ δ' $\bar{\alpha}\nu$ ἐγὼ πομπὸς καὶ κε κλυτὸν Ἄργος ἰκοίμην, Λ 202 u. ö. ὄφρ' $\bar{\alpha}\nu$ μὲν κεν. Diese Stellen suchte Nauck (Mél. Gr.-R. III [1867] p. 15 f.) durch Emendation zu beseitigen, und die beiden holländischen Gelehrten sind später denselben Weg gegangen (vgl. oben S. 81). Wir sehen vielmehr in dem Nebeneinander von $\bar{\alpha}\nu$ und κεν ein besonders sicheres Zeichen der Dialektmischung und erkennen zugleich, wie die ionischen Dichter den äolischen Wort- und Formelschatz mit zunehmender Verständnislosigkeit behandelt haben.

Allerdings, auch auf Inschriften finden sich $\bar{\alpha}\nu$ und κεν gelegentlich verbunden, im Arkadischen, worüber Hoffmann (Griech. Dial. I S. 144. 332) und Kretschmer (Glotta I [1907] S. 24 f.) wohl abschließend geurteilt haben. Der Tatbestand ist eben auch hier kein ursprünglicher; das Arkadische ist selbst ein Mischdialekt, entstanden, wie wohl mit Recht angenommen wird, durch achäische Einwanderung in ursprünglich ionisches Gebiet (s. Kretschmer, Glotta I S. 23 ff.). Die von dort beigebrachten Beispiele dienen also nur zur Bestätigung der Ansicht, daß $\bar{\alpha}\nu$ κε bei Homer der Dialektmischung zuzuschreiben ist²⁰⁾.

20) Ganz vereinzelt steht in der kymäischen Inschrift CIG. 3524 (= GDI. 311) Z 52: ἐντάφην ἐν ᾧ κεν $\bar{\alpha}\nu$ εὐθετον ἔμμεναι φαίνεται τόπω. Hier muß man mit Hoffmann (Griech. Dial. II Nr. 173) annehmen, daß der Schreiber, der künstlich einen nicht mehr lebendigen Dialekt nachahmte, aus Versehen eine ihm geläufige Form der κοινή beigegeben und so κεν $\bar{\alpha}\nu$ kumuliert hat.

III

In solchen Zweigen der griechischen Literatur, die nach dem Epos und im Lichte der Geschichte erwachsen sind, wiederholt sich die Erscheinung der Dialektmischung mehr als einmal. Grundlegend für die Beurteilung aller dieser Fälle ist eine Arbeit von Ahrens aus dem Jahre 1853: »Über die Mischung der Dialekte in der griechischen Lyrik« (Kl. Schr. I S. 157 ff.). Durch genaue Prüfung des nicht sehr umfangreichen, aber doch ausreichenden Materials ist er zu dem Resultat gekommen, daß die Mischung keine willkürliche gewesen sein kann »in der Weise, daß es dem Dichter freigestanden hätte, aus der ganzen Fülle der Dialekte die Elemente seiner poetischen Sprache nach subjektivem ästhetischen Ermessen auszuwählen«. Auch die geographische Berührung scheine nicht von besonderem Einfluß gewesen zu sein. Vielmehr sei »die Art der Dialektmischung überall von dem Entwicklungsgange der griechischen Literatur in ihrem Verhältnis zu den verschiedenen Stämmen abhängig« (S. 158). Zum Schluß faßt Ahrens das was er bewiesen zu haben glaubt dahin zusammen (S. 180): »daß bei keinem Lyriker etwas aus einem Dialekte zu finden ist, dessen Literatur nicht bestimmend auf den Geist seiner Poesie eingewirkt hat. Es ist z. B. ebenso unrichtig, bei Anakreon Dorismen finden zu wollen, als etwa bei Pindar Ionismen, weil die Anakreontische Lyrik ebenso wenig mit der dorischen Poesie zu tun hat, als die Pindarische mit der ionischen«. — Ein Beispiel desselben Verhältnisses bietet das dorische $\bar{u}$ im Trimeter und Tetrameter der attischen Tragödie, die Otto Hoffmann überzeugend aus Vorläufern dieser Verse und dieser Dichtart erklärt hat, die auf dorischem Boden erwachsen waren (Rhein. Mus. 69 [1914] S. 244 ff.).

In Ahrens' Beweisführung für das Gebiet der Lyrik spielt der Einfluß der epischen Sprache auf die spätere Poesie eine große Rolle; denn für die ganze Entwicklung, die untersucht wird, bildet das Epos mit seiner Dialektmischung den festen Ausgangspunkt. Der Verfasser nimmt es »als ein Faktum« an, daß der homerische Dialekt, »solange die epische Poesie die einzige kunstmäßig ausgebildete Dichtungsart war, die allgemeine Literatursprache der Hellenen bildete«; wie ihrerseits die epische Sprache entstanden sei, das liege »für jetzt außer dem Kreise der Untersuchung«. Man konnte Ahrens nicht ärger mißverstehen, als wenn man meinte, er habe sagen wollen, daß hier sein Erklärungsprinzip an sich ein Ende finde, daß die Dialektmischung im Epos nicht historisch geworden, sondern wie Athene aus dem Haupte des Zeus fertig hervorgegangen oder, menschlich ausgedrückt, daß sie künstlich und willkürlich gemacht worden sei. Dies war im Grunde die Ansicht von Arthur Ludwig, der in dem »Hinausstreben aus der Enge des Heimatsdialektes«

sogar »eine der glänzendsten Manifestationen des griechischen »Idealismus« sah (AHT. II 364f.). Das bedarf heute keiner Widerlegung mehr. Wenn für alle späteren Zweige der griechischen Poesie zu den historischen Bedingungen, unter denen ihre Sprache erwachsen ist, als eine der wichtigsten die Tatsache gehört hat, daß der epische Dialekt mit seiner Mischung fertig vorlag, so ist es eine zwingende Folgerung, daß wir nun fragen: aus welchen Elementen, unter welchen historischen Bedingungen ist denn diese, in der griechischen Literatur älteste Dialektmischung zustande gekommen?

Die Bedeutung dieses Problems hatte Ritschl erkannt, der in seinen Vorlesungen bereits das lehrte, was nachher von anderen mühsam aufs neue gefunden worden ist. Die entscheidenden Worte, aus dem Jahre 1833/4, sind in Ribbecks Biographie (I 129) mitgeteilt. »Entstanden »kurze Zeit nach dem trojanischen Kriege, in der Periode als die Achäer »den Peloponnes beherrschten, ging die homerische Heldensage mit den »von den Dorern verdrängten Achäern oder Äoliern in deren neues »Vaterland nach Kleinasien hinüber. Dort erfand Homer (am wahr- »scheinlichsten in Smyrna), das Vorhandene zu seinem Zwecke benut- »zend, den durch beide Gedichte, Ilias und Odyssee, hindurchgehenden »Plan. Die von ihm komponierten, in äolischem Dialekt gesungenen »Epen noch kürzeren Umfangs wurden hierauf (bis zum Anfange der »Olympiaden) in den Sängerschulen der Homeriden, besonders auf Chios, »erweitert und in den ionischen Dialekt übertragen. Zu Anfang der Olym- »piadenrechnung schriftlich aufgezeichnet, bestanden sie im großen und »ganzen in derselben Form unverändert fort.« Man sieht, das ist im wesentlichen dieselbe Anschauung, zu der später Hinrichs in der schon erwähnten Schrift (oben S. 150) gelangt ist. Er kritisiert dort (p. 153 sqq.) ältere Ansichten, ohne die von Ritschl zu kennen, und fordert, daß die Erklärung an Ahrens anknüpfe, also auch im Epos die Dialektmischung historisch entstehen lasse. Dies führt darauf, daß der ionischen Periode des epischen Gesanges eine andere vorangegangen sein muß, in der er bei den Äolern gepflegt wurde. Die Sagen (p. 167sq.), die sich an den troischen Krieg anschließen, sind entstanden bei den gemischten Kolonisten, welche Troas und die Nachbargenden in Besitz nahmen; die älteren Lokalsagen der Argeer, Achäer, Thessaler wurden vermischt und durch die neuen, gemeinsamen Erlebnisse vermehrt. Kleinere poetische Darstellungen entstanden, naturgemäß in äolischem Dialekt. Diese verbreiteten sich weiter und kamen, vielleicht über Smyrna, zu den Ioniern. Hier wurde die Poesie weiter ausgebildet, und in größerem Maßstabe. Die homerischen Epen wurden geschaffen, in denen man formelhafte Wendungen und Ausdrücke, besonders wenn sie sich an

bestimmten Versstellen befestigt hatten, aus der älteren äolischen Poesie beibehielt. So ist es gekommen, daß Ilias und Odyssee nicht in rein ionischem Dialekt verfaßt sind und daß die äolischen Elemente, die scheinbar gesetzlos eingesprengt sind, vorzugsweise in feststehenden Formeln und an gewissen Stellen des Verses hervortreten, wie dies Hinrichs vielfach, wenn auch nicht als ausnahmslose Regel, nachgewiesen hat²¹⁾.

Diese Hypothese wurde durch den Inhalt der Ilias unterstützt. Die Kämpfe, von denen sie erzählt, sind auf einem Boden ausgefochten worden, der in geschichtlicher Zeit äolischer Besitz war, und die Helden, die in ihnen glänzen, waren Achäer, nicht Ionier. Der Name dieser letzteren kommt ein einziges Mal bei Homer vor, N 685, und da in äolischer Form, ἰάορες; so wird eines der hier am Kampfe beteiligten Kontingente genannt, und der Zusammenhang läßt keinen Zweifel, daß damit die Athener gemeint sind. Die Frage, wie deren vereinzelter Hervortreten in der Ilias zu erklären ist, hat uns früher beschäftigt (S. 118 f.); als Zeugnis dafür, daß die Heldensage in Attika entstanden sei, hat es noch niemand verwerten wollen. Die Heimat der Sage liegt — das wird weiterhin deutlicher noch erkannt werden — in äolischem Gebiet, in Thessalien, ihr Ursprung in Taten des achäischen Stammes, obwohl diese nun abschließend in ionischer Mundart erzählt sind.

Daß die nationale Poesie eines Stammes oder Volkes ihren Stoff nicht aus der Geschichte der eignen Vorfahren schöpft, hat insofern nichts Befremdendes, als es auch anderwärts gar nicht selten sich findet. Das französische Rolandslied besingt die Taten der Franken, also germanischer Helden. Wie überhaupt in Gallien die eindringenden Eroberer sich der überlegenen geistigen Kultur der älteren Einwohner gefügt haben, so haben sie auch deren Sprache angenommen und in ihr die aus der Heimat mitgebrachte Sitte des Heldengesanges fortgesetzt. »*L'épopée française du moyen âge, c'est l'esprit germanique dans une forme romane*«, sagt Gaston Paris. Nicht nur die Ereignisse, von denen berichtet wird, erinnern an den eigentlichen Ursprung des altfranzösischen Epos; auch der Hintergrund vor dem sie sich abspielen, der Zustand der Kultur und der Sitten, ist germanisch, die Namen der Helden

21) Eine lehrreiche Parallele, auf die mich Paul Friedländer aufmerksam gemacht hat, bietet Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung (1913) S. 30: »Als die französische Chanson de geste durch Spielleute nach Oberitalien getragen wurde, entstand daselbst eine frankoitalienische Mischsprache, ein sprachliches System, das, aus dem Material von mindestens zwei geographisch getrennten Mundarten kontaminiert, ausschließlich auf den mündlichen Vortrag und auf die schriftliche Festlegung ganz bestimmter epischer Dichtungen durch einen Zeitraum von etwa 150 Jahren hindurch beschränkt geblieben ist. Außerhalb dieser epischen Stilart war diese Schriftsprache nie und nirgends vorhanden.« Weitere Beispiele literarisch gebundener Kunstsprachen fügt Voßler hinzu.

sind deutsch gebildet. Diese Tatsache muß man anerkennen, auch wenn man die einzelnen Stufen des allmählichen Überganges nicht mehr nachweisen kann. Der Inhalt des angelsächsischen Beowulf führt uns in die Länder an der Ostsee, wo Goten und Dänen herrschen. Unser Nibelungenlied ist in einem Teile Deutschlands zum Abschluß gebracht und fixiert worden, dem die Lande am Rhein und die alten Wohnsitze der Burgunden ziemlich fern lagen. Und in noch höherem Grade wiederholt sich diese Erscheinung bei der Gudrunsage. Ihre Heimat ist das nördlichste Norddeutschland, Wate ist in Stormarn zu Hause, Dänemark und die Normandie bilden den Schauplatz der Handlung: aber diese Ereignisse sind nun in einer Mundart geschildert, in der wir von dem Rauschen der Nordsee nichts vernehmen; der oberdeutsche Sänger konnte bei seinem Publikum keine Bekanntschaft mit dem Meere voraussetzen, ja er hatte es vielleicht selbst nie gesehen. Auch bei den Russen ist der Heldengesang gewandert und hat dabei wesentliche Elemente seines Inhaltes aus der alten Heimat in die neue mitgenommen. Sagen und Lieder, die in Südrußland ihren Ursprung haben, bewahrten das Bild der dortigen Landschaft noch, als sie am Onegasee gesungen wurden, in ihrer alten Heimat aber vergessen waren; sie kennen nur ein Rußland, dessen Hauptstadt Kiew ist, nicht Moskau²²⁾. Es fehlt also nicht an Analogien zu dem Wandel, den wir für das griechische Epos annehmen müssen; aber wenn wir ihn und ähnliche Vorgänge zusammenfassen, so sind sie damit noch nicht auch begriffen. Oder kommt das auf eins hinaus?

Es gibt Gelehrte, die so denken. In seinem übrigens verdienstlichen Werk über das heroische Zeitalter²³⁾ kommt Chadwick auf meine Ausführungen über das Verhältnis zwischen Stoff und Herkunft des Epos zu sprechen und meint: wer germanische Heldendichtung studiert habe, müsse den Gedanken absurd finden, als Heimat der Argeer-Helden wie Achills deshalb Landschaften des äolischen Sprachgebietes zu fordern, weil die Taten beider zu den ältesten Gegenständen äolischer Poesie gehörten; ebenso gut könne man behaupten, daß die angelsächsischen Epen dänischer oder gotischer Herkunft seien, weil Dänen und Goten darin eine viel größere Rolle spielten als Engländer (S. 276—291). — Die Epen, wie wir sie haben, natürlich nicht, und etwas Entsprechendes habe ich auch für die Ilias niemals behauptet, wohl aber die älteren Lieder, die den heut erhaltenen vorangegangen waren. Daß die Taten eines Helden zuerst da verkündigt und im Gesange festgehalten worden sind, wo er selbst unter den Seinen lebte, so daß, wenn sie nun in sprachfremder Um-

22) Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen (1879) S. 18 f. 41.

23) H. Munro Chadwick, *The Heroic Age*. Cambridge 1912. Vgl. meine Rezension BphW. 1916 Nr. 26/28; ein paar Sätze daraus sind oben wiederholt.

gebung auftreten, eine Verpflanzung stattgefunden haben muß, das nimmt Chadwick selber durchweg an, auch (S. 52) speziell mit bezug auf den Beowulf. Erst in dem auf uns gekommenen literarischen Bestande ist es eine geläufige Erscheinung, daß die alten Lieder eines Stammes oder Volkes solche Helden verherrlichen, die einem andern und andersprechenden Stamm oder Volk angehört hatten. Und da meine ich immer noch, daß durch die Häufigkeit solches Wandels die Frage, wie es dabei zugegangen sei, nicht beantwortet, sondern erst recht dringend gemacht ist. Hinter den Tatsachen muß doch eine Ursache stecken. Wie weit für die germanische Epik die Dinge so liegen, daß ein Suchen danach ausgeschlossen scheint, entzieht sich meiner Beurteilung. Angenommen, ein völliger Verzicht sei dort unvermeidlich und also berechtigt, so würde dadurch der Wert des homerischen Beispiels nur erhöht werden, wo die sprachliche Analyse Handhaben bietet, um ins Innere der Entwicklung einzudringen.

Es ist das Verdienst von August Fick, daß er als erster dies im großen Maßstabe versucht hat²⁴⁾. Seine Grundanschauung trägt er so vor (Od. S. 5): »Die echte homerische Dichtung ist von äolischen Dichtern ursprünglich in rein äolischer Mundart verfaßt. Mittelpunkt dieser Kunstübung war das äolische Smyrna, Träger derselben ein bestimmtes Geschlecht, eine kastenartige Innung, welche vielleicht schon damals den Namen Ὀμηρίδαι führte. Als Smyrna um 700 vor Chr. ionisch wurde, wanderte diese gens nach Chios aus; dort wurde sie ionisch und ionisierte denn auch ganz natürlich die Gedichte ihres Erbesitzes, wenn auch nur in ganz äußerlicher Weise. Diese äußerlich ionisierte Äolis, in welcher die Homeriden von Chios die homerischen Gedichte vortrugen, ist dann die Sprache des späteren Epos geworden, in dieser Sprache haben sie selbst ihre Erweiterungen und Fortsetzungen gedichtet.« — Der Gedanke, daß das Epos ursprünglich äolisch gedichtet sei, daß deshalb der jetzige Text eine Wort für Wort durchzuführende Rückübertragung ins Äolische fordern und vertragen müsse, war schon im Altertum geäußert worden. Denn dies ist doch wohl der Sinn der Bemerkung in Osanns *Anecdota Romanum*²⁵⁾: Τὴν δὲ ποιήσιν ἀναγινώσκεσθαι ἄξιοι Ζώπυρος ὁ Μάγνης Αἰολίδι διαλέκτῳ τὸ δ' αὐτὸ καὶ Δικαίαρχος. Doch

24) Die homerische Odyssee in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. Göttingen 1883. — Die homerische Ilias nach ihrer Entstehung betrachtet und in der ursprünglichen Sprachform wiederhergestellt. 1886. — Als Neubearbeitung des ersten Werkes erschien 1910: »Die Entstehung der Odyssee und die Versabzählung in den griech. Epen.«

25) *Anecdota Romanum de notis veterum criticis in primis Aristarchi Homericis et Iliade Heliconia*. Ed. et commentariis instr. Fridericus Osann. 1851. Die Hauptabschnitte des griechischen Textes sind wieder abgedruckt im ersten Bande der Oxforder Ausgabe der Ilias-Scholien.

diese Nachricht steht in unsrer Überlieferung vereinzelt da. Wir wissen weder, ob es einen in dieser Weise hergestellten Wortlaut auch nur für einige Gesänge irgendwo gegeben hat, noch vollends, ob und wie die Vertreter dieser Ansicht versucht haben, die Entstehung des überwiegend ionischen Mischdialektes, in dem Ilias und Odyssee, sozusagen von jeher, gelesen wurden, historisch zu erklären. Auch Fick hat es sich in diesem Punkte etwas leicht gemacht. Tatsache ist ja, daß Smyrna anfangs eine äolische Stadt war und ums Jahr 700, jedenfalls nicht viel später, durch Gewalt in den Besitz der Ionier übergang (Hdt. I 150). Aber daß damals die Homeriden nach Chios auswanderten, dort selber zu Ioniern wurden und nun ihre eignen Gedichte ins Ionische übersetzten, das sind alles bloße Annahmen; sie lassen sich weder beweisen noch widerlegen. Trotzdem ist die Geringschätzung, mit der Ficks Arbeit von vielen abgetan wird, nicht am Platze. Ich freue mich, mit Wackernagel (BphW. 1891 S. 6) in der Erfahrung zusammengetroffen zu sein, daß unser Respekt für sie trotz ihrer augenfälligen Mängel bei andauernder Beschäftigung immer mehr gewachsen ist. Sein Unternehmen, einen bestimmten Hergang aufzudecken, durch welchen die Mischung der Dialekte zustande gekommen sei, stützt sich auf sprachlich-metrische Beweisgründe und ist einer ernsthaften Prüfung sehr wohl zugänglich.

Die Übertragung aus der einen Mundart in die andre soll eine rein mechanische gewesen sein; Wort für Wort und Silbe für Silbe wurde der äolische Text durch den entsprechenden ionischen ersetzt. »Traf »man (Od. 13) auf eine äolische Form, für welche die Ias kein metrisches »Äquivalent bot oder welche im Ionischen überhaupt nicht vorkam, so »ließ man den Äolismus ruhig in der ionischen Umgebung stehen.« Wenn es wirklich so hergegangen ist, so muß sich das an zwei Merkmalen noch erkennen lassen: 1) jede ionische Wortform unseres Homertextes muß sich ohne Schaden für den Vers in eine gleichwertige äolische zurückübersetzen lassen; 2) unter den äolischen Formen, die der überlieferte Text enthält, kann keine sein, die sich ohne Verletzung des Verses ins Ionische übertragen ließe. Würden beide Postulate durch die Beobachtung bestätigt, so hätten wir den sichersten Beweis für Ficks Annahme einer mechanischen Übertragung. Aber so einfach liegt die Sache nicht. Fick selber hat gefunden, daß es »überschüssige Äolismen« und »festsitzende Ionismen« in nicht ganz kleiner Zahl gibt. Zur ersten Gruppe gehören: ἄργεννός, ἐρεβεννός, μάν (öfter als μήν), πόρδαλις (neben πάρδαλις), ἵμεναι (neben häufigerem ἰέναι), ἔμμεν (5 mal neben sehr häufigem εἶναι) usw. Ferner alle Formen mit ᾱ für η wie θεά (neben Λευκοθέη), Ἀτρείδαι, διδυμάων, ὀπάων (neben παιήων), λαός (neben νηός) u. m. ä. In all diesen Fällen hat die ionische Form ebensoviel Silben und dieselbe

Verteilung von Längen und Kürzen wie die äolische, der sie auch etymologisch genau entspricht; es ist also nicht abzusehen, warum bei einer silbenmäßigen Übertragung ins Ionische diese Formen übergegangen wurden. Fick hat sich begnügt (Od. 21) diese Tatsache zu konstatieren; und als auf sie ein Einwand begründet wurde, erwiderte er (II. S. XVI): »die überschüssigen Äolismen beweisen nichts gegen meine Theorie; »denn eine Übertragung wie die von mir angenommene braucht ja nicht »notwendig ganz exakt ausgefallen zu sein.« In demselben Sinne ist ihm später Bechtel zu Hilfe gekommen²⁶⁾; und man muß zugeben, daß vereinzelte Spuren von Inkonsequenz in der Ionisierung den allgemeinen Tatbestand nicht stören würden. Aber es handelt sich nicht bloß um ein vereinzelter Vorkommen. Und vor allem: wenn der Beweis sich zu einem guten Teile darauf gründen soll (s. Od. 13. 319), daß die Probe genau aufgeht, dann muß sie auch wirklich genau aufgehen.

Durch die Formen mit $\bar{a}o$ und $\bar{a}w$ wurde Fick dazu geführt der sprachgeschichtlichen Chronologie in bedenklicher Weise Gewalt anzutun. Er schloß aus ihnen (Od. 4), daß die Ionisierung des Textes zu einer Zeit stattgefunden habe, wo ηo ηw bereits zu ew geworden waren, also ein metrisches Äquivalent für Formen wie $\tau\alpha\rho\epsilon\acute{\iota}\delta\alpha o$, $\tau\acute{\alpha}wv$ im Ionischen nicht mehr zur Verfügung stand. Aber woher kommen dann $\Lambda\eta\acute{o}\kappa\rho\iota\tau o\varsigma$ (aus $\Lambda\epsilon\acute{\iota}w\kappa\rho\iota\tau o\varsigma$ hergestellt), $\nu\eta\acute{o}\varsigma$, $\pi\alpha\iota\eta\acute{w}v$? Formen dieser Art sind ja bei Homer selten, doch immer häufig genug um zu beweisen, daß die Lautgruppen ηo ηw der Sprache des Dichters nicht fremd waren; und an den Stellen, an denen sie überhaupt auftreten, finden sie sich ausnahmslos: $\nu\acute{a}\acute{o}\varsigma$, $\ast\pi\alpha\iota\acute{a}wv$ fehlen ebenso vollständig wie $\lambda\eta\acute{o}\varsigma$, $\tau\alpha\rho\epsilon\acute{\iota}\delta\eta o$. Fick verwandelte $\nu\eta\acute{o}\varsigma$ in $\nu\acute{a}\theta o\varsigma$ und zerstörte damit eine Spur, die sprachgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich wertvoll ist. Wir erkennen vielmehr aus der vorliegenden Verschiedenheit, daß die Ionisierung der epischen Sprache ganz gewiß keine mechanische war: ionische Formen stellten sich zunächst nur in den jüngeren Partien ein, die von Ioniern hinzugedichtet wurden, während man die altüberlieferten Gesänge unverändert weitergab; erst allmählich und gelegentlich drängte sich auch in die Wiedergabe dieser älteren, äolischen Partien die ionische Färbung der Sprache ein.

Daß »festsitzende Ionismen« sich mit Ficks Theorie nicht vertragen, erkannte er selbst an, indem er sie, soviel als möglich, durch Textänderung zu beseitigen suchte, wo dies aber nicht möglich war, den einzelnen

26) Bechtel, Ein Einwand gegen den äolischen Homer. In ΓΕΡΑΣ, Abhandlungen zur indogermanischen Sprachgeschichte, August Fick zum siebenzigsten Geburtstage gewidmet (1903) S. 17—32. Meine Antwort darauf NJb. 15 (1905) S. 2. Über Bechtels später etwas veränderte Stellungnahme siehe unten S. 171.

Vers als interpoliert hinauswarf. Trotzdem blieb doch ein recht ansehnlicher Bestand zurück, den auch Fick nicht als zufällig entstanden und unerheblich ansehen konnte, vielmehr zum Ausgangspunkt für weitere kritische Folgerungen gemacht hat. Er glaubte beobachtet zu haben (Od. 319), daß »die von einer vernünftigen Kritik für jünger erklärten« Partien der Odyssee von festen Ionismen wimmeln, während dieselben »den älteren Teilen fast völlig fehlen oder sich doch leicht beseitigen lassen.« Als Vertreter einer »vernünftigen Kritik« wählte Fick mit gutem Grunde Kirchhoff, ging aber dadurch über dessen eigene Ansprüche weit hinaus, daß er die von ihm durchgeführte Zerlegung in allen Einzelheiten als richtig annahm. Er suchte zu beweisen, daß alle Stücke, die Kirchhoff seinem »Redaktor« zugewiesen hat, von festen Ionismen voll sind, während die Partien, die Kirchhoff für echt hielt, sich ohne jeden Anstoß ins Äolische zurückübersetzen lassen. Das wäre ein glänzendes Resultat; die sogenannte höhere Kritik würde in ihrem Ergebnis mit der sprachgeschichtlichen Analyse des Textes genau übereinstimmen. Aber der Beweis hält bei näherer Prüfung nicht stand; Fick hat dieselben Erscheinungen des Ionismus verschieden behandelt, je nachdem sie in Stücken vorkamen deren Echtheit oder deren Unechtheit er dartun wollte. Die einen suchte er durch Korrektur oder Einzelathetese zu beseitigen, die anderen galten ihm als Zeugnis der Unechtheit²⁷⁾. Natürlich ist er sich seiner Inkonsequenz nicht bewußt gewesen, sondern hat sich von dem Wunsche, ein elegantes Resultat zu erzielen, gefangen nehmen lassen; den Erfolg seiner Arbeit aber hat er dadurch schwer beeinträchtigt. In Wahrheit unterscheiden sich ältere und jüngere Partien der Odyssee hinsichtlich des Bestandes an festen Ionismen in viel geringerem Grade, als Fick behauptete. Daß überhaupt in dieser Beziehung ein Unterschied besteht, ist kein Wunder, da doch jedenfalls die älteren Teile des Epos an die äolische Periode der Poesie näher heranreichen als die später hinzugekommenen, in denen das Verständnis für äolische Formen immer mehr abnimmt. Aber ein äußerliches Merkmal zu scharfer Scheidung von Echt und Unecht haben wir in dieser Statistik nicht.

Für die Bearbeitung der Ilias kamen Fick die Erfahrungen zugute, die er bei der Odyssee gemacht hatte; aber auch durch äußere Verhältnisse wurde er gezwungen sein Verfahren etwas zu ändern. Hier lag eine so allgemein rezipierte Kompositions-Hypothese, wie dort die Kirchhoffsche war, nicht vor. Im allgemeinen hat sich Fick an Grote angeschlossen, der — ähnlich wie schon vor ihm Wilhelm Müller²⁸⁾ — erkannt hatte,

27) Das ist im einzelnen nachgewiesen in meiner Rezension seiner Odyssee, Jahresbericht des philol. Vereins in Berlin X (1884) S. 290—311. Entsprechend für die Ilias Bph W. 1887 Nr. 17—19. 28) Wilh. Müller: Homerische Vorschule, S. 122. Vgl. oben S. 135 Anm.

daß die Gesänge B—H eine für sich stehende Masse bilden; aber da diese Theorie nicht überall ins einzelne ausgearbeitet war, so mußte Fick die Fragen der Komposition erst selbst erörtern. Dabei kam er durch den Zwang der Tatsachen unmerklich dazu, den gewaltsamen Gegensatz echter und unechter Partien zu mildern. Zwar schrieb er auch hier einiges der äolischen Blütezeit des Epos, anderes der Tätigkeit eines ionischen Redaktors zu; doch zwischen beiden setzte er eine Übergangstufe an: Stücke, die schon von Ioniern gedichtet seien, aber noch in der alten äolischen Mundart. Im einzelnen war seine Zerlegung recht anfechtbar. Aber prinzipiell zeigte sich ein großer Fortschritt, oder vielmehr eine Rückkehr zum Richtigen, zu der Erkenntnis, daß die Umbildung des epischen Dialektes nicht mechanisch und plötzlich erfolgt ist sondern allmählich und unwillkürlich. »Feinere Ionismen, welche sich nicht beseitigen lassen« (S. 387. 461) fehlen nirgends, wie Fick an den zahlreichen Athetesen und Korrekturen hätte merken können, zu denen er in seinen »echten Partien« gedrängt wurde. Und umgekehrt fehlen auch in den jüngsten Schichten nicht Formen von bemerkenswerter Altertümlichkeit, die entweder offen zutage liegen oder unter einer modernisierten Gestalt des Textes versteckt sind. Beispielsweise gehört es zu den einleuchtendsten Emendationen, die Fick selber vorgeschlagen hat, wenn er den Versausgang $\chi\acute{o}\lambda o s \delta \acute{\epsilon} \mu \nu \acute{\alpha}\gamma\rho\iota o s \eta\rho \epsilon\iota$ verwandelt in $\chi\acute{o}\lambda o s \delta \acute{\epsilon} \mu \nu \acute{\alpha}\gamma\rho\iota o s \acute{\alpha}\gamma\rho\eta$, mit wirksamem Wortspiel. Er hat die Konjekturen $\Delta 23$. $\Theta 460$ in den Text gesetzt; aber dieselben Worte lesen wir $\Theta 304$ in dem Liede von Ares und Aphrodite, das mit Recht für einen späten Zusatz gilt und durch Formen wie Ἡλίου 271, Ἑρμῆν 334 als ursprünglich nicht-äolisch erwiesen wird: der nachahmende Dichter hat eine ihm geläufige altertümliche Wendung, wie so vieles Formelhafte, sich zunutze gemacht. Es handelt sich eben durchweg nicht um einen wesentlichen Unterschied zwischen »echt« und »unecht« sondern um eine allmähliche Abstufung vom »Älteren« zum »Jüngeren«. Das hat Fick nicht erkannt; er wollte auf ein klares Entweder-Oder hinaus und mußte, um dies zu erreichen, seinem Beweismaterial Gewalt antun.

Bei diesem Irrtum und diesem gewaltsamen Verfahren ist er auch später geblieben, in Arbeiten die der Aufgabe gewidmet waren, seine Theorie von der Entstehung der Ilias weiter auszubauen und im einzelnen zu berichtigen²⁹). Wenn er die Altersschichten des Textes jetzt vielfach anders abgrenzte, als in seiner Ausgabe (1886) geschehen war, so lag darin doch das Zugeständnis, daß die sprachliche Analyse des Epos zu

29) Das Lied vom Zorne Achills. Bzb. Btr. 21 (1896) S. 1—81. — Die Erweiterung der Menis. Ebenda 24 (1899) S. 1—93. — Die Erweiterung der Menis. Die Einlegung des »Oitos« in die Menis. Ebenda 26 (1900) S. 1—29.

einer sicheren Scheidung von Echt und Unecht nicht geführt hatte. Auch prinzipiell glaubte er seine Ansicht modifizieren zu müssen. Als zweitälteste Schicht galt ihm wie früher die Erweiterung des ursprünglichen Μῆνις-Liedes, die in dem Hauptinhalt der Gesänge Μ—Σ gegeben sei, und der er nach wie vor auch Ω, mit einigen Auslassungen, zurechnete. Für diese zweite Schicht erkannte er jetzt an (Bzb. Btr. 24 S. 18 f.), daß sie in der Sprache schon einige unäolische Elemente enthalten habe: den Gebrauch von ἐς neben εἰς und die kontrahierte Aussprache der Lautgruppen ε(ϝ)ο ε(ϝ)ω. Er sah hierin »eine leichte Beeinflussung der Sprache des [noch immer äolischen] Erweiterers durch die Ias«. Damit war die Tatsache der Mischung schon für diejenige Gestalt des Epos konstatiert, die der vollständigen Übertragung ins Ionische vorangegangen sein sollte, grundsätzlich also zugegeben, daß die Mischung nicht erst durch jene Übertragung entstanden ist. Auf strenge Anwendung des sprachlich-statistischen Maßstabes jetzt noch mehr als früher zu verzichten wurde Fick durch eine Entdeckung bewogen, die er hinsichtlich des Umfanges der sachlich sich heraushebenden Teile des Epos gemacht zu haben glaubte. Die Auswahl und Gruppierung, in der er seine Μῆνις und ihre erste Erweiterung, jede zu 1936 Versen, jetzt abdruckte, war nicht das Resultat sprachlicher Analyse, sondern im ganzen durch die Absicht bestimmt, nichts »Wesentliches« wegzulassen und nichts »Unwesentliches« aufzunehmen; im kleinen aber war für Streichung einzelner, an sich unanstößiger Verse wie auch einmal für Annahme einer größeren Lücke — an Stelle unseres P³⁰) — die Überzeugung maßgebend gewesen, daß beide Gedichte in Abschnitten verfaßt gewesen seien, deren Verszahl ein Vielfaches von 11 war. Solche Zahlensymmetrie hat Fick dann auch in den übrigen Partien der Ilias und in der Odyssee gefunden. Sein letztes Werk, vom Jahre 1910, trägt den umfassenden Titel: »Die Entstehung der Odyssee und die Versabzählung in den griechischen Epen«. Hier hat er dasselbe Prinzip auf Hesiod und auf die größeren Hymnen angewandt³¹⁾.

Auf dieses Gebiet sind ihm seine entschlossenen Anhänger, Robert und Bechtel, nicht gefolgt, während sie mit bezug auf die Dialektmischung seine Hypothese in ihrer ganzen Starrheit wieder aufnahmen³²⁾. Auch bei ihnen erschien deshalb eine »Uriliad«, die äolisch gedichtet gewesen sei und sich durch Rückübersetzung aus dem Ionischen rein wiederher-

30) Darüber s. Bzb. Btr. 21 S. 61 und 24 S. 2. 46. 31) Über das Verhältnis dieses Buches zu den früheren Arbeiten s. oben S. 164 Anm. 24. Von Versabzählung handeln im Zusammenhang S. 190—206; für die Odyssee kommen in Betracht S. 23. 57. 75. 106. 205.

32) Studien zur Ilias, von Carl Robert, mit Beiträgen von Friedrich Bechtel. Berlin, 1901. Zur Kritik vgl. meinen Aufsatz »Kulturschichten und sprachliche Schichten in der Ilias«, NJb. IX (1902) S. 77—99.

stellen lasse; aber auch hier ging die Probe nirgends rein auf. Korrekturen mußten angebracht werden, zum Teil solche, die den Sinn verschlechtern, wie Z 329 σὺ δ' αὖ μαχέσαιο καὶ ἄλλῃ anstatt des überlieferten σὺ δ' ἄν μαχέσαιο. Und vielfach wurden Verse nur deshalb für interpoliert erklärt, weil sie den altertümlichen Charakter einer für die *Uriliad* in Anspruch genommenen Partie durch ionische Formen störten. Unter dem, was auf diese Weise ausgeschieden wurde, ist manches Vortreffliche. In den Worten des Paris Γ 65 f.: οὐ τοι ἀπόβλητ' ἐστὶ θεῶν ἐρικυδέα δῶρα, ὅσσα κεν αὐτοὶ δῶσιν, ἐκὼν δ' οὐκ ἄν τις ἔλοιτο, versuchte Robert gar nicht, den Inhalt des zweiten Verses zu bemängeln, sondern sagte nur: »66 ist wegen δῶσι zu streichen«. Logisch kann der Satz ja wohl entbehrt werden; aber der schönste und tiefste Teil des Gedankens — man kann sagen: die Keimzelle zu Schillers *Elegie* »Das Glück« — liegt in ihm: wie Paris, der sich vor dem gerechten Tadel des Bruders demütigt, doch die eigne Würde nicht aufgibt, sondern sich mit Stolz des Vorzuges bewußt bleibt, der nun wieder ihm vor vielen anderen von den Göttern verliehen ist. Was ist das für eine Kritik, die solche Perlen wegwirft, weil die Maschen des grammatischen Fangnetzes zu grob sind um sie festzuhalten! Daß sich sehr oft einzelne Verse oder Versgruppen ohne Anstoß herausnehmen lassen, ist bei der zwanglosen Art, wie Homer die Gedanken aneinander reiht und in den Versbau einfügt, ganz natürlich. Robert und Bechtel schreckten aber auch davor nicht zurück, ein für den Gang der Erzählung unentbehrliches Stück wegzustreichen. So wurde O 444—457 der Bericht von dem zuerst erfolgreichen Auftreten des Teukros als »ionische Einlage« ausgesondert und damit in die Darstellung eine Lücke gebracht, die man bloß mit der Vermutung auszufüllen wußte, daß hier ein Stück *Uriliad*, in dem ebendasselbe erzählt war, verdrängt worden sei (Stud. z. II. S. 141). Dies alles und vieles Ähnliche im Verlauf eines Beweises, der den Glauben an die Existenz einer äolischen *Uriliad* gerade auf die Beobachtung hatte gründen wollen, daß die Partien, bei denen die Rückübersetzung scheitert, genau mit denen zusammenfielen, die auch um des Inhaltes willen von einer besonnenen Kritik verworfen werden müßten.

Was uns mit Hilfe solcher Eingriffe nun tatsächlich als echter und eigentlicher Grundstock der *Ilias* vorgelegt wurde, war ein Gedicht von 2146 Versen, ohne Anfang und ohne Ende, in dessen Innerem der Zusammenhang der Erzählung nicht weniger als 49 mal unterbrochen sein würde. Wer aus den Ergebnissen eines Versuches zu lernen vermag, wird hier den Schluß ziehen, daß es eben nicht möglich ist, aus dem Bestande unsrer *Ilias* noch gerundete Stücke in rein äolischer Sprache auszulösen. Vielmehr ist dieses unser Epos schon in seinen ältesten Teilen

von Ioniern gedichtet, die sich einer ihnen überlieferten fremden Mundart bedienten und deren Formen mit bestem Willen weiter gebrauchten, unwillkürlich aber hier und da die ihnen selbst vertrauten anstatt der erlernten äolischen einsetzten: anfangs geschah das nur selten, im Laufe der Generationen häufiger, und zuletzt verschob sich das Verhältnis so weit, daß die ionische Sprache nun als die herrschende, äolische Elemente nur eingestreut erscheinen. Auch in der durch Robert erneuerten Gestalt hat die Ficksche Hypothese sich selber widerlegt.

Dies erkannte schließlich auch Bechtel an, der den sprachwissenschaftlichen Teil der Arbeit für Robert übernommen und weiter zu vertreten hatte (oben S. 166, Anm. 26). In seinem Buche »Die Vokalkontraktion bei Homer« (1908) schreibt er (S. XI): »Was Fick zuletzt für die »Sprache seines 'Erweiterers' konzidierte, daß sie eine leichte Beeinflussung durch die Ias erfahren habe (Beitr. 24, 19), das gilt schon für »die Sprache der ältesten Schicht. Das rein äolische Epos vermögen »wir nicht mehr zu erreichen.« Ein wertvolles Zugeständnis, von dem aus man dahin hätte gelangen müssen, die ganze Analyse der Ilias, die durch Robert gegeben worden war, einer Nachprüfung zu unterziehen. Aber immer noch erklärt Bechtel (S. X), »im Urteile darüber, welche größere Gruppen als einheitliche Dichtungen gelten dürfen«, für die Ilias von eben dieser Analyse — wie für die Odyssee von der von Wilamowitz — »fast ganz abhängig« zu sein. Wie sehr seine sprachwissenschaftlichen Resultate unter dieser Unklarheit gelitten haben, ist anderwärts gezeigt worden (vgl. oben S. 82). Für Roberts Versuch, das allmähliche Wachstum der Ilias in sprachlichen Schichten darzustellen, hätte nach festeren Stützen gesucht werden müssen. Dabei würde sich am besten gezeigt haben, wieviel Elemente von bleibender Kraft die neue Theorie enthielt, und ob sie auch im Guten, wie leider in seinen Fehlern, dem Vorbilde treu gefolgt war.

Denn Ficks Arbeit, zu der wir zurückkehren, ist mit einer negativen Kritik nicht abgetan; sie ist auch durch positive Resultate wertvoll und kann es noch mehr werden, wenn sie als das angesehen wird, was sie ihrer Natur nach sein muß, ein Experiment. Um zu erkennen, wie viel Äolisches in Homer steckt, konnte man gar nicht anders verfahren, als daß man einmal versuchte den ganzen Text ins Äolische zu übersetzen. Dabei mußte manches zum Vorschein kommen, was sonst verborgen lag. Wenn Odysseus κ 374 seine Haltung Kirke gegenüber, die ihn zu essen auffordert, mit den Worten beschreibt ἦμην ἄλλοφρονέων, so gibt die Erklärung ἄλλο φρονέων einen ganz guten Sinn. Aber Ψ 698, wo die Freunde den besiegten Faustkämpfer vom Kampfplatze wegführen, καὶ δ' ἄλλοφρονέοντα μετὰ σφίσιν εἶσαν ἄγοντες, da ist schwer ver-

ständig, wie der Unglückliche, der mühsam die Füße nachschleppt und den Kopf nicht gerade halten kann, noch Muße finden soll »an anderes zu denken«. Fick (Il. 389f.) nimmt λλ als äolische Schreibung und setzt den ersten Bestandteil des Kompositums (ἄλλος) mit ion. ἡλεός oder ἡλός (β 243. O 128) gleich, wodurch die Bedeutung »betäubt, sinnlos, bewusstlos« gewonnen wird, die in κ nicht schlecht paßt und in Ψ allein erst einen brauchbaren Sinn gibt. — Viel wichtiger ist eine allgemeine Beobachtung, auf die Fick durch seinen Übertragungsversuch geführt worden ist: er hat entdeckt, daß in unserm Homertext an vielen Stellen ein Reim verborgen liegt. Auf Verse wie:

ἔσπετε νῦν μοι Μοῦσαι Ὀλύμπια δώματ' ἔχουσαι B 484,
αἰεὶ δὲ μαλακοῖσι καὶ αἰμυλίοισι λόγοισι α 56,
ἐκ μὲν Κρητῶν γένος εὖχομαι εὐρείων Ξ 199

u. ä. hatte man auch sonst schon geachtet. Lehrs (Ar.² 476) kämpft lebhaft dagegen, daß man leoninische Hexameter, eine »Ausgeburt der äußersten Spielerei, der äußersten und spätesten Geschmacklosigkeit«, dem Homer aufdrängen wolle. Sie für geschmacklos zu erklären ist auch heute noch jeder Leser für seine Person berechtigt; der Glaube aber, daß sie bei Homer auf Zufall beruhen, muß wankend werden, wenn man die Fülle der Beispiele ansieht, die Fick (Il. 534f. Bzb. Btr. 21 [1896] S. 3) zusammengestellt hat:

B 511 οἱ δ' Ἀσπλάδων' ἔναιον ἰδ' Ἐρχόμενον Μινύαιον,
X 174 ἄλλ' ἄγετε φράζεσθε θεοὶ καὶ μητιάεσθε,
N 510 ἐσπάσατ', οὐδ' ἄρ' ἔτ' ἄλλα δυνάσατο τεύχεα κάλλα,
β 220 αἱ δέ κε τεθνάοντος ἀκούω μῆδ' ἔτ' ἔοντος,
X 412f. λῶοι μὲν ῥα γέροντα μόγισ' ἔχον ἀσχαλάοντα
ἐξέλεθ' ἡν ἰδὼντα πύλων Δαρδανιάων,
O 592 Τρῶες δὲ λεύοισι φεφοίκοτες ὠμοφάγοισι,
Ω 427 λάθετ' ἐνὶ μεγάροισι θέων οἱ Ὀλυμπον ἔχοισι,
μ 344 φέρζομεν ἀθανάτοισι, τοὶ ὄρρανον εὖρον ἔχοισι,

usw. In all diesen Fällen tritt erst durch Einsetzung der äolischen Wortform der Reim hervor. Dasselbe gilt von anderen Klangfiguren, Assonanzen und Allitterationen und Wortspielen jeder Art. Aus κτήματα πάντα wird πάμματα πάντα, ἄλλυδις ἄλλη verwandelt sich in ἄλλυδις ἄλλυι, der Vers Z 201 lautet nun κἄπ πέδιον τὸ Ἀλάιον οἶος ἄλατο, Λ 547 hören wir: ὀλιγον γόνυ γόννος ἀμείβων. In diesem Zusammenhang findet auch das vorher erwähnte χόλος δέ μιν ἄγριος ἄγρη erst seine volle Begründung. Alle diese Anklänge fallen so deutlich ins Gehör, daß es nicht angeht, sie im voraus alle für zufällig zu erklären; wer das aber nicht tut, der wird nicht umhin können die sprachliche Gestalt des Textes, in der sie vernehmbar werden, als die ursprüngliche anzuerkennen.

Ein weiterer Gewinn, der sich aus dem von Fick angeregten Unternehmen ziehen läßt, liegt darin, daß wir auf diesem Wege einen Maßstab zur Bestimmung des relativen Alters der einzelnen Partien erhalten; den Anspruch, daß die sprachgeschichtliche Kritik dies vermöge, hätte Bechtel getrost festhalten sollen. Freilich ist dabei große Vorsicht erforderlich, sehr viel größere als Fick selber bewiesen hat. Die an sich treffliche Erörterung über ἀλλοφρονέοντα schließt er mit dem Satze: »Somit liegt in dem einen Worte der vollständige Beweis, daß die ἄλλα ursprünglich äolisch abgefaßt sind.« Nimmermehr. Dann müßte auch durch ἄγριος ἄγρη θ 104 bewiesen sein, daß das Lied, welches Demodokos vorträgt, einer der ältesten Teile der Odyssee sei: und doch ist natürlich auch Fick (Od. 315; vgl. oben S. 168) vom Gegenteil überzeugt. Beide Fälle sind gleich zu beurteilen: wenn eine äolische Vokabel oder Formel zum überlieferten epischen Sprachgut gehörte, so konnte sie sehr wohl auch von einem späten ionischen Dichter noch angewandt werden; ja ganze Verse und Versgruppen von altem Gepräge konnte ein solcher sich zunutze machen. Eine einzelne noch so altertümliche Form beweist also gar nichts für frühen Ursprung der Partie, innerhalb deren sie steht. Auf der andern Seite haben wir gesehen, daß auch in den echtsten und unentbehrlichsten Stücken des Epos schon hier und da Ionismen festsetzen; ein einzelnes Beispiel dieser Art ist also nicht nur kein Zeugnis für Ueuechtheit — mit diesem Begriff zu operieren sollte man überhaupt lieber aufhören —, sondern nicht einmal für relativ späte Entstehung innerhalb dessen was auf uns gekommen ist. Erst bei dem Überblick über ein weiteres Gebiet tritt in der größeren oder geringeren Dichtigkeit gleichartiger Vorkommnisse ein Anhalt für die Schätzung des Alters hervor.

IV

Inzwischen ist die Frage, wie der Übergang der epischen Poesie von einem Stamme zum andern sich vollzogen habe, immer noch unbeantwortet; nur das haben wir erkannt, daß er nicht plötzlich und mechanisch gemacht worden ist. Weiter aber läßt sich behaupten: zwischen beiden Stämmen muß eine nahe und andauernde Berührung stattgefunden haben, bei welcher die Kulturelemente beider miteinander verschmolzen wurden, und zwar so, daß die Ionier die überlegenen waren, die den geistigen Besitz der andern sich aneigneten. Dies führt auf die Annahme von Kämpfen, in denen beide Stämme miteinander rangen und sich mischten, bis der ältere von dem jugendlich kräftigeren politisch überwunden wurde. Und zu dieser Vorstellung stimmt wirklich die geschichtliche Überlieferung und noch mehr das Bild, das uns die

Besitzverhältnisse an der kleinasiatischen Küste in historischer Zeit darbieten.

Den aus dem Altertum überkommenen Wanderungs- und Gründungssagen kommt der Wert historischer Zeugnisse nicht zu; diese Darstellung ist konstruiert worden, weil man für gewisse historische und geographische Verhältnisse eine Erklärung verlangte und dem naiven Sinn nur eine solche sich darbot, in der die wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge, die in Wirklichkeit maßgebend gewesen sind, durch persönliche Beziehungen der herrschenden Geschlechter ersetzt waren. Aber darum kann doch die Anschauung von jenen historischen Verhältnissen selbst, zu denen man die Erklärung suchte, eine richtige gewesen sein. Wenn wir also lesen (z. B. Strab. XIII 3, p. 582; vgl. Pindar Nem. 11, 34), daß die äolische Einwanderung in Kleinasien unmittelbar an Orestes angeknüpft wird, während die Ionier erst mehrere Generationen später hinübergegangen sein sollen, so daß die Rückkehr der Herakliden zwischen beiden Zügen erfolgt wäre, so zeigt sich deutlich, daß man überzeugt war, die ionischen Kolonien seien jünger als die äolischen, und den Wunsch hatte, dieses Verhältnis aus Geschichte und Genealogie zu erklären. Da tritt nun eben das Epos ergänzend und bestätigend ein, indem es durch seinen sprachlichen Zustand den Beweis liefert, daß wirklich in Kleinasien die Blüte der äolischen Kultur älter war als die der ionischen. Und von dem siegreichen Vordringen der letzteren zeigt uns die Landkarte noch Spuren. Eine der ionischen Städte, Phokäa, lag mitten in äolischen Gebiet und war gewiß nicht in gutem Einvernehmen mit den Anwohnern gegründet worden. Von einer anderen, Smyrna, war es bekannt (vgl. oben S. 164), daß sie ursprünglich äolisch gewesen und erst durch Verrat und Gewalt in den Besitz der Ionier übergegangen war. Und das ist gerade diejenige Stadt, an der besonders fest die Tradition haftete, daß sie der Sitz der homerischen Poesie gewesen sei. Nur Chios könnte ihr darin gleichgestellt werden; und da ist es doch ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch dort das Vorhandensein eines ursprünglich äolischen Elementes deutlich erkennbar ist. Bechtel hat³³⁾ darauf hingewiesen, daß der ionische Dialekt von Chios wie der von Erythrä und Phokäa gewisse Äolismen enthält: das *ι* in den inschriftlich bezeugten Verbalformen *πρήξεισι*, *λάβωσι*, die Geminatio des Nasals in den Ortsbezeichnungen *Ἀργεννον* und, an den Namen der Stadt *Πέλινα* im westlichen Thessalien erinnernd, *Πελινναίων* ὄρος, u. a. dergl. Der Schluß ist nicht zu gewagt, daß einst auch diese Gebiete wie das nahegelegene Lesbos in den Händen der Äoler gewesen und ihnen durch die nachdrängenden Ionier abgenommen worden sind.

³³⁾ Inschriften des ionischen Dialekts (1887) S. 138. Dann in der Bearbeitung derselben Inschriften GDI. III 2 (Vorwort S. VII f.).

Alle solche Folgerungen würden im voraus abgeschnitten sein, wenn die Ansicht von der Entwicklung der Mundarten und der Stämme richtig wäre, die von Eduard Meyer³⁴⁾ vertreten wird: daß Äolisch und Ionisch als eine ursprünglich gemeinsame Mundart allen anderen griechischen Dialekten gegenüberstünden. Die Charakteristika des ionischen Dialektes seien durchweg das Ergebnis einer sekundären Entwicklung, zu der sich höchstens Ansätze schon im Mutterlande gebildet haben könnten, die aber erst in Kleinasien zu rechter Kraft gelangt sei: »Erst hier ist, wie die ionische Nationalität, so auch die ionische Sprache entstanden.« — Sätze wie dieser beruhen auf historischen Grundvorstellungen, die man dem, der sie einmal gefaßt hat, schwer wird rauben können. Doch lassen sich die wichtigsten Erwägungen formulieren, die dagegen sprechen. Daß die Verwandlung des τ vor ι in σ »der tiefgreifendste Unterschied zwischen den griechischen Dialekten« sei, wird willkürlich angenommen. Dies ist aber der einzige wesentliche Zug, in dem Äolisch und Ionisch gemeinsam von allen übrigen Dialekten abweichen. Wenn Ed. Meyer außerdem den Infinitiv auf -vαι anführt, so ist dieser dem eigentlichen Äolisch ebenso fremd wie allen dorischen Mundarten; nur im Arkadischen (und Kyprischen) erscheint er noch, das doch selbst kein ursprünglicher, sondern ein geschichtlich erst entstandener Mischdialekt ist (vgl. S. 159). Wie in dem μ der Infinitiv-Endung so stimmen die äolischen und dorischen Dialekte in der Behandlung des langen α-Lautes überein; und der Gedanke, diese Gemeinsamkeit im Gegensatz zu der ionischen Trübung in ē als grundlegendes Scheidungsmerkmal zu benutzen, ist mindestens ebenso berechtigt wie die von Ed. Meyer angenommene Einteilung nach τι und σι. Übrigens hat er selbst sich durch den Vorzustand unklarer Mischung, den er annimmt, an einem richtigen Schluß nicht hindern lassen: in der Übereinstimmung des äolischen Dialektes mit dem thessalischen sieht auch er ein Zeugnis dafür, daß die Äoler aus Nordgriechenland nach Kleinasien hinübergegangen sind (§ 151). Dieser Schluß ist doch nur unter der Voraussetzung möglich, daß der charakteristische Unterschied der äolischen und ionischen Mundart bereits vor der Einwanderung aus dem Mutterlande fertig war.

Daß die Ansicht, die wir hier bekämpfen, von Wilamowitz geteilt werden könnte, würde wohl kaum jemand erwartet haben. Hat er doch die richtigste Erkenntnis der Tatsache, daß in den homerischen Gesängen Äolisch und Ionisch nicht nebeneinander stehen, sondern aufeinander folgen. Er erklärt dies aus geschichtlichen Vorgängen (Einl. i. d. griech. Trag. [1907] = Herakles I [1889] S. 65 f.): »Zu der Zeit, von welcher

34) GA. II § 49. Eingehender begründet hatte er diese Ansicht schon vorher in den »Forschungen zur alten Geschichte« I (1892) S. 132 ff.

»es zuerst möglich ist sich einigermaßen ein Bild zu machen, etwa vom 8. Jahrhundert ab, ist der vorwaltende Stamm der ionische, von seinen Sitzen an der mysischen, lydischen, karischen Küste nicht nur nach Norden und Süden übergreifend sondern bereits die Propontis und fernere Gestade mit Pflanzstädten besetzend. Die süddorischen Inseln haben die innerliche Ionisierung bereits begonnen, vorbildlich für das Mutterland; aber auch die Äoler sind schon im Niedergange, verlieren manche Küstenplätze und sind in der Kultur nunmehr die empfangenden. Dennoch erkennen wir, daß es einst umgekehrt gewesen war. Eben das Epos, welches doch der lebendige Ausdruck der ionischen Suprematie ist, trägt die deutlichsten Spuren in Form und Inhalt davon, daß es aus äolischer Wurzel stammt.« Zu diesen Sätzen stimmt in einer Studie vom Jahre 1906 über »die ionische Wanderung« der Hinweis auf den alten Bestand äolischer Niederlassung auf dem asiatischen Festlande, von dem Smyrna an die Ionier verloren gegangen sei (S. 61) und dem auch Erythrä und Chios einst »mindestens zum Teil« angehört haben mußten, wie aus den äolischen Spuren im Dialekt dieser Städte hervorgehe (S. 62 f.). Hiernach wären Äoler und Ionier deutlich geschiedene Stämme mit ebenso deutlich geschiedenen Mundarten. Aber daneben lesen wir (Herakl. I S. 66): »Die neuen Stämme waren niemals vorher dagewesen, sowohl Äoler wie Ionier bilden sich erst allmählich unter dem Druck besonderer geschichtlicher Faktoren. Zunächst war das Mischungsverhältnis der Bevölkerung allerorten verschieden, die geschichtlichen Faktoren waren verschieden, und so ergaben sich zunächst ganz verschiedene Volks- und Sprachtypen. Eine Sprachgrenze von Äolisch und Ionisch gab es also auch noch nicht; diese ward erst gezogen, als der Zusammenschluß der Staatenbünde bestimmte Kreise zog.« — Und der Aufgabe, diese Entwicklung genauer zu schildern, wurden zwei besondere Untersuchungen gewidmet: »Panionion« (Sitzungsber. der Berliner Akad. philol.-hist. Kl. 1906 S. 38 ff.), und die schon erwähnte über die ionische Wanderung (ebenda 59 ff.). In der letzteren gedenkt er zwar der unverkennbaren Verwandtschaft zwischen Mundarten Asiens und des Mutterlandes, wie Lesbisch-Thessalisch, Arkadisch-Kyprisch, und gibt zu, daß auch diese Verwandtschaft für die Geschichte der Volkstämme verwertet werden müsse, betont dann aber aufs neue: »Darum sind doch die Volks- und Sprachindividualitäten Äolisch, Ionisch, Dorisch erst in Asien entstanden« (S. 75).

Die Kritik, die der hier angedeuteten Theorie in der zweiten Auflage der »Grundfragen« gewidmet war, braucht heute nicht wiederholt zu werden; denn Wilamowitz selbst hat seinen Standpunkt in zwischen geändert. Jedenfalls wird sich niemand mehr auf ihn berufen können

können für den Versuch oder den Anspruch, die Dialektmischung bei Homer als Nachwirkung des natürlichen Zustandes einer weit zurückliegenden Periode zu verstehen, in der sich die charakteristischen Mundarten Äolisch und Ionisch noch nicht gesondert gehabt hätten. In seinem Homerbuch vom J. 1916 bekennt er sich ausdrücklich wieder zu den Ansichten und praktisch zu den Forderungen, die seiner ursprünglichen Grundanschauung von der zeitlichen Folge Äoler-Ionier entsprechen: »In der homerischen Sprache sind, je älter sie ist, desto mehr Äolismen. Also sind die vorhomerischen, wirklichen Lieder äolisch gewesen« (S. 353 ff.).

Für Wilamowitz' neuste Stellungnahme könnten die scharfsinnigen Untersuchungen mit bestimmend gewesen sein, die, an ihn und Ed. Meyer anknüpfend, Kretschmer geführt hat. Er bemühte sich (»Ionier und Äoler«, Glotta I [1907] S. 9 ff.) die historischen Verhältnisse von der Voraussetzung aus zu begreifen, daß die Herleitung der Ionier aus Attika und Achaia doch auf die Erinnerung an Tatsachen, und zwar im Grunde an eine und dieselbe Tatsache, zurückgehe. Die älteste Bevölkerung des griechischen Mutterlandes sei die gewesen, aus der die Ionier des Ostens hervorgegangen sind, so daß »die Achäer schon eine zweite Schicht darstellen, die sich auf die 'ionische' lagerte, wie später die dorische auf die achäische«. Zu einer umfassenden Bedeutung sei der Ioniernamen erst in Asien gelangt; im Mutterlande habe die älteste Bevölkerungsschicht wahrscheinlich gar keinen zusammenfassenden Namen geführt, vielmehr werde jeder einzelne Stamm seinen besonderen Namen getragen haben. Herodot nennt die ältesten Bewohner Griechenlands »Pelasger«, und rechnet zu ihnen die Ionier und im besonderen die Athener (I 56. VII 94. VIII 44); dies stimmt zu Kretschmers Vermutung. Und wenn diese pelasgisch-ionische Bevölkerung in ältester Zeit, ehe die Achäer kamen, den ganzen Peloponnes und Mittelgriechenland inne gehabt hat, so würde sich hieraus die auffallende Erscheinung erklären, daß die Ionier Kleinasiens aus so verschiedenen Gegenden des Mutterlandes, unter anderen auch aus Achaia, ihre Herkunft ableiteten. Ohne weiteres begreift man in diesem Zusammenhange die Entstehung des arkadischen Dialektes, dessen Mischung aus Äolisch und Ionisch uns als Tatsache schon begegnet ist³⁵). Vor der Konsequenz, daß nach seiner Theorie Kreta ebenfalls eine frühere ionische Periode gehabt haben müsse, scheut Kretschmer nicht zurück, findet vielmehr von dieser Seite, in den Anschauungen über den Entwicklungsgang der kretischen Geschichte die von archäolo-

35) Hinrichs, *De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis* (1875) S. 9, nahm an, das Ionische bilde die Grundlage, so daß einzelne äolische (achäische) Bestandteile hinzugekommen wären; nach Otto Hoffmann, *Griech. Dial. I* (1891) S. 6 ff. 332, war die Reihenfolge umgekehrt. In Kretschmers *Vorgeschichte der Ionier* hat die Hinrichssche Ansicht eine neue Stütze gewonnen (Glotta I 23—26).

gischen Gesichtspunkten aus gewonnen worden sind, eine Bestätigung der sprachgeschichtlichen Hypothese (S. 21 f.).

Herodot weiß, daß die Vorfahren der Ionier zum Teil im Peloponnes gewohnt haben; ihre eigentliche Heimat ist ihm doch Attika (I 147): εἰσὶ δὲ πάντες Ἴωνες, ὅσοι ἀπ' Ἀθηνέων γερόνασι καὶ Ἀπατούρια ἄγουσι ὁρτήν. Dasselbe Verhältnis setzt Solon voraus, wenn er angesichts des Bürgerzwistes, den er schlichten soll, ausruft³⁶):

γινώσκω, καὶ μοι φρενὸς ἔνδοθεν ἄλγεα κεῖται,
πρεσβυτάτην ἑσπορῶν γαῖαν Ἰαονίας
καινομένην.

Daß sich so alte Zeugnisse³⁷) in Kretschmers Hypothese gut einfügen, spricht gewiß für sie; ihre Grundlage aber und ihre Hauptstützen hat sie anderswo, in dem an sich richtigen Prinzip: gegenüber der bunten Mannigfaltigkeit geschichtlicher oder sagenhafter Nachrichten, die schwer in Einklang zu bringen sind, die Linien festzuhalten, die uns in den charakteristischen Unterschieden der Dialekte wie in ihrer geographischen Verteilung gegeben sind. In dem Vertrauen zu den Schlüssen, die sich aus dem Zustande der Mundarten — bei Homer und auf dem Boden Kleinasien — ziehen lassen, braucht es uns nicht irre zu machen, daß die Sammelnamen der Stammgruppen »Äoler, Dorer, Ionier« erst

36) In einem der Fragmente, die uns der unbekannte Autor der unter Aristoteles' Namen gehenden Ἀθηναίων πολιτεία aufbewahrt hat, Kap. 5. 37) Das des Solon suchte Wilamowitz unwirksam zu machen (Sitzgsber. 1906 S. 72): πρεσβύτατος bedeute seiner Herkunft nach nichts anderes als πρέσβιστος, also den Vorrang, nicht das Alter; beruhe der Vorrang auf dem Alter, so heiße das eigentlich πρεσβύτατος γενεῇ, wie Z 24. Das stimmt nicht. In Z ist von Bukolion die Rede, einem unehelichen Sohne des Laomedon, den vor den übrigen (Tithonos, Priamos usw.) natürlich nur das Alter, nicht die Würde auszeichnen kann: πρεσβύτατον γενεῇ, σκότιον δὲ ἔχειν αἰῶνα μήτηρ. An sich liegt in γενεῇ nichts vom Alter. Wo beide Begriffe direkt gegenübergestellt werden, heißt »älter« πρεσβύτερος, »vornehmer« γενεῇ ὑπέρτερος (A 786 f.). Und wo Hera sich ihrer Vorzugstellung rühmt, sagt sie: καὶ με πρεσβυτάτην τέκετο Κρόνος ἀγκυλομήτης, ἀμφοτέρων, γενεῇ τε καὶ οὐνεκα σὴ παράκοιτις κέκλημαι (Δ 59 f.). Da bezeichnet πρεσβυτάτην γενεῇ geradezu die Vornehmheit; Aristonikos, der das hervorhebt (ὅτι οὐ καθ' ἡλικίαν λέγει, ἀλλ' ἐν τιμῇ), bemerkt weiter: ὅτι γενεῇ ἀντὶ τοῦ γένει. Auch v 142, wo sich Poseidon πρεσβύτατον καὶ ἄριστον unter den Göttern nennt, meint er wohl τιμιώτατον. An den übrigen Stellen, wo πρεσβύτερος (O 204; vgl. N 355), πρεσβύτατος (A 740. N 429. Φ 143), πρεσβυγενής (A 249) vorkommen, bezeichnen sie einfach das Alter; πρέσβιστος kennt Homer noch nicht. So haben wir allen Grund an der Auffassung festzuhalten, daß sich für die Formen von πρέσβυς wie für so manche Synonyma auch in anderen Sprachen der Begriff der Würde aus dem des Alters entwickelt habe. Was Solon im Sinne gehabt hat, läßt sich freilich nicht sicher sagen; nur kann ich Wilamowitz nicht zugeben, daß »ältestes Land« deshalb unmöglich sei, weil »die Länder doch nicht wie Kinder oder Städte hintereinander geboren« seien. Sie wurden doch nacheinander besiedelt. Die Kürze des Ausdruckes würde der Dichter verantworten müssen — und können.

in verhältnismäßig später Zeit hervortreten. Dies deutet freilich darauf hin, daß die vielen kleineren Stämme und Stämmchen erst spät zum Bewußtsein ihrer Einheit gelangt sind; aber darum kann sehr wohl diese Einheit tatsächlich schon vorher bestanden haben. Sie äußerte sich in Sprach- und Lebensgewohnheiten, die durch allen Wechsel der Zeiten bewahrt wurden, bis schließlich ihre Träger auf die Gemeinsamkeit dieses Besitzes achteten und aus ihr die Erkenntnis schöpften, daß sie selbst durch ursprüngliche Verwandtschaft verbunden seien.

Die Theorie, daß Äolisch und Ionisch erst in Kleinasien aus einem älteren Mischdialekt sich gesondert haben, würde für die homerische Frage zu einer sehr wichtigen Konsequenz führen, auf die schon hingedeutet worden ist. Danach hätte man anzunehmen, daß die Dialektmischung im Epos nicht etwas sekundär Gewordenes wäre, sondern eben der Niederschlag jenes ursprünglichen Mischzustandes. Versuchen wir uns das vorzustellen. Der ältere Gesamtdialekt müßte im Vergleich zu den beiden Mundarten etwas Einfaches gewesen sein; er müßte alle die Merkmale enthalten haben, in denen Äolisch und Ionisch übereinstimmen, und daneben an den Stellen, wo beide voneinander abweichen, eine ursprünglichere Gestalt, aus der sich durch Differenzierung das Abweichende entwickelt haben könnte. Aber, wo in der Wirklichkeit Äolisch und Ionisch verschmolzen auftreten, da zeigt sich überall nicht größere Einfachheit, sondern erhöhte Mannigfaltigkeit. Das Arkadische nimmt ja eine mittlere Stellung ein. Und wenn dort alle Verba auf -έω, -άω, -όω nach äolischer Weise in die Analogie der Verba auf -μι übergegangen sind, der Infinitiv des nichtthematischen aktiven Präsens immer der ionischen Bildung folgt (ῆναι), so könnte man vielleicht sagen, dies seien zwei Merkmale einer die beiden großen Zweige noch ungespalten darstellenden Vorstufe. Trotzdem sagt das niemand, sondern man erklärt die scheinbare Doppelnatur der Mundart aus Verbindungen und Berührungen, durch die der arkadische Stamm im Verlaufe seiner Geschichte hindurchgegangen ist. Vollends muß so die epische Sprachmischung beurteilt werden, in der die verschiedenen Elemente nicht nach irgendwelcher auch nur äußerlichen Regel verteilt sind, sondern jedesmal innerhalb derselben Gruppe die heterogenen Formen nebeneinander stehen: ἔμμεναι und εἶναι, ἀργεννός und φαεινός, ἄμμι und ἡμῖν (S. 149), λαός und νηός (S. 159), μάν und μήν, ταλαύρινος und ἄρρηκτος (S. 155). Ein solches Gemenge kann unmöglich den ungespaltenen Zustand eines früheren Gesamtdialektes darstellen; es muß auf unorganischem Wege unter der Einwirkung äußerer Ursachen entstanden sein.

SIEBENTES KAPITEL

DER HEXAMETER

Durch die nahe Berührung der beiden Stämme war die äußere Möglichkeit gegeben, daß ein Stück geistiger Kultur, das bei dem einen erwachsen war, nach und nach in den Besitz des anderen überging. Aber damit dies nun tatsächlich geschah, muß eine bewegende Kraft eingetreten sein, die den Wandel bewirkte. Die Ionier müssen etwas wesentlich Neues, Grundlegendes zur Ausübung der epischen Dichtkunst hinzugebracht haben; wie sollte es ihnen sonst gelungen sein, alles was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden war in ihre Tätigkeit mit aufgehen zu lassen? So habe ich vor Jahren das Problem formuliert, und dazu vermutet, das Neue sei vielleicht der Gedanke gewesen, statt der einzelnen Lieder, an denen man sich erfreut hatte, größere Gedichte zu schaffen, aus denen dann durch weiteres allmähliches Wachstum unsere Ilias und unsere Odyssee hervorgegangen wären (BphW. 1887 Sp. 584). Heute läßt sich in dieser Richtung wieder ein Stück weiter kommen.

Gerade das Verhältnis von Lied und Epos ist mehrfach zum Gegenstande fördernder Untersuchungen gemacht worden. Speziell mit bezug auf Homer wurden sowohl Wilamowitz wie Bethe dazu geführt, als Zwischenstufe das »Kleinepos« anzunehmen und in bestimmten Beispielen aus der Ilias herauszulösen, so daß Umfang und Inhalt solcher mittleren Form anschaulich werden. Diese Übereinstimmung zwischen beiden Forschern ist um so wertvoller, je größer die Verschiedenheit in der konkreten Ausgestaltung ihrer Theorien. Man kann die Verschiedenheit erkennen, ohne dem Nihilismus recht zu geben, der befriedigt ist, daß die Homerkritik sich selbst widerlege¹⁾; und man kann die Verwandt-

1) Diesen unfruchtbaren Standpunkt vertritt Hans Fischl, Ergebnisse und Aussichten der Homeranalyse, 1918. Eine Rezension der Schrift in der Deutschen Lit.-Ztg. 1919 Sp. 554/6 schloß ich mit jenem Terenzverse, den Friedrich Ritschl gern als Wahlspruch gebrauchte: *Nil tam difficile est, quin quaerendo investigari possiet*. (Daß dort *possiet* gedruckt und damit der Vers verdorben ist, fällt nicht dem Setzer zur Last, der nach dem Mspt. das Richtige gegeben hatte, sondern irgend einem aus der Familie Ballhorn, durch dessen Hände der Korrekturabzug zweimal gegangen ist. Mit Bleistift war *e* getilgt; meine Wiederherstellung wurde nicht beachtet, eine deswegen an die Redaktion der DLZ gerichtete Beschwerde blieb ohne Antwort.)

schaft eines Grundgedankens feststellen, ohne zu übersehen, daß in dessen Entwicklung die Wege stark auseinander gehen. So in unserm Falle gleich bei der weiteren Fragestellung. Die Stufenreihe »Lied—Klein-epos—großes Epos« zu der Zeitfolge »Äolisch—Ionisch« in Beziehung zu bringen, ist eine Aufgabe, die für Bethe nicht existiert, von Wilamowitz ernsthaft in Angriff genommen wird. Auch er hat daran gedacht, ob nicht der Übergang von Einzelgedichten zu größeren Kompositionen der entscheidende Schritt gewesen sei, durch den etwas wesentlich Neues in die Entwicklung der epischen Kunst gebracht wurde; doch habe er diesen Gedanken, obwohl er durch die Analogie der germanischen Poesie empfohlen werde, wieder fallen lassen, weil nur dem Umfange, nicht der Art nach hier ein Unterschied bestehe. »Bei den Griechen haben die »Einzelgedichte, die nicht nur immer neben den großen Epen vorkommen, »sondern zu allen Zeiten weitaus überwiegen, genau denselben Stil wie »die großen Epen, die ja selbst nach einer Gliederung in abgerundeten »Rhapsodien streben« (IIH. 344). Das ist richtig. Betrachten wir solche Einzellieder, die sich noch vollkommen abheben, wie die Δολώνεια, oder annähernd glatt vom Ganzen lösen lassen, wie Πρεσβεία πρὸς Ἀχιλλέα, Τειχομαχία, Λύτρα: da gibt es zwar feinere Unterschiede und Besonderheiten des Stiles genug; aber der Gedanke kann gar nicht aufkommen, daß danach verschiedene Dichtungsarten anzusetzen wären. Ebenso, wenn wir Stücke ins Auge fassen, deren Selbständigkeit etwas weiter zurückliegt, so daß ihre Umrisse nicht mehr scharf zu erkennen sind, nur so durch das Gewebe hindurchscheinen: Ὀπλοποιία, Πείρα, Μάχη παραποτάμιος. Auch diese setzen für ihre Erfindung den Bestand der Achilleus-Dichtung und eine sachlich zusammenhängende Folge von Szenen und Ereignissen schon voraus, denen sie sich nach Inhalt und Form gleichartig einfügen. Steigen wir jedoch weiter den Quellen entgegen und suchen Einzellieder zu erreichen, die stofflich der Ilias vorausliegen, so ist das vielleicht nur für die altertümliche Διομήδους ἀριστεία möglich; da sind denn aber sogleich auch die Unterschiede des Stiles bedeutender, und zwar, wie wir später sehen werden, gerade mit Bezug auf die Fähigkeit, nach gestaltendem Plan aus einzelnen Bildern ein größeres Ganze zu schaffen. Und hier befinden wir uns zwar nahe der Grenze zwischen dem in Kleinasien erwachsenen und dem aus dem Mutterlande mit herübergebrachten Gedankenkreis, doch immer noch im Bereich ionischer Dichtung. Die Heldenlieder, die den achäischen Eroberern von der Heimat her vertraut gewesen waren, müssen noch ganz anderen Charakter getragen haben. Das ist schließlich auch Wilamowitz' Meinung (IIH. 354): »Lang konnten die Lieder nicht sein; die behagliche Breite des gewöhnlichen homerischen Stiles konnte es noch nicht geben;

wir sehen sie ja auch wachsen. « — So halten wir doch an der Auffassung fest, daß für den Anteil der Ionier an der Weiterbildung der epischen Kunst der Gedanke des Gruppierens und zusammenhängenden Entwickelns mitbestimmend gewesen ist.

Doch nicht alleinbestimmend. Ein anderes Moment wirkte mit ihm zusammen, das Wilamowitz erkannt und in seiner Bedeutung für das Verhältnis der beiden Stämme einleuchtend dargelegt hat: der Übergang vom Singen zum Sagen und die Schaffung des fortan herrschenden epischen Verses.

Der Metrik ist es ähnlich ergangen wie der Grammatik. Was man zuerst ins Auge faßte, waren die Formen, die in der Zeit der Reife als Regel galten; was anders war, wurde als Ausnahme notiert. Bei dem Versuch, solche zu erklären, d. h. zu rechtfertigen, gelangte man zu der Erkenntnis, daß das zum großen Teil nicht Abweichungen waren von einer bestehenden Ordnung, sondern Reste einer natürlichen und urwüchsigen Mannigfaltigkeit, aus der Gebrauch und Überlegung allmählich erst eine verständliche Ordnung herausgearbeitet hatten. Auch diese Einsicht wurde nicht mit einem Schläge gewonnen, sondern durch mancherlei Irrtümer hindurch; und auch dem, der den Grundgedanken erfaßt hätte, könnte immer noch dann und wann die Gewohnheit einen Streich spielen, von der Gesetzmäßigkeit wie von etwas Gegebenem auszugehen. Doch vor dem umgekehrten Fehler müssen wir uns nicht minder hüten: wirkliche Entgleisungen späterer Zeit, an denen es doch auch nicht fehlt, zu verkennen und darin etwas Echtes, der Regel Vorangegangenes zu suchen.

Der Hexameter des ausgebildeten Epos, der, »Einfachheit und Mannigfaltigkeit verbindend und ruhig in der Bewegung, zu behaglicher »Schilderung einladet, der sich unablässig wiederholend mit Leichtigkeit »den ganzen Reichtum der Gedanken und Worte in sich aufzunehmen »vermag«, kann in dieser Vollkommenheit kein ursprüngliches altherkömmliches Versmaß, sondern muß die Frucht einer Entwicklung sein. Das erkannte Theodor Bergk, der in seiner Studie »über das älteste Versmaß der Griechen« (1854) als solches einen kurzen Spruchvers, mit freier Verteilung von Hebungen und Senkungen, ansetzte und aus inschriftlichem wie literarischem Gebrauche nachwies²⁾. Für den Charakter dieses Verses schien es ihm unwesentlich, ob er mit betonter oder unbetonter Silbe anfang; aber nach dem Rhythmus des Ausganges unterschied er den kürzeren Enhoplios, von energischerem Klang (— — — — — oder — — — — —), und den um eine Silbe längeren Paroimiakos oder Proso-

2) Freiburger Univers.-Programm. Wieder abgedruckt in Bergks Kleinen philologischen Schriften II S. 392—408. Die angeführten Stellen S. 393. 404/5.

diakos (bald — — — — — bald — — — — —). Und nun erklärte er: »Der homerische Hexameter ist nichts anderes als die Verbindung zweier Spruchverse zu vollständiger Einheit.« Nirgends verleugne er diese Herkunft; »selbst in den mancherlei Freiheiten und Unregelmäßigkeiten des homerischen Versbaues werde man die Nachwirkungen jener volksmäßigen Weisen anerkennen müssen«. Diesen letzten Gedanken hat Bergk nicht weiter verfolgt, dagegen die Bemerkung hinzugefügt, daß »der Hexameter des bukolischen Gedichtes auf ganz anderem Wege sich gebildet habe als derselbe Vers im heroischen Epos«: jener sei aus Tetrameter und Dimeter zusammengesetzt. — Von verwandten Grundanschauungen ging später Usener aus: »Altgriechischer Versbau. Ein Versuch vergleichender Metrik« (1887). Vor allem aber hat denselben Weg Wilamowitz eingeschlagen, und seitdem ist er von vielen beschritten worden. Wenn er selbst sich dessen, was ihn von Bergk trennte, stärker bewußt war als der gemeinsamen Hauptrichtung, so war das anfangs wohl natürlich; daß er noch jetzt daran festzuhalten scheint (III. 352), soll uns nicht irre machen.

Grundlegend ist aus den »Homerischen Untersuchungen« (1884) der Satz: »daß der Hexameter, wie wir ihn jetzt im Epos lesen, wie er der »Ausgangspunkt einer tausendjährigen metrischen Entwicklung geworden ist, selbst erst das schließliche Resultat eines langen Prozesses ist, durch welchen ein äolisches Liedmaß vermittelt vieler Kompromisse und Neuerungen dem episch-rezitativen Tone angepaßt ward, den der »Stoff forderte« (S. 408 f.). Daran hat Otto Schroeder angeknüpft mit seinen »Vorarbeiten zur griechischen Versgeschichte« (1908). Wenn der epische Vers aus beweglicheren rhythmischen Reihen entstanden und der feste daktylische Gang erst nach und nach hereingekommen sein soll, so lassen sich Spuren ehemaliger Freiheit vielleicht noch erkennen. Den fallenden Rhythmus empfinden wir als wesentliches Element des Hexameters, jene älteren Verse aber konnten, worüber schon Bergk völlig im klaren war, auch mit einer Senkung am Anfang gebildet werden. Schroeder macht das u. a. an zwei eng verbundenen Reihen aus Sophokles Antigone (789 f.) deutlich:

οὐθ' ἀμερίων σέ γ' ἀνθρώ-
πων· ὁ δ' ἔχων μέμνην.

Nun gebe es bei Homer Hexameter, die mit einer unbetonten Silbe einsetzen. Das sind die στίχοι ἀκέφαλοι, wie sie Wilhelm Schulze in einem besonderen Kapitel seiner Quaestiones epicae (1892) gedeutet hat. Auf dessen Beweisführung ruht an dieser Stelle (S. 37) Schroeders Theorie.

Wenn ein Vers anfängt ἐπεὶ δὴ λίπε (θ 452) oder φίλε κασίγνητε (Δ 155) oder ἴομεν, ὄφρα (B 440), so meinte man früher, die erste Silbe

sei unter dem Iktus gelängt; Schulze lehrte, daß vielmehr geradezu ein Iambus oder Tribrachys statt des Spondeus oder Daktylus gesetzt sei. Und darin sah auch er (p. 374sq.) etwas Alttertümliches, eine Freiheit, die von Späteren nicht mehr verstanden und deshalb, wo es anging, durch Korrektur beseitigt worden sei. So habe man an den Versanfängen ἴδεν ὄτ' ἐξ Ἰδης Λ 112, ἴδον πρὸ πτόλιος T 292, ἴδον γὰρ σκοπιήν κ 194 Anstoß genommen und εἶδεν εἶδον eingesetzt, die sich durch Nichtbeachtung des *f* als unecht verrieten. Aber tun wir gut, eine Singularität auszutreiben indem wir eine andre einführen? Auch σπέος εἶδομεν ι 182 und εἰς Ἰθάκην οὐδ' εἶδες λ 162 zeigen das *f* vernachlässigt und müßten geändert werden, wenn dergleichen nur durch Abschreiber in den Homertext gekommen sein könnte. Schulze hat konsequenter Weise auch hier die Korrektur gefordert. Vielleicht würde er heut anders urteilen, auch über σάος ἔσσεσθ(αι) X 332, wie er statt σῶς ἔσσεσθ(αι) herstellen wollte³⁾. Jedenfalls können wir unter den Belegen einer ursprünglich freier gestalteten Basis des Hexameters diese nicht gelten lassen. Und nicht minder bedenklich ist eine andere Gruppe: λύτο δ' ἄγῶν Ω 1, κλύτε φίλοι B 56, σπέο μοι K 285, ἀεῖδῃ δεδαῶς ρ 519 u. a. Die Stellen, an denen sich einzelne Überbleibsel einer im ganzen vorhomerischen Metrik erhalten hätten, müßten doch zu den ältesten Partien des Epos gehören; und das wird von den hier in Betracht kommenden Gesängen wohl niemand behaupten. Daß in ἀθάνατος, δυναμένοιο, μαχεούμενος, μαχειόμενος u. ä. tatsächlich die Dichter aus metrischer Not eine kurze Silbe durch den Iktus lang gemacht haben, nimmt doch auch Schulze an (p. 141 sq. 156 sq. 363); sein Verdienst ist gerade, diesen Begriff der metrischen Not fest begrenzt zu haben: nur da hat sie bestanden, wo in einem Wort eine Reihe kurzer Silben vorlag, die an sich, ohne eine gewisse Vergewaltigung, überhaupt keinen Platz im Hexameter hätte finden können. Innerhalb eines Wortes mußten die kurzen Silben liegen, und so daß auch durch die Stellung dieses Wortes zu anderen nicht geholfen werden konnte: das war, wie Schulze gezeigt hat, das ererbte Gesetz, nach dem die Dichter sich richteten. Können wir uns wundern, wenn es damit im Laufe der Zeit etwas weniger streng genommen wurde? Wortgruppen wie διὰ μὲν ἀσπίδος Γ 357, φίλε κασίγνητε Δ 155 konnten leicht so angesehen werden, als bildeten sie ein Wort; bei ἴομεν wurde vergessen, daß ihm durch Stellung vor konsonantischem Anlaut eine regelrechte Länge verschafft werden könne:

3) Daß eine Kontraktion wie diese, gerade auch im X, gar nicht unerhört ist, zeigt Bechtel, Vokalkontraktion bei Homer S. 220 f. Meine Einwände gegen Schulzes Behandlung der στίχοι ἀκέφαλοι sind wiederholt aus zwei Rezensionen seines Buches, WklPh. 1892 Sp. 1056 ff. und DLZ. 1892 Sp. 1557 ff.

so wurden für einen ursprünglich scharf eingeschränkten Notbehelf allmählich die Grenzen etwas erweitert. Grundsätzlich gibt das auch Schulze zu. In dem kyklischen Versanfang Ἰλιον αἶδω, weiter in Ἥρην αἶδω, Ἑρμῆν αἶδω, Ἄρτεμιν αἶδω sieht er (p. 384) nichts Altertümliches, sondern irrtümliche Nachbildung eines echten, noch aus der Zeit freierer Metrik herstammenden versbeginnenden αἶδω wie in αἶδῃ δαδῶς ἔπε' ἱμερόεντα βοροτοῖσιν p 519. Mir scheint es unmöglich, gegenüber den Hymnen und der kleinen Ilias für eine Eumaios-Rede der Odyssee solchen Vorzug der Ursprünglichkeit in Anspruch zu nehmen. Auch jenes αἶδῃ gehört nicht den frühen Zeiten an, da sich die Normen der epischen Metrik noch nicht befestigt hatten, sondern den viel späteren, da Mißverständnis oder Nachlässigkeit schon anfangen von ihnen abzugleiten.

Ähnlich, nur noch entschiedener urteilt Witte⁴⁾, der durch eingehende Prüfung dahin gelangt ist, die ganze Theorie von den στίχοι λαγαροί und μέουροι »in Bausch und Bogen für eine Fiktion der antiken Grammatiker zu halten«. Er sieht überall nur Fälle metrischer Dehnung, entsprechend seiner Grundauffassung von dem starken Einfluß des Verses auf die Sprachform. Ob dem gegenüber meine Vermutung sich behaupten wird, daß Schulzes Gesetz über den Begriff der metrischen Not ursprünglich in aller Strenge gegolten und die größere Freiheit im Gebrauche kurzer Silben statt langer erst allmählich und zunächst mißverständlich sich eingeschlichen habe: das mag weiterer Untersuchung vorbehalten werden. So viel ist schon jetzt sicher: von dem, was Schroeder an Beispielen homerischer Hexameter mit altertümlicher Anfangsenkung in vier Gruppen zusammengestellt hat, bleibt nicht viel übrig. Er gefährdet seine eigene Untersuchung, wenn er »diese wohl ziemlich gesicherten Versanfänge, deren Rechtfertigung die Sprachgeschichte der Metrik überlassen muß«, weiter als Material verwertet, darunter auch solche Fälle (ἔδεν, σάος), die ihm doch erst von der Sprachwissenschaft hergestellt worden sind, womit er übrigens den einseitigen Anspruch, den er zu Gunsten der Metrik erhebt, schon selbst widerlegt hat. Beide Disziplinen müssen zusammenwirken; sonst kann jede von ihnen erleben, εἴ τι καὶ ἀγροικότερον εἰπεῖν ἔστι, daß sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht hat. Damit soll an sich die Theorie, daß der Hexameter aus kürzeren Reihen mit zwangloser Verteilung von Thesis und Arsis entstanden sei, nicht angefochten werden; nur der von dieser Seite her versuchte Beweis kommt in Wegfall.

Richten wir, statt auf den Anfang des Verses, unser Augenmerk auf die Mitte, wo die Teile zusammengewachsen sein sollen. In der weib-

4) Kurt Witte, »Worthrhythmus bei Homer. I. Στίχοι ἀκέφαλοι und στίχοι μέουροι«, Rh. Mus. 70 (1915) S. 481—523. Die oben angeführten Worte S. 507 (vgl. 506).

lichen Cäsur des dritten Fußes ist eine Freiheit bestimmter Art längst beobachtet. Ahrens' Gymnasialprogramm von 1851 'De hiatus Homerici legitimis quibusdam generibus' (Kleine Schriften I S. 123 ff.) beschäftigt sich im größeren ersten Teile mit dieser Versstelle, für die er 177 Fälle des Hiatus als überliefert nachweist, eine beträchtliche Zahl anderer aus falscher Korrektur, die dem Vers hatte aufhelfen wollen, wiederherstellt; z. B. K 362 χῶρον ἀν' ὕληντα, ὃ δὲ προθέησι μεμηκώς (statt ὃ δὲ τέ), τ 215 νῦν μὲν δὴ σευ, ξεῖνε, οἷω πειρήσεσθαι (statt ξεῖνέ γ' οἷω). La Roche und Nauck sind ihm auf diesem Wege gefolgt und haben die Beispiele weiter vermehrt. — Andere Erscheinungen prosodischer Art, die innerhalb eines Verses Anstoß geben würden, in denen deshalb Spuren ursprünglicher Selbständigkeit der beiden Teile des Hexameters vor und nach der trochäischen Hauptcäsur zu erkennen seien, hat Usener gesammelt; aber es fehlt seinen Ausführungen die Beweiskraft, weil das Beobachtete teils anders erklärt werden kann teils auch an anderen Versstellen vorkommt⁵⁾. Eine metrische Besonderheit, die allerdings nicht gerade häufig ist, doch auch nicht wohl auf Zufall beruhen kann, wird uns gleich nachher noch begegnen und das hohe Alter dieser Fuge bestätigen.

Die Zulässigkeit des Hiatus hat Ahrens, im zweiten Teile der erwähnten Abhandlung, auch für die bukolische Diärese bewiesen, und er und Nauck haben ihm auch hier mehrfach wieder zu seinem Rechte verholfen (vgl. oben S. 68. 140). Neuerdings hat dann Sommer gezeigt, daß diese prosodischen Lizenzen ebenso für den ersten Fuß bestehen; umgekehrt gewinnt er von dort her die Rechtfertigung für eine in der handschriftlichen Überlieferung größtenteils verschleierte Freiheit des vierten Fußes: daß auch hier trochäischer Wortausgang gestattet und nicht nur vereinzelt, sondern auch in geläufigen Formeln vorgekommen ist⁶⁾. So werden βοῶπι πότνια Ἥρη (Θ 471. O 49. Σ 357), βοῦν ἦνιν εὐρυμέτωπον (K 292. γ 382) in kritischer Auseinandersetzung mit Wilhelm Schulze sichergestellt; desgleichen für υἱὸς φίλος, υἱὸν φίλον an derselben Versstelle (K 50. Ω 333. ε 28. λ 103. ν 343) die Vertauschung, für die auch ein Anhalt in den Hdss. nicht fehlt, endgültig gefordert: αἶψα δ' ἄρ' Ἑρμείαν φίλον υἱὸν ἀντίον ἤυδα. Auf die Frage, ob in solchen Erscheinungen das Fortwirken einer früher noch stärkeren Bedeutung der metrischen Grenze zu erkennen sei, ist Sommer nicht eingegangen. Er würde sonst den Untersuchungen von Witte vorgearbeitet haben, die, von einer andern Seite herkommend, auf diesen Punkt gerichtet sind.

5) Vgl. Witte bei Pauly-Wissowa (»Homer, Sprache und Metrik«), der eine gute Übersicht über die Entwicklung der ganzen Frage gibt. 6) Ferdinand Sommer, Zur griechischen Prosodie. Glotta I (1909) S. 145—240. Darin: II. Zur Gestaltung der Thesis im vierten Fuße des versus heroicus (S. 198 ff.).

Wittes Aufsatz über »die Entstehung der ionischen Langzeile« (Glotta IV [1912] S. 1—21) betrachtet den Einfluß, den das Metrum auf die Erhaltung sowohl als die Neubildung sprachlicher Formen ausgeübt hat, um aus den Wirkungen dieses Einflusses auf die Gestalt zurückzuschließen, die in ältester Zeit der Vers gehabt habe. Dabei werden verschiedene Teile und Stellen ins Auge gefaßt, in erster Linie aber das Stück, das der fünfte und sechste Fuß zusammen ausmachen. »Bei etwa 60 unter »100 Homerversen bildet die bukolische Diärese eine unüberbrückbare »Grenze, die für das Versende eine Wortform oder Wortverbindung »adonischer Messung heischt« (S. 2 f.). Daher sind altertümliche Formen und Verbindungen dieser Art in Menge konserviert, erkennbar neue nach ihrem Muster in Menge geschaffen worden. Alt sind Ἀντιφάταο, Αἰθιοπέσσι, ἡνιόχοιο, πατρίδα γαῖαν, πατρίδι γαίῃ, neugebildet: Ἀντιφατήα, Αἰθιοπήας, ἡνιοχήα, πατρίδος αἴης, πατρὶς ἄρουρα usw. Häufig sind Komposita, die gerade diesen Teil des Verses ausfüllen: ἡκόμοιο καλλικόμοιο ὑπικόμοιο, ἀγκυλομήτης ποικιλομήτης, desgleichen stereotype Wortpaare: ἵπποτα Νέστωρ, νόστιμον ἡμάρ, θούριδος ἀλκῆς αἶθοπι χαλκῷ, οἶνοπα πόντον, πίονα μῆλα, εὐρέας ὤμους usw. Witte hält es für undenkbar, daß »diese so uralt anmutenden Formeln erst »geprägt wurden, nachdem sich im Verlauf des griechischen Epos hinter »dem vierten Fuß eine Rezitationspause gebildet hatte«. Vielmehr könnten sie »nur dem Umstande ihr Dasein danken, daß die bukolische Diärese auf einer unserer Ilias und Odyssee vorangegangenen Stufe der »epischen Poesie eine noch größere Bedeutung als bei Homer hatte. — »Der fünfte und sechste Fuß ist der Hauptherd aller homerischen Formeln. Bei einem großen Teil der Homerverse bildet also das Versende »von der bukolischen Diärese ab ein fertiges Ganzes, das als solches »längst im Gedächtnis der Dichter existierte, ehe die vordere Vershälfte »gedichtet war« (S. 5 f.). Nun kam es darauf an, das übernommene formelhafte Stück mit dem, was vorn hinzugedichtet wurde, zu verbinden. Dazu dienten vor allem zweisilbige Wortformen, die dem Sinne nach mit zur Ausgangsformel gehörten und zugleich geeignet waren die letzte Senkung des vorangehenden Vierhebers zu füllen: Θέτις ἀργυρόπεζα, Κρόνος ἀγκυλομήτης, Διὸς αἰγίοχοιο, νέες ἀμφιέλισσαι, φάος ἡελίοιο, ῥόος Ὠκεάνοιο, μένος Ἀλκινόοιο usw. Besonders geeignet waren dazu die Präpositionen: ἀπὸ τεύχεα δύω, κατὰ δάκρυον εἴβει, ἔλος κατά βουκολέοντο (Υ 221), Λυκίην κατά κοιρανέουσιν (Μ 318). »Die Zahl der Homerverse, in denen die vierte Senkung vor der Diärese durch zweisilbige Präpositionen gefüllt wird, geht in die Hunderte«, sagt Witte (S. 11), und verfolgt deren Gebrauch weiter in Zusammensetzungen: ἀποδειροτομήσω, ἀναβέβρυχεν ὕδωρ, ἐπιγίγνεται ὥρη, περίδυσσε χιτῶνας,

παρερίγντο δαίτι, ὑπέφηνε τραπέζης usw. Hier meint er — Ähnliches hatte schon Immanuel Bekker beobachtet (Homerische Blätter I 144 ff.) — das Wachstum des Verses mit Augen zu sehen. Abschließend urteilt Witte (in dem Artikel bei Pauly-Wissowa): »Es haben in einer unserer »Ilias und Odyssee vorangegangenen Periode der epischen Poesie alle »Verse den Einschnitt hinter der vierten Senkung aufgewiesen. Er wurde »zunächst überbrückt durch Komposita, die von der vierten Senkung ab »in den fünften Fuß hineinreichten. Der so entstandene Verstypus wurde »in einer noch späteren Zeit, wiederum durch Komposita, mit der Cäsur »nach dem dritten Trochäus verbunden. So bilden alle Homerverse ohne »bukolische Diärese einen sekundären Typus gegenüber solchen mit »diesem Einschnitt.«

Diesem Resultat hat Wilamowitz grundsätzlich zugestimmt, mit Betonung der zuletzt ausgesprochenen Konsequenz. Denn wenn er schreibt: »Die Diärese vor dem fünften Fuße reicht später allein nicht mehr aus, sondern muß mit einer Cäsur im dritten Fuße verbunden sein«, so ist damit eine frühere Periode gesetzt, in der diese Diärese ausreichte, um den Vers zu gliedern. Mit Wittes Ansicht deckt sich das nicht ganz; denn dieser nimmt an, daß die Cäsuren des dritten Fußes, sowohl die weibliche wie die männliche, schon innerhalb des daktylischen Vierhebers gebräuchlich gewesen seien (Glotta IV [1912] S. 21), hat aber den Gedanken bisher nicht ausführlicher entwickelt. Das wollen wir denn abwarten. Wilamowitz meint es offenbar so, daß die Cäsuren erst eingeführt worden seien, nachdem man angefangen hatte, die beiden aneinander gereihten Verse, den Vierheber und den Zweiheber, als Einheit zu empfinden; dieser Typus wirke im altepischen Verse nach, »nur schon zurückgedrängt durch die ganz wirklichen Hexameter, die sich an der Einhaltung der Cäsuren erkennen lassen« (IIH. 349). Denn die Cäsur trennt nicht bloß, sondern hält auch zusammen, da durch Unterbrechung innerhalb eines Versfußes das rhythmische Gefühl des Hörers weiter gedrängt wird; die Cäsur setzt also die Einheit des Verses schon voraus (S. 348). Eben deshalb sei nicht daran zu denken, daß an der Stelle, wo jetzt eine Cäsur ist, früher die Grenze zwischen zwei selbständigen Versen gewesen sei, wie Bergk und Usener angenommen hätten.

Prüfen wir zunächst die positive Seite der im Auszuge mitgeteilten Theorie; da ruht sie auf der Feststellung, daß die überwiegende Menge (60 %) der uns vorliegenden Homerverse mit bukolischer Diärese gebildet sei. Dabei sind denn wohl alle Fälle gezählt, wo mit dem 5. Fuß irgendwie ein Wort anfängt. So scheint allerdings auch Bekker (a. a. O.) gerechnet zu haben, der für einzelne Rhapsodien die genauen Zahlen gibt (E 561 von 909, Λ 575 von 848, N 436 von 837, X 316 von 515,

α 247 von 444, δ 512 von 847, θ 352 von 586, π 300 von 481). Aber reicht die Wortgrenze an sich aus, um zu sagen, ein Vers habe die bukolische Diärese, d. h. er sei nach dem Verhältnis 4 : 2 gegliedert? Greifen wir beliebige Beispiele heraus:

- η 33 οὐδ' ἀγαπαζόμενοι || φιλέουσ', ὅς κ' | ἄλλοθεν ἔλθῃ.
 λ 358 καί κε τὸ βουλοίμην, || καί κεν πολὺ | κέρδιον εἴη.
 ο 354 θυμὸν ἀπὸ μελέων φθίσθαι || οἷς | ἐν μεγάροισιν.
 χ 404 πᾶν δ' ἄρα οἱ στῆθός τε || παρήϊά τ' | ἀμφοτέρωθεν.
 ω 127 ἡμῖν φραζομένη || θάνατον καὶ | κῆρα μέλαιναν.

Hierher gehören die Hunderte von Fällen, in denen das, was vor der scheinbaren Diärese steht, eine Präposition ist:

- ι 535 νηὸς ἔπ' ἄλλοτρίης, || εὖροι δ' ἐν | πῆματα οἴκῳ.
 τ 290 οἱ δὴ μιν πέμπουσιν || φίλῃν ἐς | πατρίδα γαῖαν.
 α 116 μνηστήρων τῶν μὲν || σκέδασιν κατὰ | δώματα θεῖη.
 ε 60 κέδρου τ' εὐκεάτοιο || θύου τ' ἀνὰ | νῆσον ὁδῶδει.
 ν 204 πλάζομαι; αἴθ' ὄφελον || μεῖναι παρὰ | Φαιήκεσσιν.
 ζ 77 παντοίην, ἐν δ' ὅσα τίθει, || ἐν δ' | οἶνον ἔχευεν.
 ν 424 ἦσται ἐν Ἀτρεΐδαο δόμοις, || παρὰ δ' | ἄσπετα κείται.
 κ 469 ἀλλ' ὅτε δὴ β' ἐνιαυτὸς ἔην, || περὶ δ' | ἔτραπον ὦραι.
 ψ 332 πάντες ὁμῶς, αὐτὸς δὲ || κακὰς ὑπὸ | κῆρας ἄλυξεν.

Und nun die formelhaften Wortverbindungen, von denen Witte selber sagt, daß sie den Einschnitt überbrücken! Wir können doch nicht glauben, daß ἀργυρόπεζα, ἀγκυλομήτης, αἰγιόχοιο, ὠκύς Ἀχιλλεύς, ἡελίοιο, ἀτρυγέτοιο, πουλυβοτείρῃ für sich im Gedächtnis der Dichter fest und bereit lagen und daß dann Θέτις, Κρόνος, Διός, πόδας, φάος, ἄλός, χθονί hinzugedichtet wurden. Sondern hier umfaßte die Formel von vornherein mehr als die Silbenfolge - υ υ - υ; sie zeugt also eher gegen als für die Selbständigkeit des fünfsilbigen Schlußteiles. Wir müssen uns zu dem Grundsatz bekennen, den Bolling treffend ausgesprochen hat⁷⁾: Nicht jeder Zwischenraum im Druck bedeutet eine Diärese, sondern darunter kann man nur eine solche Pause verstehen, die im Vortrag am Ende eines Versfußes gemacht wird, um eine rhythmische Wirkung hervorzubringen. Es ist gewiß in seinem Sinne, wenn wir hinzufügen: der Vortrag muß den Gedanken zum Ausdruck bringen. Danach suchen wir zu entscheiden, ob ein Vers durch die bukolische Diärese oder durch eine der Hauptcäsuren gegliedert ist.

In vielen, vielleicht in den meisten Fällen ist die Wahl auf den ersten Blick sicher:

7) George Melville Bolling in den früher (Kap. 6 II, Anm. 13) erwähnten Untersuchungen, AJPh. 34 (1913) p. 170.

N 833 ὡς ἄρα φωνήσας | ἡγήσατο· || τοὶ δ' ἅμ' ἐποντο
834 ἡχῇ θεσπεσίῃ, || ἐπὶ δ' ἴαχε | λαὸς ὀπισθεν.

Λ 52 ἱππῆες δ' ὀλίγον | μετεκίαθον. || ἐν δὲ κυδοιμὸν
53 ὤρσε κακὸν Κρονίδης, || κατὰ δ' ὑπόθεν | ἦκεν ἑέρσας.

Ξ 220 ποικίλον, ὧς ἔνι πάντα | τετεύχεται· || οὐδέ σε φημί
221 ἄπρηκτόν γε νέεσθαι, || ὅ τι φρεσὶ | σῆσι μενοινᾷς.

Ο 547 ἴφθιμον Μελάνιππον. || ὁ δ' ὄφρα μὲν | εἰλίποδας βοῦς
βόσκ' ἐν Περκῶτῃ.
553 οὕτω δὲ, Μελάνιππε, | μεθήσομεν; || οὐδέ νυ σοὶ περ
ἐντρέπεται φίλον ἦτορ κτέ.

Aber es können sich auch Unterschiede ergeben, von denen das Schriftbild nichts ahnen läßt, z. B. wieder in zwei benachbarten Versen:

Π 809 ἔρχεῖ θ' ἵπποσύνη τε || πόδεσσί τε | καρπαλίμοισιν.
810 καὶ γὰρ δὴ τότε φῶτας | εἵκοσι || βῆσεν ἀφ' ἵππων.

Hier wird man πόδεσσι nicht von καρπαλίμοισιν, εἵκοσι nicht von φῶτας trennen wollen. Und so ist in der Regel, wenn man Verstand und Ohr befragt, eine Entscheidung doch zu finden. Vier Gesänge — von beziehungsweise 909, 579, 867, 515 Versen — habe ich nach diesem Gesichtspunkte durchgesehen und, unter Zusammenfassung der beiden männlichen Cäsuren, nebenstehendes Bild gewonnen.

Was zuerst in die Augen springt, ist die Tatsache, daß es Verse, die nur die bukolische Diärese haben, in diesen vier Gesängen so gut wie nicht gibt; auch die wenigen Beispiele, die ich zählte (E 66. 127. K 278. X 319), haben innerhalb des dritten Fußes immerhin eine Wortgrenze. Viel anders kann es denn auch im Ganzen nicht stehen. Demnächst beträgt die Summe derjenigen Fälle, in denen die bukolische Diärese stärker vernommen wird als eine mit ihr etwa konkurrierende Cäsur, der Vers also als in Tetrapodie und Dipodie geteilt gelten kann, in K etwas mehr als ein Fünftel, in E Π X weniger als ein Fünftel der Gesamtverszahl. Dazu kommt ein kleiner Betrag solcher Verse (in VIII), in denen diese Diärese mit einer vorhergehenden Cäsur zusammen den Hexameter in drei Absätze gliedert. In den beiden mittleren Hauptgruppen (IV/V und VI/VII) könnte die Statistik an einer kleiner Unstimmigkeit leiden. Bei Versen wie

Π 81 ἐμπεσ' ἐπικρατέως, || μὴ δὴ πυρὸς | αἰθομένοιο.
699 Πατρόκλου ὑπὸ χερσὶ· || πέρι πρὸ γὰρ | ἔρχεῖ θοὺν.
X 212 ἔλκε δὲ μέσσα λαβῶν· || ῥέπε δ' Ἔκτορος | αἴσιμον ἦμαρ.
450 δεῦτε, δύω μοι ἐπεσθον· || ἴδωμ', ὅτιν' | ἔργα τέτυκται

kann man zweifeln, ob zu sagen ist, der Einschnitt nach dem vierten Fuße werde von der Cäsur im dritten überwogen, und nicht vielmehr, er sei gar nicht vorhanden. Trotzdem habe ich diese und viele ähnliche Fälle der ersteren Art zugeordnet, um den Bestand an bukolischen Diäresen, der bisher zu hoch eingeschätzt wurde, meinerseits gewiß nicht

		E		K		Π		X	
		Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%	Zahl	%
I.	Bukolische Diärese allein:	2		1		0		1	
II.	Bukol. Diärese stärker als	72	8	67	11,7	61	7	56	10,9
III.									
IV.	Weibliche Hauptcäsur								
V.	Männliche Hauptcäsur								
VI.	Weibliche Hauptcäsur								
VII.	Männliche Hauptcäsur								
VIII.	Dreiteilung								
IX.									

zu unterschätzen. Nur bei noch engerer Verbindung (vor allem durch Präpositionen und Konjunktionen) habe ich, anders als Witte, angenommen, daß der Vers »ohne bukolische Diärese« ist. Daß in diesem Punkt überall ganz gleichmäßig von mir verfahren worden sei, wage ich, bei Verteilung der Arbeit auf längeren Zeitraum, nicht zu behaupten; doch werden größere Abweichungen vermieden sein. Das gesamte Vorkommen der bukolischen Diärese, das Witte mit rund 60 % ansetzt, beträgt

nach meiner Zählung in den vier Gesängen beziehungsweise 56,4; 52,6; 55,4; 52,6 %. Von diesen Fällen sind denn erheblich weniger als die Hälfte so beschaffen, daß bei sinngemäßem Sprechen eine Pause vor dem fünften Fuße vernommen wird (Gruppen II, III, VIII); in allen übrigen ist die Wortgrenze an dieser Stelle für den Vortrag bedeutungslos, kann also kein grundlegendes Element für den Bau des Verses gewesen sein.

Sollte es einst eine Zeit gegeben haben, wo alle Hexameter die bukolische Diärese hatten, und auf sie eine andere gefolgt sein, wo das »allein nicht mehr ausreichte« und deshalb eine Cäsur im dritten Fuß hinzugefügt wurde, so wäre doch auch die zweite dieser Perioden durch einen weiten Zwischenraum von derjenigen getrennt, in der die Verse die wir lesen gebildet worden sind. Aus deren Beschaffenheit kann jener frühere Zustand nicht gefolgert werden. Ihn anzunehmen liegt also kein Grund vor; der Gedanke, aus dieser einen Quelle den Hexameter abzuleiten, muß aufgegeben werden. — Fassen wir der bukolischen Diärese gegenüber die Hauptarten der Cäsur zusammen, so erhalten wir, alle Zahlen auf 100 bezogen, ein deutliches Verhältnis:

	E	K	Π	X
Zweiteilung durch bukolische Diärese (II, III) . . .	17	21,5	17	18,1
» » weibliche Hauptcäsur (IV, VI)	39,6	31,8	35,8	40,9
» » eine der beiden männlichen Hauptcäsuren (V, VII)	36,8	38,7	41,2	37,1
Dreiteilung (VIII, IX)	6,6	8	6	3,9

Das sind freilich nur vier Gesänge, darunter jedoch ein besonders altertümlicher und ein ganz junger, und zwischen diesen treten keine grundlegenden Unterschiede hervor. So wird man mit den Zahlen, Erweiterung und Verbesserung der Statistik vorbehalten, immerhin operieren können.

Dreigeteilte Verse sind selten, und unter ihnen keiner, der nicht, wenn es sein müßte, auch in einer der vorhergehenden Gruppen unterkommen könnte, mancher sogar in zweien. Relativ groß die Zahl der dreiteiligen mit bukolischer Diärese (VIII), z. B.:

E 759 μάψ, ἀτὰρ οὐ κατὰ κόσμον; || ἐμοὶ δ' ἄχος· || οἱ δὲ ἐκῆλοι.

Π 215 ἀσπίς ἄρ' ἀσπίδ' ἔρειδε, || κόρυς κόρυιν, || ἀνέρα δ' ἀνήρ.

X 87 κλαύσομαι ἐν λεχέεσσι, || φίλον θάλος, || ὄν τέκον αὐτή.

E 787 αἰδώς, Ἀργεῖοι, || κάκ' ἐλέγχεα, || εἶδος ἀγῆτοί.

E 831 τοῦτον μαινόμενον, || τυκτὸν κακόν, || ἄλλοπρόσαλλον.

Π 46 ὣς φάτο λισσόμενος, || μέγα νήπιος· || ἦ γὰρ ἔμελλεν.

E 35 ὣς εἰποῦσα || μάχης | ἐξήγαγε || θοῦρον Ἀρηα.

E 355 εὔρον ἔπειτα || μάχης | ἐπ' ἀριστερά || θοῦρον Ἀρηα.

- E 30 χειρὸς ἔλοϋσ' || ἐπέεσσι | προσηύδα || θοῦρον Ἄρηα·
 E 31 Ἄρες, Ἄρες || βροτολοιγέ, | μαιφόνε, || τειχεσιπλήτα.
 K 98 μὴ τοῖ μὲν || καμάτῳ | ἀδηκότες || ἡδὲ καὶ ὕπνῳ.
 Π 31 αἶναρέτη. || τί σευ ἄλλος | ὀνήσεται || ὀψίγονός περ;
 X 159 καρπαλίμως, || ἐπεὶ οὐχ ἱερήιον || οὐδὲ βοείην
 160 ἀρνύσθην, || ἅ τε ποσσὶν | ἀέθλια || γίγνεται ἀνδρῶν.

Vom Typus der letzten acht Verse hat jeder der Gesänge E K Π rund 30 Beispiele: männliche Cäsur im zweiten Fuß und bukolische Diärese. In X von dieser Art nur ein halbes Dutzend.

Weibliche oder männliche Hauptcäsur zur Dreiteilung mitwirkend haben wir schon gehabt. Ganz vereinzelt steht, in diesen vier Büchern,

- K 496 ἀσθμαίνοντα· | κακὸν γὰρ ὄναρ | κεφαλῇφιν ἐπέστη.

Dagegen kommt im ganzen über 50 mal vor die Vereinigung von männlicher Cäsur im zweiten und vierten Fuße, ein wohlbekannter Klang:

- K 144 διογενὲς | Λαερτιάδη, | πολυμήχαν' Ὀδυσσεῦ.
 K 555 ὦ Νέστορ | Νηληιάδη, | μέγα κῆδος Ἀχαιῶν.
 Π 19 ἐξαύδα, | μὴ κεῖθε νόψ, | ἵνα εἶδομεν ἄμφω.

Diese Anordnung kann bedeutende Wirkung hervorbringen, z. B.

- E 63 ἀρχεκάκους, | αἶ πᾶσι κακὸν | Τρώεσσι γέροντο.
 Π 22 μὴ νεμέσα· | τοῖον γὰρ ἄχος | βεβήκεν Ἀχαιοῦς.
 X 498 ἔρρ' οὕτως· | οὐ σός γε πατήρ | μεταδαίνυται ἡμῖν.

Wo aber der kraftvolle Dreischritt über unbedeutenden Inhalt dahingeht, empfindet man das wie einen Widerspruch; z. B.:

- K 175 ἀλλ' ἴθι νῦν, | Αἶαντα ταχὺν | καὶ Φυλῆος υἱόν.
 X 478 ἀμφοτέροι, | σὺ μὲν ἐν Τροίῃ | Πριάμου κατὰ δῶμα.

Schwerlich war in solchen Fällen diese Gliederung mit Bedacht gewählt; schwerlich auch in den folgenden, bei denen man sogar zweifeln kann, wie sie zu sprechen sind:

- K 104 οὐ θην Ἐκτορι || πάντα | νοήματα || μητιέτα Ζεύς.
 X 86 σχέτλιος· || εἵ περ γάρ σε | κατακτάνη, || οὐ σ' ἔτ' ἐγώ γε.
 E 59 Μηριόνης δὲ || Φέρεκλον | ἐνήρατο || Τέκτονος υἱόν.
 Π 534 αὐτὰρ ἔπειτα || μετὰ Τρώας | κίε || μακρὰ βιβάζων.

Natürlich ist das kein Vorzug; Verse dieser Art sind wirklich nicht schön. Um so eher wird man glauben, daß sie ohne Absicht so geworden sind, wie das mit bezug auf A 53

ἐννήμαρ μὲν | ἀνὰ στρατὸν ὥχετο | κῆλα θεοῖο

auch Wilamowitz (IIH. 349) anzunehmen geneigt ist und für A 78 gewiß zugeben wird:

ἦ γὰρ οἶομαι ἄνδρα | χολωσέμεν, ὃς μέγα πάντων.

Ich möchte aber vorschlagen, in entsprechender Weise die Dreiteilung auch in solchen Versen zu erklären, die nicht diesen Eindruck machen, zum Teil sogar bemerkenswert gut wirken. Wo es auf die bukolische Diärese oder auf die männliche Cäsur des vierten Fußes abgesehen war, konnte es kommen, daß sich aus der Fügung der Worte ein weiterer Einschnitt, im vorhergehenden längeren Teile des Verses, auftat; wenn der zugleich die Fügung der Gedanken zum Ausdruck brachte, so trat ein Versgebilde hervor, das in seiner Art vollkommen war, und damit dieser Art ihr Daseinsrecht gab. Wie der Hexameter selber zuerst entstanden sei, darüber wird man aus solchen Ausnahmen keinen Aufschluß gewinnen können.

Das Natürliche scheint doch, daß wir, Bergks Gedanken in etwas geänderter Form erneuernd, die Ableitung aus Tetrapodie und Dipodie, zu der Witte von der bukolischen Diärese aus gelangt ist, festhalten, daneben aber den Weg nicht verschmähen, auf den die Cäsuren uns weisen. An Häufigkeit des Vorkommens sind die durch Cäsur gegliederten Verse denen mit der Diärese überlegen, und kein sicheres Merkmal spricht dafür, daß diese Art jüngerer Ursprungs sei. Wilamowitz' Begründung, die wir kennen gelernt haben, ist etwas gar zu prinzipiell — fast wie bei der Einheit der Ilias und Solons Rhapsoden-Vorschrift. Gewiß, die Cäsur drängt vorwärts; das tut schon jede der drei oder vier Fußcäsuren, die ein Hexameter in der Regel hat. Vollends die Hauptcäsur in der Mitte stärkt das Gefühl der Einheit des Verses, was eine Diärese nicht kann; zum guten Teil darauf beruht der Unterschied zwischen dem Geklapper des Alexandriners und dem feierlichen Wohlklang des Trimeters. Aber eine Einrichtung, die innerhalb des fertigen Organismus einem Zwecke zu dienen hat, braucht nicht um dieses Zweckes willen erdacht und geschaffen zu sein. Das lehrt die Natur, das lehren Staatsleben und Sprache.

Die Einheit des Verses zu wahren ist nicht das einzige, was die Cäsuren leisten. Alles Schöne in der Kunst gelingt durch Verschmelzung von Gegensätzen; daß der Hexameter Mannigfaltigkeit und Regelmäßigkeit, den Eindruck des fallenden Rhythmus mit einem Elemente des Aufsteigens vereinigt, dankt er den Cäsuren. Dieses Verhältnis aber ist geworden, ohne daß bewußter Wille das Werden lenkte. Was gut wirke, wurde ausprobt. Gliederungen wie diese:

1394 Πηλεὺς θὴν μοι ἔπειτα γυναικα γαμέσεται αὐτός

konnten sich nicht einbürgern. Es ist kein Zufall, daß dergleichen vereinzelt dasteht; denn

Wenig | behagen | dem Ohre | die Verse | mit solchem | Gefälle.

Das scherzhafte Muster, von Joh. Heinr. Voß gebildet, gab uns Ritschl, als ich vor 48 Jahren sein Kolleg über Metrik hörte. Der amphibrachische Tonfall, so sich wiederholend, ist für den Rhythmus des Hexameters tödlich. Und auch ohne die Häufung können die Silbengruppen $\cup - \cup$ oder $\cup \cup - \cup$ schaden, wenn sie, in der Mitte des Verses, eine beherrschende Stellung einnehmen. Daher sind auch Verse selten wie:

E 178 ἱρῶν μηνίσας· || χαλεπή δὲ | θεοῦ ἐπι μῆνις.

E 285 δηρὸν ἔτ' ἀνσχίσεσθαι· || ἐμοὶ δὲ | μέγ' εὖχος ἔδωκας.

K 317 αὐτὰρ ὁ μούνος ἔην || μετὰ πέντε | κασιγνήτησιν.

Π 410 καὶ δ' ἄρ' ἐπὶ στόμ' ἔωσε· || πεσόντα | δέ μιν λίπε θυμός.

Ω 423 καὶ νέκυός περ ἐόντος, || ἐπεὶ σφι | φίλος πέρι κῆρι.

Bekannt ist das von Gottfried Hermann entdeckte Gesetz, daß Homer die trochäische Cäsur im vierten Fuße meidet; hier wird der Sinn davon deutlich⁸⁾. In Versen mit unmittelbar vorhergehender Cäsur oder gleich nachfolgender Diärese war sie von selber so gut wie ausgeschlossen; in solchen aber, die im dritten Fuß eine sei es männliche oder weibliche Cäsur hatten, mußte, wenn mit der ersten Kürze des vierten Fußes das Wort zu Ende ging, jene unschön wirkende Silbenfolge herauskommen. So hat sich praktisch eine Gewohnheit gebildet, die später erst als Norm zum Bewußtsein kam. Ähnlich, nur in umgekehrtem Sinne, wird es mit den Cäsuren ergangen sein. Wenn eine solche, wie ein Gelenk, zugleich scheidet und verbindet, so liegt doch der Gedanke mehr als nahe, sie sei, in dieser Doppelnatur, eben dadurch entstanden, daß zwei vorher für sich stehende Stücke hier zu einem Ganzen zusammengefügt wurden.

Zu fragen wäre nur, ob denn bekannt ist, daß die rhythmischen Reihen, die hier vorausgesetzt werden, selbständiges Dasein gehabt haben. Von den Dreihebern und Vierhebern wird das kaum jemand bestreiten. Und daß der Abschnitt nach der Cäsur des vierten Fußes einst als Ganzes für sich gedacht war, beweist, ebenso wie bei dem fünfsilbigen Versschluß, die Geläufigkeit gewisser Formeln altertümlichen Gepräges, von denen diese Strecke ($\cup \cup - \cup \cup - \cup$) gerade ausgefüllt wird. An jene νόστιμον ἡμαρ, πατρίδα γαῖαν, γαῖα μέλαινα, νῦξ ἑρεβεννή, δῖος Ὀδυσσεύς, Αἰθιόπεσσι, ἡκόμοιο usw. reihen sich, nicht als Weiterbildung der Dipodie, wie es Witte ansehen wollte, sondern von vornherein als Einheit gedacht, jene Wortverbindungen wie Θέτις ἀργυρόπεζα, Διὸς αἰγίοχοιο, νέες ἀμφιέλισσαι, πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς, ἄλδος ἀτρυγέτοιο, vollends — ohne Wortgrenze hinter den beiden Kürzen — πολύδακρυον Ἄρηα, πολύμητις Ὀδυσσεύς, κορυθαίολος Ἑκτωρ, περικαλλέα δίφρον, ῥοδοδάκτυλος Ἥως, ταναήκεϊ χαλκῷ, μερόπων ἀνθρώ-

8) Darauf weist auch Witte hin (bei Pauly-Wissowa), ohne daß, wie mir scheint, der Zusammenhang recht klar hervorträte. Die Stelle bei Hermann Orphica (1805) p. 692 sqq.

πων, auch φίλον ἐπλετο θυμῷ u. a. Sie sind alt, denn sie sind stereotyp geworden. Also dürfen wir annehmen, daß sie nicht gemacht wurden, um sich dem Schema des Hexameters einzufügen, sondern daß sie da waren und ihrerseits geholfen haben das Schema entstehen zu lassen. — Die beiden männlichen Cäsuren zusammen kommen nicht viel öfter vor als die eine weibliche. Diese war also besonders beliebt. Und für sie besteht, wenn auch nur in einer kleinen Gruppe von Fällen, zwischen den beiden Teilen, in die der Vers gegliedert ist, eine Beziehung, die in älteste Zeiten zurückweist. Das ist der Reim — nicht an sich, denn er könnte ja eine späte Erfindung sein, aber da, wo er durch Herstellung äolischer Sprachform erst zum Vorschein kommt. Im vorigen Kapitel ist über dieses Ergebnis des Fickschen Versuches berichtet (S. 172). Wenn nun der Reim in jener Mundart vernommen worden ist, so kann die Beziehung zwischen den Gliedern, an denen er angebracht wurde, nicht erst in einer Zeit geschaffen worden sein, da die Dichtung in den Händen der Ionier war. Folglich ist diese Beziehung nicht dadurch zustande gekommen, daß ein Ganzes geteilt wurde, sondern so, daß zwei selbständige Stücke zusammengefaßt und damit zu Teilen eines Ganzen gemacht wurden. Sonst müßte man ja annehmen, daß der Hexameter schon bei den Äolern fertig gewesen sei, schon bei ihnen eine längere Entwicklung von ursprünglicher Alleinherrschaft der Diärese nach dem vierten Fuße zur Gliederung durch Cäsuren, die ihn nahe seiner Mitte teilten, durchgemacht habe.

Aber warum soll es nicht so gewesen sein? Vieles haben die Ionier von ihren Vorgängern übernommen, warum nicht auch den Vers? Ja, werden wir zu solcher Annahme nicht geradezu gedrängt? da doch die altertümlichen Formeln, die am homerischen Stil einen so wesentlichen Anteil haben, von vornherein in daktylischen Rhythmus gefaßt waren. — Darauf ist zu antworten: daktylisches Metrum, dessen sich allerdings schon die Äoler bedient haben müssen, bedeutet noch nicht den Hexameter. Der Anfang des Heldengesanges war wirklicher Gesang, in kürzeren Versen und kürzeren Liedern; für die Rezitation wurde der Langvers geschaffen. Und gerade Wilamowitz verdanken wir die Erkenntnis, daß diese für die Entwicklung des Epos entscheidende Tat von den Ioniern vollbracht worden ist (IIH. 350 f. 353 f.). Mit Recht legt er dabei kein Gewicht auf den Ausdruck ἀείδειν, der auch von rezitativem Vortrag, mit gelegentlichem Anschlagen wirksam hervorhebender oder überleitender Klänge, gebraucht sein könnte. Aber die Sänger, von denen Homer erzählt, gebrauchten die Phorminx, der Rhapsode hatte den Stab in der Hand⁹⁾. Auf die Wichtigkeit der Veränderung vom Singen zum Sagen

9) Pindar Isthm. III 56; Hesiod Theog. 30. Vgl. Welcker, Der epische Cyclos, S. 360.

hat auch Bethe hingewiesen (Hom. I 39 f.), ein volles Verständnis der Entwicklung jedoch sich dadurch verschlossen, daß er das Epos »in Kleinasien geboren« denkt (S. 10. 45). Gewiß ist es drüben erst zu dem geworden, was es dann war; aber seine Geburtstätte, das Quellgebiet der epischen Redeweise und Denkweise lag im Mutterlande, da wo äolisch gesprochen wurde, wo die Phantasie der Menschen den Olymp, den sie zum Himmel ragen sahen, mit Göttern bevölkerte. Nun haben wir diese vier Reihen:

einst kürzere Lieder — später zusammenhängende Erzählung,
einst Gesang — später Rezitation,
einst kurze Verse — später Hexameter,
einst äolisch — später ionisch.

Daß nicht auf jeder dieser Linien einzeln der Übergang stattgefunden hat, sondern, was da geschehen ist, zeitlich und ursächlich zusammengehört, läßt sich mit all der Wahrscheinlichkeit behaupten, die in Fragen dieser Art überhaupt erreichbar ist.

Wie es im einzelnen dabei hergegangen ist — sicher nicht plötzlich —, können wir nicht wissen, doch in den Hauptzügen uns ein Bild machen, wie das Wilamowitz in ein paar kurzen Sätzen getan hat (S. 354 f.). Treffend erinnert er auch an den ungeheuren Abstand zwischen den alten Liedern und den Versen der Ilias. Nur daß sich »kaum mehr« erhalten haben könne »als hier und da eine Formel, sonst nur bequeme sprachliche Formen und eine bescheidene Anzahl altgeheiliger Wörter«, scheint mir stark übertrieben. Odyssee und Ilias sind voll von Wortverbindungen und Wendungen äolischen Gepräges. Und was in der homerischen Redeweise konventionell ist, muß einst lebendig gewesen sein, sei es ein charakteristisches Beiwort oder die frisch empfundene Beschreibung einer Situation, eines Vorganges. Dann ist es zur Formel erstarrt. Indem wir dem Ursprung dieses Elementes nachgehen, dürfen wir hoffen uns der Periode des Heldengesanges zu nähern, die für den epischen Ausdruck die eigentlich schöpferische gewesen ist. Den Versuch, die Texte in eine frühere Mundart zurückzuübertragen, wird, nachdem er seine wertvollen Dienste getan hat, niemand mehr erneuern. Aber die Aufgabe tritt nun heran, die sprachgeschichtliche Analyse durch eine vergleichende Betrachtung des Inhaltes und des Stiles der Epen fortzusetzen, ob nicht auch in dem, was und wie erzählt wird, sich vom allmählichen Wachstum, durch verschiedene Zeitstufen und Kulturkreise, Zeugnisse erhalten haben. Dabei entspricht es dem ganzen Plan unsrer Arbeit, daß wir das Stoffliche voranstellen; das Was ist überall greifbarer als das Wie.